





Rheinische Geschichten und Sagen

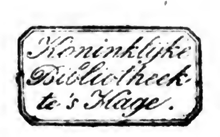
von

Niklas Vogt.



Zweiter Band.

Frankfurt am Main
Verlag der Hermannschen Buchhandlung
1817.


Koninklijke
Bibliotheek
te 's Hage.

Vorrede.

Ich habe den ersten Theil dieser rheinischen Geschichte mit Lust und Leichtigkeit bearbeitet. Denn darin fand ich noch das heilige römische Reich teutscher Nation in seiner Blüte und Vereinigung, und es fehlte mir nicht an Quellen und zusammenhängenden Jahrbüchern, woraus ich schöpfen konnte. In diesem und den folgenden Theilen aber ist es in mehrere hundert Stücke und Stückchen zersplittert, deren Geschichte man entweder gar nicht, oder nur theilweise berührt findet. Sismondi und

Müller mogten wohl weniger Schwierigkeiten bei der Verfertigung ihrer Geschichten zu überwinden haben, als ich; denn die italienischen und schweizer Republiken hatten seit ihrer Entstehung fortlaufende Chroniken und Jahrbücher, worin sowohl die Begebenheiten als die Ursachen und Personen angegeben sind, welche sie veranlaßt oder geleitet haben. Ich aber fand, nachdem ich mehrere Foliobände durchlesen, und viele Urkunden durchsucht hatte, kaum eine Ausbeute für einen Bogen. Die weltlichen Fürstenthümer am Rhein hatten vor dem zwölften Jahrhundert gar keine Geschichte, und die geistlichen mehr eine Geschichte ihrer Kirchen und Klöster, als ihrer Völker.

Dazu kommt noch, daß in den Bruchstücken, welche man hie und da vorfindet, meistens nur die Resultate der Begebenheiten, selten die handelnden Personen angegeben sind. Dies alles macht eine zusammenhängende und dramatisch dargestellte Geschichte der rheinischen

Staaten sehr schwer; denn welcher Geschicht-schreiber wollte jetzt noch, da Recht und Be-sitz eine gänzliche Umwälzung erlitten haben, seine Leser durch eine dürre Reihefolge von un-bedeutenden Nahmen, oder eine langweilige Aufzählung von Gütererwerbungen ermüden. Bei meinen gehäuften Amtsgeschäften, welche mir kaum Zeit zur Korrektur lassen, muß ich daher meine Leser abermals bitten, die Druck- oder andere Fehler, welche sich bei den vielen Nahmen, Jahrzahlen, Orten und Staaten in diesem Werke einschleichen sollten, gütigst nachzu-sehen. Ich werde sie, wenn ich mehr Zeit zur Ver-gleichung meiner Excerpte finden sollte, am Ende berichtigt angeben. Da mir jetzt Alter und Amt nicht mehr die Muße gestatten, welche mich bei dem Beginnen dieses Werkes anlachte, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß die noch lebenden rheinischen Geschichtforscher, Pfister, Batton, Kirchner, Fichard, Dahl, Lehne, Günther, Wirz, Kindlinger,

Stumpf, Bodmann und Wallraf recht viele, bisher noch unbekannte Quellen, entdecken mögten, welche ich in dem Codex der Beweisstellen mit Dank benutzen werde.

Uebrigens bitte ich meine Leser, die hinten beigedruckten Verbesserungen zu vergleichen.

Frankfurt am Main,
den 24. November 1816.

Niklas Vogt.

Fünftes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Habsburg=Oestreich.

Rheinische Geschichte

von

Habsburg-Oestreich.

Der Rhein kommt von einem Lande her, welches durch die Natur und Geschichte so reich mit schönen, großen und herrlichen Bildern geschmückt ist. Es kann in der That für ein gefühlvolles Herz nichts anziehender seyn, als der Kampf einfältiger Bauern um Freiheit im friedlichen Hirtenthale gegen mächtige Herren und Fürsten auf stolzen Felsenhöhen und glänzenden Schlössern um Herrschaft. Zu Sarnen sieht man noch das ländliche Haus mit blanken Brettern, Sprüchen und Weinreben umgeben, was der alte ehrliche Staufacher sich erbauet hatte, und weswegen er von den Landvögten beneidet wurde. Nicht weit davon steht das andere Haus, worin die keusche Gattin dem mächtigen Wollüstlinge zuerst ein Bad bereiten, und dann ehebrechen sollte. Aus den Gebüschen der lieblichen Schwanau im Lowerzer See ragen die Trümmer jener Burg hervor, welche die Jünglinge von Art zerstörten

als der Vogt einem von ihnen die Geliebte dorthin geraubt hatte. Auf der jetzt wüsten und zerbrochenen Burg des Rozbergs haußte Landenberg, welcher die Braut des Arnold von der Halden schändete, und seinem Vater die Augen ausstechen ließ, weil er den flüchtigen Sohn nicht verrathen wollte. Auf einem Brunnen zu Stanz steht das Bild des biedern Arnold von Winkelried, viele Lanzen im Arme fassend, zum ewigen Andenken jener Heldenthat, wodurch er in der Schlacht bei Sempach seinen Landsleuten die feindlichen Reihen öffnete, indem er, sich selbst opfernd, die feindlichen Spieße zusammen packte, und auf seine Brust kehrte. Einsam erhebt sich zwischen den senkrechten Felsen am Vierwaldstädter-See das Rütli, wo der Schweizerbund zur Erhaltung alter Freiheit beschworen wurde. Gegenüber schimmert aus wilden Gebüschen und Steinmassen die Kapelle, und unter ihr die Platte, auf welche sich Wilhelm Tell aus dem Sturme und den feindlichen Ketten rettete, als er den Apfel von dem Haupte seines Sohnes geschossen hatte. An den zwei Enden des Sees stehen noch zwei andere Kapellen, dem Andenken großer Thaten geweihet. Bei der einen erschoß Wilhelm Tell den Tyrannen Geßler. Die andere deckt die Einsiedelei des Niklas von der Flühe, welcher zweimal durch klugen Rath und sein Schwert das Vaterland gerettet hatte. Um diese eben so einfachen als rührenden Denkmäler alter Sitten und Heldenthäten thürmen sich ungeheuere Felsen und Berge, und über ihnen glänzt der ewige Schnee der Alpen oder die ehrwürdigen Trümmer von Habsburg, Kyburg und Toggenburg. In ihre Thäler stürzen sich Bäche und Flüsse tosend herab, indeß auf grü-

nen lieblichen Matten friedliche Hirten ihr Vieh weiden und auf den Landpfeifen den Kuhrein blasen.

Dieses Land war den Römern unter dem Namen Helvetien bekannt, und Julius Cäsar hatte harte Kriege gegen dessen tapfere Völker führen müssen, ehe er sie seinem Reiche unterwerfen konnte. Die Römer nahmen den größten Theil davon zu der Provinz Maxima Sequanorum, legten darin Heerwege und Städte an, wovon noch Lucern, Augst, Windisch, und Basel Beweise sind.[1]

Unter der fränkischen Monarchie wurde es, wie die übrigen teutschen Länder, in Gaue vertheilt; davon tragen noch der Thurgau, der Aargau und der Gletgau ꝛc. ihre alten Namen. Nach Ausgang der Karlinger war die Schweiz eine Zeitlang ein Stück des burgundischen Reichs; dann wurde sie in viele Stammgrafschaften und Herrschaften vertheilt, welche entweder Grafen und Rittern, als denen von Toggenburg, Werdenberg, Kyburg, Habsburg ꝛc. oder Bischöfen und Aebten von Chur, Basel, St. Gallen, Einsiedlen ꝛc; unterthänig waren. Zwischen ihnen erhoben sich die alten und neuen Städte, Solothurn, Lucern, Zug, Zürch, Bern, Freiburg, Schafhausen und Basel als freie gemeine Wesen. In den rauhen Alpenthälern lebten mit alten Rechten und Freiheiten die Hirtenvölker in patriarchalischer Einfalt.

Unter diesen mancherlei Herrschaften und Gemeinden der Schweiz finden wir gegen das zehnte Jahrhundert die Stammväter jenes durchlauchtigsten Hauses hervorragen, welches in alten Zeiten seine Wurzeln bis zu der merwingischen Dynastie erstreckte, und in neuern seine

1. Lucerna, Augusta rauracorum, Vindonissa, civitas Basiliensium.

kaiserlich-königliche Gewalt über die alte und neue Welt ausgedehnt hat.

Die Genealogie des habsburgisch-östreichischen Hauses ist bis auf Guntram den Reichen ziemlich undeutlich. Die Geschlechtsforscher lassen die alten Habsburger von Eticho I. herstammen, welcher im Jahre 690 unter den Merwingern Herzog von Schwaben oder Allemannien war. Dieser gründete seine Burg auf den Anhöhen der Vogesen, wovon man noch die alten Mauern des Schlosses sieht, welches Obernburg oder Hohenburg genannt wurde. Er hatte drei Söhne, wovon der ältere Eticho II. der Stammvater der lothringischen Herzoge, Adelbert jener der Habsburger und Zähringer wurde. Der dritte Leodegar war Bischof. Von seinen zwei Töchtern Odilia und Rosemunde ist erstere durch die Legenden berühmt geworden. Blind und fast unförmlich geboren wollte sie der Vater nicht vor seinen Augen haben. Sie wurde hinweggeschaft und in einem Kloster erzogen. Aber Gott, auf dessen Güte sie ihr Vertrauen gesetzt, gab ihr Gesicht und Schönheit. So wurde sie durch Vermittlung ihres Bruders dem Vater vorgestellt. und dieser empfing sie wieder mit Liebe und Wohlgefallen. Sie aber entsagte der Welt und aller irdischen Liebe und stiftete ein Kloster.

Adelbert, welcher dem Vater in dem Herzogthume gefolgt war, zeugte mit seiner ersten Gemahlin Gertrude sechs Kinder, drei Söhne nämlich und drei Töchter. Erstere hießen Leutfried, Eberhard und Maso, letztere Eugenie, Attala und Gundelinde. Von seiner zweiten Gattin Batilde hatte er nur zwei Töchter, die Savine und Lutgarde. Der Vater und die Söhne waren die Stifter der vorzüglichsten und reichsten

Batilde.

t I. 1032.

1141.

ard,
Laufenburg.

lementine — Karl 1305. v. Hungarn. | Euphemie. | Rudolph — Agnes von Böhmen, 1290.

Johann 1333.

1564.

Ferdinand.

I., Herzog von Lothringen
... er, † 1765.

792.

Klöster im Elsaß. Adelbert gründete die reiche Abtei von St. Stephan in Straßburg; Eberhard und Maso die beiden Klöster Ebermünster und Masmünster. Dem nämlichen Geschlechte wird auch die Gründung der Abteien von Murbach, Etenmünster und Schwarzach zugeschrieben. Fromm und großmüthig zeichneten sich also schon im siebenten Jahrhunderte die Ahnen des habsburgisch-östreichischen Hauses aus.

Eberhard I. zeugte mit Adelinden einen Sohn Hugo I. Von diesem und seiner Gattin Hildegarde gingen die vier Zweige der Fürsten von Lothringen, Egisheim, Zähringen und Habsburg aus. Eberhard II. wurde nämlich der Stammvater der Herzoge von Lothringen, Hugo II. jener der Landgrafen vom untern- und Guntram der vom obern Elsaß. Guntram selbst war zugleich Graf vom Sundgau und Breisgau, und hatte schon in der Schweiz beträchtliche Besitzungen, darum er der Reiche genannt wurde. Sein Sohn Landhold oder Lancelin nannte sich Graf von Altenburg, und hatte seinen Sitz bei Windisch, der alten römischen Vindonissa. Radbot, dessen Sohn, lebte zu Anfange des eilften Jahrhunderts, war Graf im Gledgau, und heirathete Ida, die Tochter Gerhards III., Grafen von Elsaß und Herzogs von Lothringen. Sein Bruder Werner wurde Bischof von Straßburg. Durch geistliche und weltliche Gewalt mächtig bauete dieser den Münster als seine Kirche, und das Schloß Habsburg für seine Familie. Seit dieser Zeit nannten sich die Nachkömmlinge seines Stammes Grafen von Habsburg.

Es geht eine alte Sage, daß der Bischof Werner anfänglich mit dem Baue seiner Stammburg nicht zufrieden gewesen sey, als er ihn das erstemal erblickte. Da

er ihn aber bald mit mehreren hundert Vasallen und Rittern erfüllt fand, welche auf jeden Wink bereit standen, die Feinde seines Hauses von ihren Mauern zurückzuschlagen, soll er sehr zufrieden ausgerufen haben: « so steht freilich Habsburg gegen alle Anfälle fest. » In diesen Worten liegt im Kleinen die ganze Geschichte des habsburg-östreichischen Hauses. Nicht durch Bollwerke und kriegerische Eroberungen ist es groß und mächtig geworden, sondern durch die Liebe und Treue seiner Unterthanen.

Es ist wahrscheinlich, daß sich die Macht dieses Hauses schon im zehnten Jahrhunderte sehr erweitert habe. Albert III., ein Urenkel Radbots, besaß nicht nur beträchtliche Güter und Rechte im Elsaß, Breisgau und Aargau; sondern er nannte sich auch Landgraf von Ober-Elsaß, und, wie sein Urvater Guntram, den Reichen. Rudolph, sein Sohn, erhielt vom Kaiser Friedrich II. die Reichsstadt Lauffenburg, und wurde Landvogt der kleinen Kantone in der Schweiz, welche Stellen seinen Einfluß in diesem Lande vermehrten. Er hatte sich dabei schon so viele Rechte erworben, daß der Kaiser ihm für diese Vogtei die Grafschaft Rheinfelden geben mußte.

Rudolph I. starb im Jahre 1232, und hinterließ zwei Söhne, Albert IV. und Rudolph, welche seine Länder unter sich theilten. Ersterer erhielt mit dem Schlosse Habsburg die Besitzungen im Aargau und Elsaß, letzterer die Grafschaften Gledgau, Rheinfelden, Lauffenburg, und was seine Familie im Breisgaue besaß. Beide nannten sich Landgrafen vom Elsaß. Albert vermählte sich mit Hedewig, der Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, welcher von den Herzogen von Zähringen abstammte. Dadurch erhielt das Haus Habsburg

neue Stärke und Ansprüche auf neue Erwerbungen. Von dieser glücklichen Ehe zeugte Albert drei Söhne, nämlich Rudolph II., Albert, welcher Domherr zu Basel war, und Hartmann.

Nachdem er viele Fehden mit seinen Nachbarn männlich und ehrlich ausgefochten hatte, zog er des weltlichen Krieges müde, nach Palästina in den heiligen, und hinterließ seinen Söhnen seine Länder, und eine Ermahnung, deren Befolgung das Haus Oestreich groß gemacht hat: »Bedenkt immer,« sagte er bei seinem Abschiede, »daß »die Grafen von Habsburg nicht durch Betrug und Eigen»nutz, sondern durch ihre Tapferkeit und Eifer für das »gemeine Beste so einen hohen Grad von Macht und Ruhm »sich erworben haben. So lange ihr den Schritten eurer »Väter folgt, werdet ihr die Würden und Besitzungen, »welche sie euch hinterlassen haben, nicht nur erhalten, »sondern auch noch vermehren.«

Es scheint, daß Rudolph, sein ältster Sohn, diese väterliche Ermahnung vorzüglich beherzigt habe; denn er wurde der wahre Stifter der habsburgisch-östreichischen Größe und Macht. Schon zu allen ritterlichen Tugenden an dem Hofe des Kaisers Friedrich II. gebildet, brauchte er seine Waffen zum Schutze friedfertiger Bürger gegen die Räubereien und Anfälle mächtiger Unterdrücker. Er vertheidigte die Stadt Straßburg gegen ihren Bischof, welcher sie überwältigen wollte, und die Stadt Zürch gegen die Ritter, die von ihren Burgen herab den Handel und die Schiffahrt auf dem See unsicher machten. Er wurde Vogt der kleinen Kantone und Städte in der Schweiz, denn sie hatten einen tapfern Beschirmer nöthig.

So großmüthig er sich aber in Hülfe gegen die Bedürftigen zeigte, so klug dachte er auch auf die Erhaltung und

Vergrößerung seines Hauses. Darum waren zweie seiner ersten Fehden gegen seine Oheime Rudolph, den Grafen von Lauffenburg, und Hartmann, den Grafen von Kyburg, gerichtet. Jenen beschuldigte er: daß er whrend seiner Vormundschaft ihm einige Erbgüter entzogen habe. Von diesem forderte er, von seiner Mutter Hedwig, einer gebornen Kyburgerin, her, einen Theil der Kyburgischen Länder. Beide mußten der Gewalt seiner Waffen weichen, und ihm Genugthuung leisten; aber Hartmann rächte sich bald an ihm, indem er die Kyburgischen Länder dem Bischofe Walther von Straßburg als Lehen übergab. Sey es, daß Rudolph von diesem Lehensvertrage nichts erfahren, oder eine gelegene Zeit abgewartet hatte, um ihn zu hintertreiben, genug, er schwieg bei dem Vorgange; ja er diente sogar noch dem Bischofe in der Fehde gegen die Stadt Straßburg. Sobald er sich aber die Gunst seines Oheims wieder erworben hatte, forderte er die gemachte Schenkung von dem Bischofe zurück, und da dieser sie ihm verweigerte, sagte er: »Ist das der Dank für die Dienste, »welche ich euch bisher geleistet habe? Da ihr also gar keine »Rücksicht auf den Beistand und die Liebe eurer Freunde »nehmen wollt, so wißt, daß Rudolph von Habsburg »von dieser Stunde an euer Feind ist.« Er endigte, indem er an sein Schwert griff, mit den Worten: »so lange »ich diese Waffen führen kann, werdet weder ihr, noch »ein anderer mir die Güter entziehen können, welche mir »als Erbtheil meiner Mutter zugehören. Da ihr mir »selbige nun gegen alles Recht und Gerechtigkeit rauben »wollt, so wißt, daß ihr mit nächstem eure eigenen verlieren »werdet.«

Nach diesen Worten verließ er des Bischofs Partei, und ging zu den geängstigten Straßburgern über, welche

seine Hülfe mit offenen Armen aufnahmen. Verbunden mit diesen fiel er sogleich in des Bischofs Länder ein, nahm Colmar mit List, Mühlhausen mit Sturm weg, und wurde Meister des ganzen obern Elsasses. Walther, von Rudolph's Waffen entblößt, wurde von den Straßburger Bürgern bei Dorolsheim geschlagen, und starb für Verdruß während der Fehde. Sein Bruder und Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Heinrich, bot dem Sieger die Friedenshand; und dieser war so großmüthig, daß er die eroberten Plätze an das Hochstift wieder heraus gab, und sich allein mit dem Verzichte des Bischofs auf die Kyburgischen Länder begnügte. Die Straßburger Bürger aber errichteten ihm zur Dankbarkeit für die ihnen geleisteten Dienste, an dem herrlichen Münster, den sein Ahnherr Werner erbaut hatte, auch ein herrliches Denkmal.[1]

Diese glücklich geendigte Fehde zog ihm aber bald eine neue mit dem Abte von St. Gallen und dem Bischofe vom Basel herbei, indem ersterer auf einen Theil der Kyburgischen, der andere auf Breisach und mehrere Habsburgische Plätze Ansprüche machte. Die Fehde wurde um so gefährlicher, weil der Bischof auch noch die Bürger von Basel darein zu verwickeln wußte. Es herrschten nämlich zu der Zeit zwei mächtige Parteien in dieser Stadt, wovon sich die Glieder der einen, von dem Bilde ihrer Fahnen, die Psittigträger, die andern die Sternträger nannten. Jene hielten es mit der Gemeinde und dem Bischofe,

1. Rudolph war darauf zu Pferde gebildet. Die Bildsäule selbst war ein vortreffliches Kunstwerk jener Zeit. Sie ist aber während des Vandalismus der französischen Revolution, wie alles, was groß und königlich war, zerschmettert worden.

diese mit dem Adel und Rudolph. Sie bekämpften einander in und außer der Stadt. Viele Adliche wurden bei einem Turniere ermordet und vertrieben, und die Habsburgischen Schlösser zu Blodesheim, Ottmarshausen und Rheinfelden weggenommen oder verwüstet.

Als Rudolph bedachte, daß ihm der doppelte Krieg mit denen zu Basel und St. Gallen zu schwer fallen könnte; verfügte er sich ohne alles Geleit nach Wyl in's Thurgau, und verlangte vor den Abt von St. Gallen gelassen zu werden. Dieser saß so eben mit seinen Vasallen und andern Rittern beim Imse, um sich über die Fehde zu berathschlagen, und wollte fast nicht glauben, daß sein Feind ohne alle Bedeckung zu ihm kommen würde. Da trat Rudolph schon in den Saal, und redete ihn also an: »Herr Abt von St. Gallen! wiewohl ich mit »euch in Fehde liege, so bekenne ich nichtsdestoweniger, »daß ich euer Lehensmann seyn will. Und obwohl wir »beide einander fast gleich beschädigten, wenn wir die »Fehde fortsetzten; so würden der Bischof von Basel und »die Städte, welche sich mit ihm verbunden haben, dessel»ben wohl mögen lachen. Ich begehre mich mit euch und »eurem Gotteshause zu vertragen, damit ich mich gegen »den Bischof und die Stadt Basel desto mehr erwehren »könne, welche meine Schlösser zerstört, und viele Ritter »und Bürger verjagt haben, die mir zugethan sind.« Diese eben so offene als kluge Rede gewann dem Grafen die Bewunderung und das Zutrauen des Abtes von St. Gallen und seiner Freunde. Der Span wurde sogleich gütlich beigelegt, und als bald hierauf der Bischof von Basel dem Abte einige Weinfässer wegnehmen ließ, gab dieser Rudolphen 300 Ritter, um die Fehde gegen die Baseler desto kräftiger fortsetzen zu können.

Als nun beide Heere gegen einander angerückt, und die Fürsten in dem Kloster Bruk zusammen gekommen waren, sprach der Bischof von Basel: »Was hat unsere »liebe Frau gegen St. Gallen verschuldet, daß ihr der»selben so großen Schaden zufügen wollt?« Hierauf antwortete der Abt: »Und was hat St. Gall verschuldet »gegen unsere liebe Frau, daß ihr ihm seinen Wein weg»genommen?« So zogen beide wieder feindlich von einander, und die Fehde wurde mit neuer Erbitterung fortgesetzt.

Der Krieg wurde damals, wie unter den Trojanischen Helden, zugleich durch Kampf und List geführt, und Rudolph erscheint, wie ein anderer Ulysses, als Meister in beiden Künsten. Schon bei der Straßburgischen Fehde nahm er im Einverständniße mit dem Stadtschultheiß Röselmann, Colmar, wie einst Ulysses Troja ein; nur mit dem Unterschiede, daß er seine Leute, statt in einem hölzernen Pferde, hier in einem Weinfaße heimlich in die Stadt brachte. Bei der Zürcher Fehde gab er noch glänzendere Beweise seiner Kriegslist und Entschlossenheit. Die Ritter und Grafen, welche ihre Burgen und Schlösser nur darum an dem See her erbauet zu haben schienen, um die friedlichen Schiffer und Handelsleute zu berauben, lagen in beständiger Fehde mit den Bürgern von Zürch. Diese wandten sich daher an ihren nächsten Nachbar, den Leuthold von Regensberg, welcher vom Utliberge herab die Stadt am meisten beängstigen oder beschirmen konnte, und fleheten dessen Schutz an. Leuthold aber war zu viel an Raub gewöhnt, als daß er dieses friedliche Anerbieten angenommen hätte, er wies die Zürcher mit Verachtung ab, und sagte: »Ihr müßt wissen, daß ich eure Stadt durch »meine Schlösser und Länder so umstrickt habe, wie einen »Fisch in dem Netze; ergebt euch also unter meine Herr-

»schaft, und ich will euch gütlich regieren, und wacker be»schirmen.« Nach einer so schnöden Abweisung setzten die beängstigten Bürger ihre einzige Hoffnung auf Rudolph von Habsburg, welcher bisher die Kantone und die Straßburger so wacker vertheidigt hatte; und dieser beschirmte sie auch jetzt gegen die ganze Räuberbande der Ritter, welche sich um den See gelagert hatten. Nachdem er seine und der Kantone Truppen unter seine Fahnen gesammelt hatte, rückte er mit den Zürchern aus der Stadt den Feinden entgegen; allein sein kühner Muth brachte ihn schon in dem ersten Treffen in Gefahr. Immer in den Schlachten der Vorderste, wurde er von den Seinigen abgeschnitten, von den Feinden umringt, und in dem Gefechte verwundet vom Pferde geworfen. Aus dieser Noth, worin ihn seine Kühnheit gebracht hatte, half er sich durch seine List. Er stellte sich, zu Boden gestreckt, so lange als todt an, bis sein Freund, der Bürger Jakob Müller, mit den ihm folgenden Zürchern herbeigekommen war, und ihn mit seinem Schilde decken konnte. Da erhob er sich wieder mit neuem Muthe. Er durchbrach die feindlichen Reihen, und trieb sie siegreich in die Flucht.

Nach dieser Schlacht zogen sich die Ritter in ihre festen Burgen zurück, und glaubten sich darin gegen alle Angriffe des Habsburgers sicher; allein Rudolph, welcher sie in offenen Fehden durch Muth besiegt hatte, bezwang jetzt ihre Festungen durch List. Seine erste Unternehmung ging auf Glanzenberg, welches Schloß an dem Ufer der Limmat festgegründet war. Er ließ eine ausgesuchte Schaar seiner Leute in einem Schiffe den Fluß hinabfahren, mit der Weisung: »daß wenn sie gegen Glanzen»berg gekommen wären, die Schiffer ihre Kleider in das »Wasser werfen, und sich schreiend anstellen sollten, als

»haben sie Schiffbruch gelitten; zuvor aber sollten die »Reisigen sich in einem Hinterhalte verstecken, und wenn »die Besatzung durch das Geschrei zum Schiffe herabge»lockt würde, um es hinwegzunehmen, sollten sie deren »Abwesenheit benutzen, um sich des Schlosses zu bemei»stern.« Dieser listige Anschlag gelang. Die Besatzung lief auf das Geschrei der Schiffer raubsüchtig von der Burg herab, und Rudolph's Leute besetzten Glanzenberg.

Bald hierauf nahm er auf eine ähnliche Art das Schloß Baldern auf dem Albis weg. Er ließ nämlich einen geringen Haufen von ohngefähr dreißig Reitern gegen dasselbe anrücken; diese aber hatten eben so viel entschlossene Fußgänger hinter sich auf die Pferde gepackt, welche sich wie Tornister zusammen krümmten, bis sie an einen der Festung nahen Hof gekommen waren, worin sie sich sodann versteckten. Als nun die Reiter allein unter die Mauern gekommen waren, und die Besatzung höhnten, rückte diese aus den Thoren hervor, und trieb den kleinen Haufen mit Verachtung ab; kaum aber hatten sie selbige bis über den Hof verfolgt, als die Fußgänger raschen Schrittes hervordrangen, und sich des Schlosses bemeisterten. Burg nnd Besatzung waren des listigen Siegers Beute.

Zwei mächtige Raubnester waren nun in Rudolph's Händen; das gefährlichste und der Stadt nächste auf dem Utliberge, mußte nun noch erobert werden. Auch dieses gewann der sinnreiche Graf mit List. Er hatte nämlich bemerkt, daß der Regensberger meistens mit weißen Pferden von da herab auf Jagd und Raub auszugehen pflegte. Als er daher ausgekundschaftet hatte, daß dieser Ritter in ähnlicher Absicht ausgeritten war, ließ er auf einem andern Wege seine Reuter auf Schimmeln sich der Burg

nähern, und da die Besatzung glaubte, es seyen ihres Herren Pferde, in selbige eindringen. So befreiete Rudolph die Zürcher von ihren Räubern und Zwingschlössern. Eine gleiche Abwechselung von List und Tapferkeit zeigte er auch jetzt vor Basel.

Um seinen Feinden alle Hülfe und Zufuhr abzuschneiden, ließ er Seckingen und die Vorstädte verbrennen, und verbarg unter deren Trümmer seine beherztesten Krieger. Als nun der Bürgermeister Hugo von Marschalk einen Ausfall gegen die Belagerer wagte, ließ ihn Rudolph fast ungeneckt vorrücken, indeß ihm seine versteckten Haufen den Rückzug abschneiden mußten. Als es endlich zum Gefechte kam, war Hugo von allen Seiten umringt, und konnte mit seinen Bürgern nicht mehr die Thore gewinnen. Er blieb fechtend auf dem Platze; die Baseler wurden theils gefangen, theils getödtet. Nur wenige kamen zurück, um die traurigen Boten ihrer Niederlage zu seyn.

Indeß also Rudolph die Bürger von Basel ängstigte, glaubte der Bischof jenseits des Rheins gegen dessen Anfälle sicher zu seyn; allein der erfinderische Graf ließ heimlich Schiffe zusammen bringen, bildete daraus eine Brücke, und war den Bischöflichen auf dem Rücken, ehe sie sich's versahen.

So mit Muth und List wechselnd lag Graf Rudolph bis zum Jahre 1274 vor Basel, als sein Vetter der Graf von Zollern in sein Zelt kam, und ihm die Nachricht brachte: daß ihn die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten zum Kaiser gewählt hätten. Diese glänzende Erhebung hatte er Werner, dem Kurfürsten von Mainz, zu verdanken. Er hatte nämlich den Erzbischof auf einer Reise, welche dieser des Palliums wegen nach Rom

machen mußte, gegen die Anfälle der Räuber geleitet und dessen Liebe gewonnen. Werner, dieses Dienstes und seiner Tapferkeit eingedenk, schlug ihn demnach im Jahre 1278 den Kurfürsten als einen wackern und verständigen Mann zur Wahl vor. Diese, Rudolphs Verdienste erkennend und seine Macht nicht fürchtend, gaben der Stimme des Erzbischofs Beifall uud wählten ihn zum Kaiser. Die künftige Regierung des neu erhobenen Grafen beweißt, daß der Kurfürst von Mainz sie nicht übel berathen habe, denn wenn man die Geschichte der teutschen Könige mit Besonnenheit durchgeht, so wird man darin keinen finden, welcher das wahre Interesse der Krone und des Volks richtiger beurtheilt und erkannt, und zweckmäßigere Mittel es zu befördern, angewendtet habe, als dieser Rudolph von Habsburg. Die verwüstende Anarchie, welche Teutschland von innen, und die anhaltende Schwäche, welche es nach aussen schändete, hatte hauptsächlich in den Verhältnissen des Reichs zu Italien und in der Zerstückelung der öffentlichen Gewalt ihren Grund. Rudolph hatte diese Nachtheile selbst erfahren, da er noch Graf war, jetzt, da er Kaiser wurde, wußte er ihnen auch zu begegnen. Schon bei seinem Krönungsfeste zu Achen gab er Beweise von seiner königlichen Klugheit. Als das Reichsscepter nicht sogleich bei der Hand war, womit er die Fürsten belehnen mußte, ergriff er mit vieler Gegenwart des Geistes das auf dem Altar stehende Crucifix, und sagte: »mit diesem Scepter will ich künftig regieren.« Durch einen so öffentlichen Beweis seiner Frömmigkeit heiligte er den Anfang seiner Regierung bei dem frommen Volke und den geistlichen Fürsten. Als Vater einer zahlreichen Familie brachte er seine schönen Töchter sowohl bei der Wahl als dem Feste, in Anschlag. Damit fesselte er auch

die weltlichen Fürsten an sein Haus. Davon vermählte er sogleich dreie, nämlich Mathilden an Ludwig, den Herzog in Baiern, Agnesen an Albert, den Herzog von Sachsen und Hedwigen an Otto, den Markgrafen von Brandenburg. Die übrigen, nämlich Katharinen, die Guta und Clementia gab er später an Otto von Niederbaiern, Wenzel von Böhmen und Karl Martell von Provence. Die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, Werner, und nach diesem Heinrich, waren seine Freunde, und seine jüngste Tochter Euphemia blieb Gott geweihet. So wurde er schon bei seiner Krönung, sowohl im natürlichen als politischen Sinne der Vater des Vaterlandes und von allen Fürsten geachtet und geliebt.

Nur Ottokar, der mächtige König und Kurfürst von Böhmen wollte ihn nicht als Kaiser erkennen. Aufgebracht über den Trutz dieses stolzen Fürsten forderte ihn Rudolph vor den Richterstuhl, und erklärte ihn als einen unrechtmäßigen Besitzer von Oestreich Steuermark, Kärnten und Krain. Ottokar hatte diese Länder während der Anarchie des Interregnums durch seine erste Gemahlin Margaretha an sich gebracht; da er aber selbige unrechtmäßiger Weise wieder von sich stieß und Kunigunden geehlicht hatte, so wurden sie jetzt als dem Kaiser und dem Reiche heimgefallene Lehen erklärt. Allein der König von Böhmen behauptete sich darin mit seiner ganzen Macht, und der Streit beider Fürsten mußte mit dem Degen in der Faust entschieden werden. Rudolph rückte als Kaiser und unterstützt von den geistlichen und weltlichen Fürsten, welche seine Freunde waren, in Oestreich vor und nahm nach manchen Gefechten die Hauptstadt des Landes, Wien, mit Sturm ein. Nach diesem Siege mußte sich Ottokar zum Gehorsam bequemen, und von demjenigen Gesetze vor-

schreiben lassen, den er zuvor als seinen ehemaligen Knappen verachtete.[1] Großmüthig ließ ihm Rudolph seine Erbländer, und Ottokar unterschrieb auch den darob abgeschlossenen Vertrag. Da er sie aber kniefällig von dem Kaiser als Lehen empfangen sollte, erwachte sein alter Stolz, und er soll Rudolphen gebeten haben, diese Ceremonie wenigstens ins Geheim und bei verschlossenem Zelte mit ihm vorzunehmen. Der Kaiser schien seiner Bitte zu willfahren. Mit einem schlechten grauen Rocke angethan bestieg er seinen Thron, ließ aber die Vorhänge an dem Zelte so nachlässig befestigen, daß sie auf seinen Wink sogleich herabfallen konnten. Als nun Ottokar vor ihm auf den Knieen lag, und den Huldigungseid in seine Hände schwur; fielen die Vorhänge, wie von ohngefähr, von dem Zelte herab, und das ganze Heer konnte den gedemüthigten Fürsten in der niedrigen Stellung eines Vasallen erblicken. Diese Sage mag nun gegründet seyn oder nicht, so bleibt wenigstens so viel gewiß, daß Ottokar die dem Kaiser schuldige Unterwürfigkeit und Lehnspflicht mit Widerwillen geschworen habe. Der stolze König mußte zwar jetzt die Gefühle der Schaam und der Rache unterdrücken, denn er war von einem siegreichen Heere umgeben; als er aber zu seinem Weibe zurück nach Böhmen gekommen war, empfing ihn diese statt mit Küssen, mit Verachtung. »Pfui,« sagte die stolze Königin und glühete vor Zorn, »du bist ein so mächtiger »König und fällst vor dem nieder auf die Knie, der dir »zuvor bei der Tafel dienen mußte. Du betest den als »einen Gott und Herrn an, der vor kurzem noch Krä-

1. Rudolph diente nämlich in seiner Jugend eine Zeitlang an Ottokar's Hofe.

»mern und Spießbürgern als Söldner gedient hat. Du »solltest dich vielmehr männlich gewehrt, als so ein ver»ächtlich Bündniß angenommen haben.« Durch diese Reden des stolzen Weibes noch mehr erbittert, dachte er darauf, wie er den Vertrag brechen und Rache an Rudolph nehmen möge. Und es gelang ihm zum Theil selbst durch teutsche Fürsten.

Rudolph's Erhebung auf den kaiserlichen Thron, noch mehr aber seine glänzenden Siege über den König von Böhmen, hatten die Eifersucht jener Fürsten erweckt, welche am Rheine und in Schwaben seine Nachbarn und zuvor ihm an Macht und Würde gleich waren. Während sich also Ottokar zu einem neuen Kriege rüstete, wollten die Grafen von Wirtemberg, Freiburg und Neuburg, der Abt von St. Gallen, der Markgraf von Baden und andere Herren sich der noch übrigen Reichsländer in Schwaben bemächtigen und die habsburgischen Herrschaften selbst schmälern. Rudolph aber kam wie ein Hagelwetter über sie her, schlug den Grafen Eberhand von Wirtenberg bei Vahingen, belagerte Freiburg und zwang die aufrührerischen Fürsten zum Landfrieden.

Bei diesem Kriege bediente er sich besonders des berühmten Heinrichs Knoderer, eines Bäckers Sohn von Isny. Er hatte ihn aus der Zelle eines Barfüßer-Klosters zuerst zu einem Bischofe von Basel, dann zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz erhoben. Dieser, zuvor der Freund und Rathgeber seines Hauses, wurde jetzt der Freund und Rathgeber des Kaisers. Was Rudolph durch Gewalt unter den schwäbischen Grafen nicht erwirken konnte, vollendete Heinrich durch Klugheit und Friedenskünste. Während also dieser barfüßer Mönch den Span in Schwaben beigelegt hatte, war Ottokar

mit einem mächtigen Heere aus Böhmen in den östreichischen Ländern vorgedrungen, und Rudolph mußte noch einmal seine siegreichen Waffen gegen ihn versuchen Er bot seine Leute und Vasallen in der Schweiz und in Schwaben auf, allein mit diesem geringen Haufen konnte er sich nicht mit dem mächtigen Könige von Böhmen messen. Die Reichsfürsten leisteten ihm nicht die Hülfe, welche sie ihm versprochen hatten; sein Sohn Albert war noch mit seinen Leuten im Elsasse zurück und selbst die Bürger von Wien, an gutem Erfolge verzweifelnd, dachten mit Ottokar zu capituliren. »Ach Gott!« rief jetzt der Kaiser aus, »ist denn niemand auf den ich mich verlassen könnte.« Da kam sein Freund, Heinrich Knoderer, und brachte ihm sein Volk von Basel und die Haufen der schwäbischen Städte. Auch sein Schwiegersohn, Otto von Baiern rüstete seine Leute. Mit diesen und einem ungarischen Hülfshaufen vereinigt, rückte Rudolph gegen Ottokar vor, um seine kaiserlichen- und Hausrechte durch einen neuen Sieg zu befestigen. Nahe bei Wien auf dem nämlichen Marschfelde, wo in unsern Tagen mit Napoleon so glücklich und unglücklich gefochten wurde, kam es im Jahre 1278 den 26. August zu einer Schlacht, worin sowohl die kämpfenden Heere als Anführer alles geleistet haben, was man von wackern Kriegern verlangen kann. Dem Kaiser Rudolph wurde das Pferd unter dem Leibe erstochen. »Sorget nicht für mich!« rief er den Herbeieilenden zu, und focht so lange zu Fuße, bis ihm ein anderes herbeigebracht werden konnte. Ein kühner Steuermärker wagte sich in diesem Gewühle der Schlacht an Ottokar selbst, und erschlug ihn in einem Zweikampfe. 14000 Böhmen blieben auf dem Platze und Rudolph zog als Sieger in Wien ein.

Da der König von Böhmen selbst in dem Treffen geblieben war, so konnte nun der Kaiser auch die ganze Frucht dieses Sieges erndten. Unter der Vermittlung des Bischofs von Ollmütz wurde der junge König von Böhmen, Wenzel, mit Rudolph's Tochter Guta, Albert sein ältester Sohn aber mit des Grafen Mainhards von Tirol Tochter vermählt, und zuerst zum Statthalter, dann im Jahre 1283 durch einen förmlichen Reichsschluß zu Augsburg zum Herzog von Oestreich ernannt. Bald hierauf beförderte auch der glückliche Kaiser seinen Freund Heinrich Knoderer zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz. Obwohl er aber jetzt, auf den ersten Thron der Christenheit erhoben, sein Haus groß und mächtig und sich die ersten Fürsten des Reichs entweder durch Liebe oder Sieg unterwürfig gemacht hatte; so konnte ihn diese Würde doch nie zu der gefährlichen Herrschaft über Rom und Italien verführen. Er sahe vielmehr das Oberhaupt der Kirche als die Stütze des Oberhaupts des Reichs an, und entfernte sich, so viel er konnte, von den wälschen Angelegenheiten. Durch dieses kluge Benehmen erwarb er sich sogleich die Bestätigung des Pabstes Gregorius X. in seiner Würde. Seine Regierung und das teutsche Volk blieben von den Ränken der Italiener befreiet, und er konnte, wie es einem Könige der Teutschen geziemt, auch sein ganzes Bestreben auf das Wohl der teutschen Nation verwenden.

Da das Reich durch die lange Anarchie des Interregnums in die größte Verwirrung und die Fehden oder Räubereien gleichsam schon zu einem Rechte gekommen waren, so berief er im Jahre 1281 die Stände nach Mainz und ermahnte sie, an den Landfrieden und eine gerichtliche Verfassung zu denken. Damit die Verfügungen,

welche durch diese Reichsversammlung gegeben wurden, auch zu jedermanns Kunde und Verstand kommen möchten, ließ er selbige in teutscher Sprache abfassen. »So jeman»den, »heißt es darin,« Schaden geschieht, soll er ihn nicht »rächen, sondern erst seinem Richter klagen. Wenn er »aber klagt und wird nicht gerichtet, so daß er aus Noth »seinen Feinden widersagen muß, das soll er bei Tag »thun, und an dem vierten Tage ihm keinen Schaden »weder an Leib noch Gut zufügen.«

Diese jetzt im Namen des ganzen Reichs erlassenen Verordnungen wußte er auch als Kaiser mit kräftiger Hand zu vollziehen; ja er wurde, wie ihn einige Geschichtschreiber nennen, das lebendige Gesetz.[1] Wir haben schon gehört, mit welcher Strenge und Beharrlichkeit er die schwäbischen Fürsten zu bändigen wußte, welche während seiner Kriege mit Ottokar den Landfrieden gebrochen hatten. Mit den Städten und den niedern Adelichen, die durch Fehden und Raub ihren Stand schändeten, wußte er schneller fertig zu werden. Er zog in den teutschen Gauen herum und schlichtete selbst die Händel und Fehden. Raub und Gewaltthat bestrafte er schrecklich. Die colmarischen Jahrbücher erzählen, daß er in kurzer Zeit über siebzig Raubschlösser zerstören ließ, welche die öffentliche Sicherheit gefährdet hatten.

Um das Gleichgewicht zwischen dem Adel und dem Volke zu erhalten, begünstigte er vorzüglich die Bündnisse der rheinischen Städte, welchen der Landfriede Bedürfniß und Bestreben war. Er hielt sich öfters unter ihnen auf, und vermittelte manche Zwistigkeit durch seine Gegenwart. Wenn unter den Fürsten eine Fehde ausgebrochen war,

1. Lex animata.

schickte er seinen Freund, den Heinrich Knoderer unter sie, und dieser vollendete durch seine Geschmeidigkeit, was des Kaisers Strenge nicht bewirken konnte. In öffentlichen Geschäften zeigte der weise Fürst Adel und Würde, in häuslichen Herablassung und Freundlichkeit. Den stolzen Ottokar demüthigte er mit kaiserlichem Ansehen, dagegen hielt er es nicht unter seiner Würde, seinen alten Freund, den Jakob Müller von Zürch, zu Mainz neben sich an die Tafel zu setzen. In der nämlichen Stadt bedrohete er die Räuber und Friedensstörer mit unerbittlicher Strafgewalt. »Bekümmert euch nicht,« sagte er den Fürsten, »um »diese Räuber. Das sind keine Adelichen, welche das »arme Volk bedrücken, und den Landfrieden stören. Der »wahre Adel ist ritterlich und bieder. Er schützt gegen »Unbilden, verübt aber deren nicht selbst.« Dagegen hörte er die Scheltworte einer Bäckersfrau scherzend an, welche sich gegen ihn und seine Einquartierung heftig beklagte. Ich will diese Züge aus seinem Leben besonders anführen, weil sie sowohl seinen Geist, als seine Regierung charakterisiren.

Durch die strengen Maaßregeln, welche Rudolph nach dem Reichstage in Mainz gegen die Räuber und Friedensstörer genommen hatte, brach er ihre offenen Gewaltthaten in Fehden; sie dachten daher, daß Faustrecht durch List wieder in Gang bringen zu können. Diesem zufolge erweckten oder unterstützten sie einen hergelaufenen Landstreicher, Tilekolup, mit Nahmen, welcher sich für den schon vor fünf und zwanzig Jahren in Italien verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgab. Von so vielen Rittern und Grafen unterstützt, und von dem leichtgläubigen Volke der rheinischen Städte aufgenommen, wagte dieser es, im Jahr 1284 einen Reichstag zu berufen, und von dem

Könige die Abdankung zu fordern. Er brachte auch bald so viel Truppen zusammen, daß er damit Colmar belagern konnte, welches an seine Wiederauferstehung nicht glauben wollte.

Rudolph sahe anfänglich diese Betrügereien mit Verachtung an; als er aber merkte, daß sie gefährlich werden konnten, zog er dem Afterkaiser mit gewaffneter Macht entgegen, und trieb ihn flüchtig vor sich her über den Rhein, bis nach Wezlar, welche Stadt ihn aufnahm, und von des Kaisers Heere belagert wurde. Die Noth brachte endlich ihn und die Bürger dahin, daß sie sich ergeben mußten. Rudolph verzieh der Stadt ihre Leichtgläubigkeit, allein den Betrüger ließ er nahe bei derselben öffentlich verbrennen.

So streng verfuhr er nicht gegen die Bäckerin von Mainz. Als er im Winter des Jahres 1288, sagt die colmarische Chronik, sich mit seinem Gefolge in dieser Stadt aufhielt, war er eines Morgens in seiner gewöhnlich-einfachen Kleidung ausgegangen, und da es gerade diesen Tag sehr kalt war, gerieth er in eines Bäckers Haus, um sich da zu wärmen. Die Frau Bäckerin, welche ihn nicht kannte, sagte ihm, als er sich zum Feuer setzen wollte, ganz ungehalten: »Die Herren Soldaten »mögen wohl von armen Leuten wegbleiben.« Hierauf erwiederte der Kaiser: »O liebe Frau, gönnt mir im»merhin dies Bischen Feuer. Ich bin ein alter Krieger, »der all sein Vermögen im Dienste des geizigen Rudolphs »verzehrt hat, ohne daß er mir seinem Versprechen ge»mäß nur den nöthigen Unterhalt gibt.« »Das geschieht »euch ganz recht,« fiel ihm hier die Bäckerin ein, »wa»rum dient ihr dem Menschen, der alles verheert und verstört, und uns armen Bäcker in Mainz ganz zu Grunde

gerichtet hat.« Rudolph wollte sich hierauf noch ferner unterhalten, allein die Bäckerin schüttete Wasser über das Feuer, und machte damit einen so dicken Rauch in dem Backhause, daß der König froh war, als er die Thüre erreicht hatte.

Bei der Mittagstafel erzählte er die lustige Geschichte seinen Gästen, und befahl dem gesprächigen Weibe einen Schweinskopf und eine Flasche Wein zu schicken. Diese aber, als sie hörte, daß der vermeinte Soldat der Kaiser selbst war, kam in Furcht und Schrecken, und lief was sie konnte, nach Hofe, um den beleidigten Monarchen kniefällig um Verzeihung zu bitten. Rudolph gestattete sie dem beängstigten Weibe aber mit der unnachläßlichen Bedingung: daß sie, in Gegenwart seiner hohen Gäste, die Schmähungen von Wort zu Wort widerholen müsse, mit welchen sie ihn überhäuft hatte. Dieser scherzhafte Auftritt belustigte ihn und alle, die gegenwärtig waren. So wußte der menschliche Fürst Strenge mit Güte zu paaren.

Der glücklichen Regierung dieses wahrhaft teutschen Kaisers fehlte nichts, als daß er die Krone nicht für sein Haus erblich machen konnte. Ohnerachtet der großen Verdienste, welche er sich um das Reich teutscher Nation erworben hatte, konnte er es am Ende seines Lebens nicht einmal dahin bringen, daß die Fürsten seinen Sohn ihm zum Nachfolger gegeben hätten. Verdrüßlich über diese Undankbarkeit und unedle Eifersucht, wollte er wenigstens die letzten Tage seiner ruhmvollen Regierung in ruhiger Einsamkeit und häuslicher Liebe zubringen. Er bauete sich daher zu Germersheim an dem Rheine einen königlichen Pallast, und führte dahin, da seine erste Gemahlin gestorben war, die schöne Agnes von Burgund als Gattin

ein, welche sowohl durch die Reize ihrer Gestalt, als die Anmuth ihres Geistes sein Alter versüßen konnte. Das Brautlager wurde aber zu Speier mit kaiserlicher Pracht gefeiert, und Friedrich, der Bischof dieser Stadt, erhielt von ihm den Auftrag, die königliche Braut an dem Wagen zu empfangen. Dieser Prälat, welcher ein feiner Hofmann war, bot alle seine Pracht und Artigkeit auf, um seinem Amte Ehre zu machen; als er aber die schöne Agnes aus ihrem Wagen hob, wurde er plötzlich von ihren Reizen so hingerissen, daß er sich nicht enthalten konnte, einen feurigen Kuß auf ihre rosigen Wangen zu drücken. Dieses freche Benehmen des Bischofs beleidigte die fromme Fürstin doppelt; zuerst weil er dadurch die Majestät geschändet hatte, und dann, weil er ein geistlicher Fürst war. Sie beklagte sich darob bei ihrem königlichen Gatten, und dieser verwies sogleich den lüsternen Prälaten von seinem Hofe, mit den Worten: »Ich habe euch ein »Agnus Dei am Altar zu Küssen gegeben, aber nicht eine »kaiserliche Braut.« Nach vollbrachtem Beilager zog Rudolph von Speier nach Germersheim, wo er mit dieser eben so schönen als frommen Fürstin bis zu seinem Tode glücklich lebte.

Nachdem er im Jahr 1291 in dieser alten Königsburg gestorben war, wurde sein Leichnam zu seinen Vorfahren in die Kaisergruft zu Speier beigesetzt, und Germersheim blieb ein Reichsgut bis zum Jahre 1330, wo es schon an die Pfalzgrafen verpfändet, endlich ihnen von dem Kaiser Ludwig dem Baier gänzlich überlassen wurde.

Durch die glänzende Regierung Rudolphs bekam die Politik des Hauses Habsburg eine ganz andere Richtung. Er hatte seinem Sohne Albert an der östlichen Grenze des

Reichs ein großes Herzogthum erworben, und selbiges bereits durch Heirathen und Verträge mit Ungarn und Böhmen in Verbindung gebracht. Durch die Vermählung dieses Alberts mit Johanna, erhielt sein Haus nun auch Ansprüche auf Kärnten und Tyrol. Seinen Enkeln hatte er durch sein Beispiel die Vortheile der teutschen Kaiserkrone gezeigt, und ihnen von seinen Vätern her beträchtliche Länder im Elsaß, in Schwaben und der Schweiz hinterlassen. Er konnte zwar die Kaiserkrone nicht auf seinen Sohn Albert vererben, dieser aber schlug nach seinem Tode seinen Nebenbuhler Adolph von Nassau bei Gelheim, und erwarb sich selbige mit dem Degen in der Faust. [1]

Sobald Albert I. selbst Kaiser geworden war, warf er seine Blicke auf eine Länderkette, welche sich von dem Raab in Ungarn bis nach dem Elsaß an den Rhein erstreckte. Die Vereinigung der drei Kronen von Teutschland, Ungarn und Böhmen, welche nach der Hand seine Enkel schmückten, schwebte schon damals seinem Geiste vor; allein er wollte das Glück zwingen. Die Hinderniße, welche sich seinen Absichten entgegenstellten, waren das Bündniß der rheinischen Kurfürsten, dessen Haupt Gerhard von Mainz war, und der Freiheitsgeist der rheinischen Städte, welche Arnold, ein Bürger von Mainz verbunden hatte. Statt, wie sein Vater, diese kurfürstliche Aristokratie durch Willebriefe, und diese städtische Demokratie durch Freibriefe zu gewinnen, glaubte er beide durch Gewalt der Waffen bezähmen zu können. Wir werden es noch in der Geschichte von Mainz hören, wie

1. Siehe umständlich hierüber die Geschichte von Nassau.

glücklich er die ersten bekriegte; aber an der Freiheitsliebe der letztern scheiterte sein und seiner Enkel Unternehmen.

Die Hirtenkantone der Schweiz und die Städte am Rheine erkannten zwar die Oberherrschaft des Kaisers und des Reichs; allein jene hatten alte Freiheiten und Vorrechte, und diese waren durch den rheinischen Städtebund ein mächtiges Gemeinwesen geworden, was nach Unabhängigkeit strebte. Als nun die Schweizerkantone Alberten um die Bestätigung ihrer Freiheiten baten, erklärte er ihnen mit einem gewissen Stolze: »Er würde mit »nächstem eine andere Ordnung der Dinge in ihrem Lande einführen,« und schickte bald Vögte unter sie, um seine Gesetze zu vollziehen. Diese aber brachten durch ihre Härte und Grausamkeit das Volk zur Verzweiflung. Dem wohlhabenden Bürger Staufacher droheten sie, wie wir bereits angeführt haben, sein Haus niederreißen zu lassen, weil es ein niedliches Ansehen hatte. Dem liebenden Jüngling Arnold von der Halden nahmen sie die Braut hinweg; und als er darob Rache suchte, und flüchtig werden mußte, ließ man seinem Vater die Augen ausstechen, weil er seinen Sohn nicht verrathen wollte. Die keusche Gattin sollte dem wollüstigen Vogte zuerst ein Bad bereiten, und dann die Ehe brechen. Wilhelm Tell mußte einen Apfel von dem Kopfe seines Söhnleins schießen, weil er dem aufgesteckten Herzogshute nicht huldigen wollte. Eine solche Tyrannei würde auch ein zahmeres Volk aufgebracht haben; ein freies führte sie zur Wehre und zum Siege. In kurzer Zeit standen die Einwohner von Uri, Schwiz und Unterwalden auf; sie verjagten die ihnen verhaßten Landvögte, zerstöten ihre Burgen und

Zwingschlösser, und schlossen im Jahr 1308 einen ewigen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit.

Albert sahe diesen Aufstand als die günstigste Gelegenheit an, wodurch er sich ihre Länder unterwerfen könnte. Er verachtete das Unternehmen der Schweizer als eine pöbelhafte Frevelthat, und rüstete ein mächtiges Heer von Rittern und Vasallen, um sie zu züchtigen. Seine übertriebene Zuversicht wurde aber eben sein Fall. Nicht genug, daß er durch seine stolze Herrschsucht diese einfältigen Hirten, und zuvor schon die rheinischen Kurfürsten gegen sich aufgebracht hatte, erweckte er sich jetzt noch Feinde in seinem eigenen Hause, und diese waren gerade die Gefährlichsten, weil er sie am wenigsten zu befürchten glaubte.

Johann, sein Neffe, hatte durch seinen Vater Rudolph, den Bruder Alberts, einen Theil der habsburgischen Länder in Schwaben und der Schweiz geerbt, und forderte selbige nun, da er das achtzehnte Jahr erreichte, von seinem Oheime zurück, welcher sie bisher verwaltet hatte. Die Herausgabe so beträchtlicher Länder würde die Macht Alberts gerade in dem Augenblicke sehr geschwächt haben, wo er im Begriffe war, die Schweizer zu züchtigen. Er wies daher die Forderung des Prinzen ab unter dem Vorwande: »daß jetzt, da die Macht Habsburgs »vergrößert werden müsse, nicht der Zeitpunkt sey, wo man »dessen Länder durch verschiedene Verwaltungen theilen dürfe.« Diese abschlägige Antwort kränkte das stolze Herz des jungen Prinzen. Er dachte auf Rache, oder wurde vielmehr durch seine Freunde und Rathgeber dazu gereizt. Walter von Eschenbach, der Hofmeister des jungen Fürsten, Rudolph von Wart, Rudolph von Palm, Konrad

von Tegelfeld, nebst andern Adelichen der Gegend, wünschten schon lange ihren jungen Freund Johann im Besitze der rheinischen Länder, um sie, in dessen Nahmen beherrschen zu können. Sie benutzten daher diese Gelegenheit, welche ihnen Alberts Herrschsucht selbst dargeboten hatte, zu ihrem Zwecke, und verführten den jungen Prinzen zu einer Verschwörung gegen seinen Oheim, den Kaiser. »Man »siehet nun deutlich,« so lispeilten sie ihm, »wohin »eures Oheims Absichten mit euren Gütern gehen. Nicht »verwalten, rauben will er sie euch. Tapfer, verständig »und mit allen fürstlichen Tugenden ausgeschmückt, seyd »ihr nun zu dem Alter herangewachsen, wo man nach »allen Rechten, keine Vormünder mehr nöthig hat; und »Albert behandelt euch noch wie einen Knaben, dem man »die Ruthe geben muß. Nein, nicht die Ueberzeugung »von einer Schwäche oder Unmündigkeit ist es, was ihn »zu dieser uneblen Behandlung verleitet. Er fürchtet sich »vielmehr vor euren Tugenden und der Liebe des Volkes »gegen euch. Der arglistige Mann sieht wohl ein, daß, »wenn er euch zur Regierung eurer Länder ließ, ihr seine »Macht und seinen Glanz im Reiche verdunkeln würdet. »Durch eure Mutter habt ihr Ansprüche auf die Krone »von Böhmen; die Schwaben und die Schweizer, welche »der listige Tyrann gegen sich aufgebracht hat, würden »euch als ihren Retter, als ihren Abgott verehren; die »vier rheinischen Kurfürsten sind euch von Herzen zuge»than, weil er sie, statt für die ihm gegebene Kur»stimme zu belohnen, undankbar bekriegt hat. Auf also, »edler Prinz! bestraft diesen Anmaßer, der euch bestrafen »will. Reißt ihm, wie er es seinem Vorfahren Adolph »gemacht hat, eine unrechtmäßige Krone von dem Haupte, »da er euch euern rechtmäßigen Fürstenhut versagen will.«

Dieses waren ohngefähr die scheinbaren Vorspiegelungen, womit die unruhigen, selbst herrschsüchtigen Edelleute den jungen Fürsten zu einer der schrecklichsten Verschwörungen verführten. Um ihrer Sache desto sicherer zu seyn, wählten sie gerade den Zeitpunkt, wo Albert die Schweizer bändigen wollte. Sie hofften von diesem aufgebrachten Volke Unterstützung und Schutz. Sie blieben daher jetzt dem Kaiser beständig zur Seite, oder unter seinem Gefolge, und warteten nur auf die erste, beste Gelegenheit, wo sie ihr schändliches Unternehmen vollführen konnten. Diese ergab sich auch bald, als Albert von Zürch nach Baden gekommen war, und dort mit den Seinigen ein Mittagmahl einnahm.

Die hohen Gäste hatten sich kaum zur Tafel gesetzt, als Johann abermal und dringend die Einsetzung in seine Länder forderte. Allein Albert, statt darauf Rücksicht zu nehmen, ergriff einen Blumenkranz von der Tafel, und sagte spöttisch zu dem Prinzen: da nimm dies Spielwerk »hin. Ein solcher Kopfschmuck schickt sich besser für dein »Alter, als ein Fürstenhut.« Ein so öffentlicher Hohn brachte den Jüngling zur Verzweiflung. Er brach in Thränen aus, warf mit verbissener Wuth den Blumenkranz dem Kaiser vor die Füße, und ging gleich nach der Tafel mit den Verschwornen bei Windisch über die Reuß, um auf dem jenseitigen Ufer sein scheußliches Vorhaben desto leichter ausführen zu können.

Albert war indeß, nur von einem einzigen Hauptmann begleitet, den Verschwornen gefolgt, denn sein Sohn Leopold war mit den übrigen Hofleuten noch diesseits des Flusses geblieben. Der Kaiser ritt, ohne Arges zu denken, mit seinem Hauptmann an dem Gebirge her, worauf sein Stammschloß lag, und unterhielt sich mit demselben

in freundschaftlichen Gesprächen. Auf einmal fiel einer der Verschwornen seinem Pferde in den Zügel, und Johann faßte ihn bei dem Kragen, mit den Worten: »Halt »Tyrann! und gieb mir auf der Stelle meine Erbschaft »heraus!« Diese Worte waren das Zeichen zum schrecklichen Kaisermord. Palm rannte dem Kaiser sein Schwert durch den Leib, Eschenbach spaltete ihm das Haupt, und Warts Hiebe blieben nicht ohne Wunden. Bluttriefend und erblassend sank Albert von dem Pferde; der Hauptmann und die Verschwornen entflohen; nur eine arme Frau war auf das Geschrei herbeigekommen, und nahm den Erschlagenen in ihren Schoos, um ihm zu helfen. So fand Leopold mit dem kaiserlichen Gefolge den Vater, gerade in dem Augenblicke, als er seinen Geist aufgab.

Ein so frevelhafter Mord erfüllte Alberts Kinder zuerst mit Schrecken, dann mit dem bittersten Rachgefühl gegen die Verschwornen. Diese waren nach der That in die Gebirge der Schweizer geflohen; weil sie dort Schutz zu finden hofften; allein die biedern Hirtenvölker verabscheuten den Meuchelmord, obschon er an ihrem Feinde und Unterdrücker verübt war. Johann mußte, in Pilgerkleider versteckt, seine Flucht zum Pabste nehmen, von dem er, sein Verbrechen bekennend, in ein Kloster gesteckt worden seyn soll. Palm starb verborgen zu Basel in einem Beguinen-Hause, Eschenbach bei einem Hirten im wirtenberger Lande. Nur Wart fiel in die Hände der rächenden Habsburger. Er wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu dem Orte, wo der Mord geschehen war, geschleift und lebendig gerädert. In diesem verzweiflungsvollen Zustande haben ihn seine Freunde, seine Verwandte, ja selbst die Geistlichen verlassen, nur seine Gattin nicht. Diese edle Frau blieb auch unter

dem Rade bei ihm, und brachte ihm bis zum letzten Augenblicke seines Lebens Trost und Hülfe.

Nach Warts Hinrichtung wurden die Güter der Verschwornen eingezogen, ihre Schlösser von Grund aus zerstört und selbst die Besatzung derselben enthauptet. Dieses schreckliche Blutbad hat Alberts Tochter die Königin von Ungarn, mit heitern Augen angesehen; ja ihre Rachbegierde ging so weit, daß sie sogar das Söhnlein Eschenbachs mit eigenen Händen erdrosselt haben würde, wenn es ihr nicht von den Soldaten entrissen worden wäre, welche durch das Flehen des unschuldigen Knaben zum Mitleid bewogen wurden. Die Königin von Ungarn und die verwittwete Kaiserin, baueten hierauf von den eingezogenen Gütern der Verschwornen, auf dem Grunde wo der Mord vollzogen wurde, die reiche Abtei Königsfelden, und beschlossen darin ihr Leben; aber ein frommer Einsiedler sagte darob der Königin von Ungarn: »Gestrenge Fürstin! nicht durch Blutvergießen der Unschuldigen, oder durch Klosterstiftungen von fremdem Gute »dient man Gott, sondern durch Mitleid und Verzeihung »der Unbilden.«

Alberts fünf hinterlassene Söhne folgten ihm in seinen Ländern; davon führte, weil die drei jüngsten noch minderjährig waren, Friedrich, sein ältester, die Regierung in Oestreich; Leopold der Zweite, jene am Rheine. Diese zwei Brüder waren sowohl an Geist als Körper auffallende Gegenstücke. Friedrich war schön von Angesicht und Gestalt, freundlich und einnehmend von Sprache und Mienen, offen, bieder, treu, und obwohl öfters bis zur Verwegenheit tapfer, doch gutmüthig und voller Mitleid; Leopold hatte eine kleine verwachsene Gestalt, und einen finstern Blick. Er war klug, mißtrauisch, ver-

schwiegen und bis zur Leidenschaft kriegerisch. Jenen nannte man die Blume der Schönheit, diesen den Stolz der Ritterschaft. Ueberhaupt ist die Zeit von Rudolph I. bis auf Maximilian I. das wahre Heldenalter des östreichischen Hauses gewesen. Frommheit, Ehre, Galanterie, Ruhmbegierde und Tapferkeit leuchten aus allen Zügen der östreichischen Prinzen hervor. Rudolph ließ einen Pfarrer, welcher einem Kranken das Abendmahl bringen sollte, auf sein Pferd steigen, und begleitete ihn zu Fuß, indem er andächtig selbst den Zaum hielt. Friedrich der Schöne gieng in sein Gefängniß zurück, weil er seinem Gegner, Ludwig dem Baiern, das Wort gegeben hatte, sich wieder einzustellen. Ernst wurde von dem Bilde der schönen Cimburg so bezaubert, daß er nach Polen an den Hof ihres Vaters zog, um ihr Herz und ihre Hand zu erhalten. Alberts Reise nach Palästina ist so merkwürdig durch romantische Auftritte geworden, daß man ihn das Wunder der Welt nannte, und die beiden Leopolde zeigten sich in Schlachten und Turnieren als die Muster der teutschen Ritterschaft. So findet man eine ununterbrochene Reihe von östreichischen Heroen in diesem Zeitalter, und große Thaten in ihrem Leben; denn es kostete mehr Kraftaufwand, eine kleine noch unbedeutende Grafschaft zu einem mächtigen Herzogthume zu erheben, als nach glücklichen Erbschaften ganze Königreiche zu regieren.

Friedrich der Schöne, dem jetzt die habsburgischen Länder in Oestreich zugefallen waren, konnte nach dem traurigen Tode seines Vaters die Kaiserkrone nicht erhalten, denn dieser hatte sich durch seine Herrschaft bei den rheinischen Kurfürsten verhaßt gemacht; als aber Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg in Italien gestorben war, stellte er sich mit einem mächtigen Heere

zu Frankfurt als Kronbewerber auf, und schlug sich mit seinem Nebenbuhler Ludwig von Baiern am Rheine und in Baiern um die Krone. Leopold I. brachte den größten Theil seines Lebens auf dem Schlachtfelde zu. Er focht gegen seine Nachbarn, um sich selbige zu unterwerfen; für den Kaiser Heinrich in Italien, und gegen den Kaiser Ludwig in Teutschland, um die Kaiserkrone bei seinem Hause zu erhalten. Aber der merkwürdigste Krieg, den er zu bestehen hatte, war jener gegen die Hirtenvölker der Schweiz. Wir wollen diese eben so merkwürdige als traurige Geschichte nur in soweit berühren, als sie Einfluß auf die rheinischen Länder überhaupt hatte. Johann von Müller, der Geschichtschreiber der Schweiz, hat sie meisterhaft genug beschrieben.

Nachdem Albert I. den Kaiserthron erhalten hatte, war seine vorzüglichste Sorge, seinem Hause eine Ausdehnung von Ländern zu geben, welche sich von Ungarn bis an den Rhein erstrecken sollten. Das Herzogthum Oestreich war ihm schon unterworfen; auf Kärnten und Tyrol hatte er die sichersten Ansprüche; mit Ungarn und Böhmen war die Verbindung angeknüpft; die Länder im Elsaß, der Schweiz und in Schwaben waren der Habsburger ursprüngliches Eigenthum. Es fehlte nun nichts mehr, als die einzelnen Kantone und Reichsstädte in der Schweiz noch unter sich zu bringen, und der östreichische Staat machte schon damals ein kleines Königreich aus. Albert wollte diese Vereinigung durch Gewalt bewirken, allein er brachte beide zum Aufruhr.

Im einem solchen Zustande fand Leopold I. die Schweizer, als er nach dem Tode seines Vaters einen neuen Angriff auf ihre Unabhängigkeit versuchte. Unter dem Vorwande seiner Vogteirechte von Einsiedlen sam-

melte er drei große Heerhaufen zu Roß und zu Fuß um die verbündeten Kantone her; davon sollte einer in Schwyz, der andere in Unterwalden, und der dritte in Uri einfallen. Die Schweizer hatten dagegen nichts zu setzen, als ihren Muth und ihre Felsenthäler. Da sie weder an Anzahl noch an Waffen sich mit den Oestreichern messen konnten, rieth ihnen der alte Reding von Schwyz, einen Theil ihres Heeres auf den Anhöhen von Morgarten in den Hinterhalt zu legen, und so die Feinde bei ihrem Anmarsche unvermuthet zu überfallen.

Dieser Krieg war einer der seltensten, welchen man in der ganzen mittlern Geschichte findet. Auf der einen Seite zogen kampfgerüstete Ritter heran mit glänzenden Waffen und Rüstungen, und mit allen Arten von Gewehren versehen; auf der andern ein zusammengelaufener Haufen von Bauern und Hirten, ohne Helme, ohne Pferde, ohne Harnische, blos im Vertrauen auf Gott und ihre Felsenthäler. Hier focht alles geordnet und geübt in Reihen und Gliedern, dort einzelne Haufen in der Höhe, in der Tiefe, rechts und links, wie es Muth und Umstände erlaubten. An der Spitze der Oestreicher stand ein tapferer und erfahrner Feldherr, der Herzog selbst; die Schweizer wurden von Dorfschulzen und Gemsjägern angeführt.

Leopold war mit seinen Heerschaaren schon weit in die Schluchten bis zum Egerisee vorgerückt, und dachte an keinen Widerstand mehr. Auf einmal wird er von vornen, von hinten, von den Felsen und aus den Gründen angefallen, und ganze Baumstämme und Felsenstücke rollen von den Bergen herab, und zerschmettern seine Krieger. Die Reiterei, welche den Kern seiner Armee ausmachte, konnte sich in der Enge weder wenden noch

ausdehnen. Die Linien brachen, die Pferde bäumten sich, Roß und Reiter wurden auf allen Seiten angegriffen, durchstochen und zerhauen. Das Fußvolk, welches die Ritter unterstützen sollte, wurde selbst durch die auf dasselbe zurückgeworfenen Pferde getrennt, und die Ritter, welche ihre Lanzen nicht gebrauchen konnten, in den See gesprengt. Die Schweizer drangen überall ein, und die Verwirrung war allgemein. Ueber fünfzehnhundert Mann, meistens Adliche, blieben im Gefechte; die Uebrigen mußten sich zurückziehen, und Leopold, erschöpft vom Kampfe, in Winterthur neue Kräfte sammeln.

Die Schweizer, durch diesen Sieg aufgemuntert, zogen nun auch noch an dem nämlichen Tage gegen die übrigen Haufen, welche von Luzern und Buochs auf sie eindringen sollten, und drängten sie zurück. Nach so vielen Vortheilen, die sie errungen hatten, hielten sie in ihren Kirchen ein Dankfest, und es wurde beschlossen: »daß »der Tag, wo der Herr der Heerschaaren seinem Volke »Schutz und Sieg verliehen habe, jährlich ein Festtag »seyn, und die Namen der fürs Vaterland Gefallenen »öffentlich dabei abgelesen und angerühmt werden sollten.« Sie beschwuren hierauf noch einmal ihren Bund, und der Kaiser Ludwig bestätigte ihn, weil er noch ein Feind der Oestreicher war.

Leopold, welcher durch seine Macht und seinen Heldenmuth nichts gegen arme Bauern ausgerichtet hatte, wandte nun seine Waffen gegen den Kaiser, um seinem Bruder Friedrich die teutsche Krone zu verschaffen. Dieser aber hatte, ohne seine Hülfe abzuwarten, das Treffen bei Mühldorf gewagt, wo er geschlagen und gefangen wurde. Nach diesem neuen Unglücke, das die östreichischen Fürsten betraf, wandte Leopold alle Mittel der

Klugheit und Tapferkeit an, um seinen Bruder zu befreien. Er wußte den Pabst und den König von Frankreich für sich zu gewinnen, und ersterer that den Kaiser in den Bann. Er bemeisterte sich der Städte und Festungen am Rheine, in Schwaben und Baiern; er schlug Ludwigen selbst bei Burgau; allein was Leopolds Tapferkeit nicht vermogte, bewirkte Friedrichs Redlichkeit.

Der Kaiser Ludwig hatte an dem hartnäckigen Widerstande Leopolds erfahren, daß mit diesem, ohne der Krone zu entsagen, kein Friede zu schließen sey. Er ging daher zu Friedrich nach der Festung Trausnitz, wo er ihn gefangen hielt, und stellte ihm gütlich vor: »wie »durch ihre wechselseitigen Fehden das Reich in Zwie»spalt erhalten, ihre eignen Länder verwüstet, und seine »Bande schwerlich gelöset würden.« Durch solche vertrauliche Worte ließ sich Friedrich bereden. Sey es, daß er der Gefangenschaft müde war, oder auch an dem Siege verzweifelte, er versprach Ludwigen auf die Krone zu verzichten, seine Erbländer von ihm als Reichslehen zu empfangen, seine Brüder und Bundesgenossen ihm unterwürfig zu machen, und jeden als Reichsfeind anzusehen, der sich diesem Vertrag widersetzen würde.

Es scheint, daß bei dieser Unterredung mehr teutsche Redlichkeit, als Staatsklugheit beide Fürsten geleitet habe; denn nach Abschluß dieses Vertrags ließ Ludwig Friedrichen auf sein gegebenes Ehrenwort in Freiheit, und dieser hielt es auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Er ging sogleich zu seinem Bruder Leopold, beredete, mahnte, warnte, gebot ihm den Frieden; da aber dieser dazu nicht zu bewegen war, stellte er sich wieder bei Ludwig als Gefangener ein, und ehrte so Wort und teutsche Treue.

Ludwig, der eine solche That zu schätzen wußte, denn er selbst hatte schon bei der Wahl versprochen, daß er nicht Friedrichs Nebenbuhler seyn wolle, erwiederte sie mit gleicher Biederherzigkeit. Die zwei Fürsten, welche in dem Schlachtgewühl bei Mühldorf die erbittertsten Feinde waren, und um die Krone herrlich gefochten hatten, theilten jetzt selbige, und wurden die herzlichsten Freunde. Sie aßen zusammen an einer Tafel, schliefen neben einander in einem Bette; und regierten unter gemeinschaftlichen Nahmen und Siegel das Reich.

Eine so brüderliche Regierung hätten der Pabst und die geistlichen Kurfürsten segnen und bekräftigen sollen; allein diese glaubten nicht an eine solche Aufrichtigkeit, und wollten ihre Wahlrechte aufrecht erhalten. »Wohlan,« sagte Ludwig, »so will ich über Italien, und Friedrich »soll über Teutschland herrschen; die Fürsten mögen wol»len oder nicht.« Aber auch dieser Vorschlag wurde verworfen. Unter solchen Verhältnissen starben die beiden östreichischen Heldenbrüder in der Blüthe ihrer Jahre, ohne daß der Friede durch ihren Tod hergestellt worden wäre. Die Ruhmbegierde Friedrichs und die Tapferkeit Leopolds, hatten dem Hause Oestreich mehr geschadet als genutzt. Jener verschwendete seine Kräfte durch die Behauptung der teutschen Krone, dieser in den Kriegen mit den Schweizern. Beide erweckten sich dadurch Feinde unter den Fürsten und dem Volke. Ihre Nachfolger waren mäßiger und klüger in ihrer Regierung.

Nach dem Tode Leopolds setzte sich Otto in Besitz der östreichischen Länder am Rheine. Er und sein Bruder Albert dachten mehr darauf, das Gebiet ihres Hauses zu vermehren, als nach der so gefährlich gewordenen

Krone des teutschen Reiches zu streben. Sie ließen dieselbe Ludwigen von Baiern, und dieser bekräftigte ihnen dafür nicht nur ihre alten Rechte und Besitzungen, sondern er gab ihnen noch überdies für die aufgewandten Kriegskosten die freien Reichsstädte Breisach, Schafhausen, Rheinfelden und Neuburg. [1] Fast zur nämlichen Zeit kamen sie zum Besitze von Tyrol und Rapperswyl, und Otto wurde bei Abwesenheit des Kaisers zu dessen Statthalter in Teutschland ernannt. Diese Vortheile würden die Wunden wieder geheilt haben, welche Oestreich durch die Kriege mit dem Kaiser und den Schweizern erhalten hatte, wenn letztere nicht durch den rheinischen Städtebund von neuem zum Kampfe wären aufgereizt worden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bundesrepublik, welche Arnold von Thurn zu Mainz gestiftet hatte, selbst den Muth der ersten Eidgenossen geweckt habe; denn durch sie verbreitete sich in allen Städten und Ländern längs dem Rheine hin ein Geist der Freiheit, und des Republikanism, welcher späterhin den mächtigsten Fürsten gefährlich ward.

Nach der Schlacht bei Morgarten befestigte sich die Freiheit der Schweizer immer mehr, und sie haben sich durch ihre kühnen Thaten so viel Ruhm und Vortheile bei ihren Nachbarn erworben, daß fast alle Reichsstädte des Schweizerlandes an ihrem Bunde Theil zu nehmen wünschten. Luzern, Zug, Solothurn, Bern und Zürich warfen allbereits die Bande ab, wodurch sie noch an die Herrschaft von Oestreich und anderer Herren gefesselt waren; und da in letzterer Stadt der listige Bürgermeister Rudolph Brunn eine demokratische Revolution bewirkt, und

1. Siehe den Vertrag von Hagenau.

die ansehnlichsten Patriziergeschlechter entweder verbannt oder hingerichtet hatte, so traten endlich alle diese Städte mit den drei alten Schweizerkantonen in ein öffentliches Bündniß zur gemeinschaftlichen Vertheidigung.

Albert, welcher nach dem Tode Otto's die Regierung allein führte, konnte die Vermehrung eines so mächtigen Gemeinwesens mitten in seinen Staaten nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Er sammelte ein großes Heer, zu welchem der Adel des Landes, aus Furcht fernerer Empörung, gestoßen war, nnd belagerte Zürich. Die Bürger und Bauern hatten durch die bisherigen Kriege schon so geschickt fechten gelernt, und der Geist der Freiheit ihren Muth so hoch belebt, daß sogar die Weiber der Stadt die Waffen ergriffen, und die Bewohner der vier Waldstädte in ganzen Schaaren über den Albis gezogen kamen, um ihre neue Bundesgenossen zu retten.

Albert, dessen Armee durch Gefechte, Uneinigkeit und Mangel an Lebensmitteln geschwächt war, hob die Belagerung bald wieder auf, und suchte durch Versprechungen einen Theil der Verbündeten zu gewinnen, um die andern desto leichter besiegen zu können. Er wandte sich hauptsächlich an Rudolph Brunn, welcher die demokratische Revolution in Zürich bewirkt hatte; durch dessen mächtigen Einfluß gelang es ihm, den fürchterlichen Bund vor der Hand zu trennen. Zürich, Luzern, Uri und Unterwalden waren bereit, seine Vorschläge anzunehmen. Die von Schwyz allein widersetzten sich mit Standhaftigkeit. Nachdem ihre junge Mannschaft die östreichischen Bevollmächtigen aus den beiden letzten Kantonen vertrieben hatte, ging Albrecht, von Alter uud Verdruß zugleich geschwächt, nach Wien, und überließ seinem Sohne Rudolph die Verwaltung der Länder am Rheine; dieser brachte denn auch

durch seine Mäßigung einen Waffenstillstand auf eilf Jahre zu Stande.

Nach dem Tode Alberts führte Rudolph die Regierung der östreichischen Staaten mit eben so viel Klugheit als Billigkeit. Schon in seinem sechszehnten Jahre wurde er zu den Regierungsgeschäften gezogen. Er brachte Ordnung in seine Ausgaben, beschützte die Künste und den Handel, unterdrückte die Straßenräuber, und baute, um die Verbindung seiner Staaten in der Schweiz zu erleichtern, die berühmte Brücke bei Rapperswyl über den Zürichersee. Der Kaiser Karl IV. übergab ihm die Vogtei von Elsaß und Schwaben; in beiden Ländern wußte er den Landfrieden mit Klugheit und Kraft zugleich zu behaupten. Nicht so friedlich dachte Leopold II., welcher nach seinem Tode sich mit Gewalt die Regierung aller vorderöstreichischen Länder verschaffte, und seinem Bruder Albert nur Oestreich überließ. Dieser mächtige Fürst glich an Ruhmsucht und Tapferkeit Leopold I.; er hatte auch, wie dieser, das nämliche Schicksal.

Nach dem Tode der Margaretha Maultasche, der letzten Fürstin von Tyrol, zwang er den Herzog Stephan von Baiern, ihm gegen eine Summe von 116,000 Gulden diese Grafschaft zu überlassen. Von den Grafen von Montfort kaufte er Feldkirch; denen von Werdenberg nahm er Sargans und das Rheinthal hinweg. Von dem Bischof von Basel erhielt er Klein-Basel, weil er ihm half seine rebellischen Unterthanen zu bändigen; und von dem Kaiser Wenzel, der seine Macht fürchtete, Freiburg und viele Länder in Schwaben. Er vertrieb, selbst mit Hülfe der Schweitzer, den Enguerrand de Conci, welcher mit 40,000 Mann in Elsaß eingefallen war, und Ansprüche auf seine Länder machte; und trachtete endlich

nach der Kaiserkrone, die Wenzel verächtlich gemacht hatte.

Während Leopold II. auf diese eben so kühne als glückliche Art seine Länder erweiterte, vermehrte sich auch der Freiheitsgeist der Schweizer und rheinischen Städte, und damit ihr Bündniß. Bern, Zürich, Zug und Solothurn hatten sich schon mit den alten Kantonen vereinigt, und die andern Städte der Schweiz und des Schwabenlandes standen auf dem Punkte, eine gleiche Unabhängigkeit zu behaupten. Bei diesem kühnen Aufstreben des gemeinen Volkes versammelten sich die Fürsten, die Grafen, die Ritter und der Adel um den tapfern Leopold, und baten ihn, die täglich mehr um sich greifende Empörung mit kräftiger Hand zu unterdrücken. Er fand ihre Klagen eben so gegründet, als seinen eigenen Absichten angemessen. Da er aber das Beispiel seiner Vorfahren noch lebhaft vor Augen hatte, suchte er zuerst die verbundenen Städte durch Zulassung einiger Freiheiten zu beruhigen und zu trennen. Diese Nachgiebigkeit hielt zwar einige Zeitlang den Ausbruch des Krieges zurück; allein bald ergriff die Liebe der Freiheit nicht nur die Städte der Schweiz, sondern Leopolds eigene Unterthanen kündigten ihm den Gehorsam auf, und begaben sich unter den Schutz der Republiken. Nach diesen für seine Gewalt so gefährlichen Schritten sammelte der Herzog ein fürchterliches Heer von Reisigen und Edlen zu Baden, und rückte damit in die Gebirge der Schweiz. Um seine wahren Absichten zu verbergen, schickte er den Johann von Bonstetten gegen Bruck vor, als wenn er Zürich angreifen wollte; mit seiner Hauptmacht zog er aber gegen Rotenberg und Sempach, um Luzern zu überfallen. Durch diese Bewegungen wurden die vier Waldstädte wirklich

getäuscht. Sie ließen vierzehnhundert Mann nach Zürich marschieren; als sie aber merkten, daß Leopold mit dem größten Theile seiner Truppen bei Sempach herangezogen kam, überließen sie diese Stadt ihrer eignen Vertheidigung, und setzten über die Reuß, um seine weitern Fortschritte zu hemmen. Bei der Nähe der Gefahr wurden sie durch einzelne Haufen von Glarus, Entlibuch und andern benachbarten Orten verstärkt. Ungefähr dreizehnhundert Mann stark langten sie bei Sempach an, und besetzten den Wald, welcher sich von dem See auf die Gebirge zieht, und das enge Thal beherrscht.

Leopold war indessen mit vierzehnhundert Fußgängern und viertausend Reitern herangezogen, meistens von Adel und bewaffnet von Kopf bis zu Fuße. Er glaubte nicht, daß er viel Widerstand finden würde; desto mehr erstaunte er, als er die Schweizer vor sich fand, um ihm eine Schlacht zu liefern. Bei diesem unerwarteten Anblicke ließ er seine Truppen Halt machen, um sich über die Lage der Dinge zu berathschlagen. Der Herr von Hasenbach rieth ihm, den Angriff noch so lange aufzuschieben, bis Bonstetten mit seinen Truppen angekommen sey; der junge Adel aber erwiederte mit Stolz: »Gott selbst habe ihnen »diese Bauern in die Hände geliefert. Es wäre schändlich, wenn Edelleute, in ihren stählernen Rüstungen, erst »noch Verstärkung abwarten sollten, um diesen schlechtbewaffneten und halbnackten Pöbel zu schlagen. Nur »ein Hase könne einen so feigen Rath geben.«[1] Hierauf wandte sich einer von den Rittern zu Leopold, und sagte: »Bis diesen Abend wollen wir euch diese Hand voll »Bauern in die Hände geliefert haben.« Allgemeiner

1. Eine Anspielung auf den Namen Hasenbach.

Beifall begleitete diese Rede, und der Angriff wurde sogleich beschlossen.

Da der östreichische Prinz von der Schlacht bei Morgarten her wußte, daß die Pferde in einer engen Schlucht sich nicht gehörig drehen und entwickeln könnten, ließ er die Ritter absteigen, und mit ihren langen Spießen die ersten Glieder bilden. Die Fußknechte machten den Rückhalt und das zweite Treffen aus. Während aber Leopold seine stolzen Heerhaufen in Schlachtordnung stellte, fielen die Schweizer andächtig auf die Knie nieder, um den Beistand Gottes zu erbitten. Die Ritter, welche dieses sahen, riefen triumphirend: »Seht! sie bitten kniefällig »um Gnade!« Bald aber wurden sie vom Gegentheile überzeugt, als die Eidgenossen aus dem Walde hervorstürzten, um sie selbst anzugreifen. Sie bildeten einen spitzen Keil, und trugen die Fahnen und Waffen, womit sie bei Morgarten gesiegt hatten. Die Oestreicher rückten in geschlossenen Reihen zusammen, legten ihre lange Spieße vor, und empfingen ihren Anfall mit Muth und Verachtung. Bei diesem ersten Gefechte wurde der schweizerische Keil zurückgeworfen, und die Fahne von Luzern schier erbeutet. Die östreichische Linie dehnte nun ihre beiden Flügel wie zwei stählerne Arme aus. Die Schweitzer waren rechts und links umfaßt, gedrängt, umschlossen; sie schienen gänzlich aufgerieben zu werden.

In diesem gefährlichen Zeitpunkte trat Arnold von Winkelried, ein Edler von Unterwalden, vor den Haufen der Schweitzer, und sagte: »Ich will diese eiserne Linie »der Feinde durchbrechen, sorgt nur für meine Frau und »meine Kinder.« Mit diesen Worten stürzte er sich in die Spieße der Oestreicher, richtete davon so viele auf seine eigene Brust, als er mit beiden Armen fassen konnte,

und öffnete so, indem er erstochen niederfiel, seinen Lands-leuten eine Lücke, wodurch sie in den östreichischen Haufen eindringen konnten. Diese Heldenthat entschied über den Gewinn der Schlacht. Die Schweitzer sprangen über die Leiche Winkelrieds und der Erschlagenen in die Linien; sie verbreiteten sich rechts und links in der feindlichen Schlachtordnung; und da die Ritter ihre Lanzen jetzt nicht mehr gebrauchen konnten, wurden sie durch ihre eigne Waffen in Unordnung gebracht. Der Kampf war hartnäckig, blutig und schrecklich. Man rieth Leopold, der die Unordnung wieder herstellen wollte, sich aus der Gefahr zu begeben; er aber sagte: »Ich will mit meinen »Leuten entweder siegen oder sterben.« Hierauf wurde das Gewirre immer stärker; Feind war mit dem Freunde vermischt; ein jeder focht nur für seine eigene Erhaltung. In diesem Gedränge wurde Heinrich von Eschelbach, welcher die östreichische Fahne trug, übern Haufen geworfen. Ulrich von Arberg erhob sie wieder; aber auch er fiel bald tödtlich verwundtet nieder. Als dies Leopold sahe, nahm er die Fahne selbst in die Hand, und schwang sie in die Höhe, rufend: »Für Oestreich! »für Oestreich!« Auf dieses Wort sammelten sich seine Ritter von neuem um ihn her, und drangen in die Schweizer. Sie wurden meistens an seiner Seite nieder-gestochen. Bei einer so großen Verwirrung versuchte er den letzten Angriff, und stürzte sich in das blutigste Schlachtgewühl. Er that hier Wunder der Tapferkeit. Er focht mit Lanz und Schwert so lange, bis er von Wunden bedeckt zur Erde fiel. Ueber zweitausend Mann, meistens Ritter und Grafen, blieben in dieser entscheiden-den Schlacht. Leopold und seine vornehmsten Offiziere wurden im Kloster Königsfelden begraben, wo schon

seine Vorfahren lagen. Die Schweizer aber hielten zu Luzern ein neues Dankfest für den errungenen Sieg.

Der große Verlust, welchen die Oestreicher bei Sempach erlitten hatten, konnte weder ihre Macht noch ihren Muth brechen. Kaum waren sechs Tage nach der Schlacht verflossen, als Leopold, der Sohn des gebliebenen Herzogs, ein Jüngling von funfzehn Jahren, sich wieder rüstete, um den Tod seines Vaters und die Ehre seines Hauses zu rächen. Unterstützt von dem Kurfürsten von Mainz und mehreren rheinischen Fürsten, welche den Aufstand des siegenden Volkes befürchteten, rückte er mit einem neuen Heere in die Schweiz ein, allein da jetzt auch das mächtige Bern zu den Eidgenossen getreten war, und die östreichischen Unterthanen von Gaster und Sargans seine Fahnen verließen, mußte er sich zurückziehen und einen Waffenstillstand auf achtzehn Monate eingehen.

Die kurze Zeit des Friedens war nur darum eingetreten, um sich zu einem neuen Kriege rüsten zu können. Leopold sammelte seine Truppen gegen Zürich und Bern, der Graf von Tockenburg aber, dessen Bundesgenosse, gegen Glarus, welches sich der Vogtei der Habsburger entzogen hatte. Sobald der Waffenstillstand zu Ende war, zogen die Tockenburger gegen den letztern Kanton und überfielen Wesen, dessen Besatzung sie niedermachten. Hierauf durchbrachen sie, 8000 an der Zahl, die Vertheidigungslinie der Glarner und drangen, alles umher verwüstend, bis nach Näfels vor. In dieser verzweifelten Lage ergriffen die Eidgenossen wieder die Kriegsart, welche sie bei Morgarten siegen machte. Dreihundert Glarner, von kaum funfzig Schweizern unterstützt, lagerten sich auf dem Rüti, und warfen so ungeheuere Steine

und Felsenstücke auf die eindringenden Feinde, daß ihre Reiterei in Unordnung kam. Diesen Augenblick des Schreckens benutzend, rannten sie nun mit Ungestüm von ihren Bergen herab; ein frohes Siegsgeschrei hallte in den Thälern wieder, von allen Seiten kamen ihre Freunde und Brüder herbei gelaufen und trieben die zerstreuten Heerhaufen in die Flucht. Viele Oestreicher und Toggenburger fielen unter den Streichen ihrer Kolben und Schlachtschwerter, die anderen fanden ihren Tod in dem Wallenstädter See, wo der Andrang der Flüchtigen die Brücke bei Wesen gesprengt hatte.

Während die von Glarus und Schwyz die fürstlichen Heerhaufen aus ihren Thälern trieben, brachen die von Zürich und Bern gegen jene vor, welche von Rapperswyl und Nidau eingedrungen waren. Sie nahmen mit schnellen Angriffen sogleich diese Festen nebst Büren und Underwen ein, und verbreiteten ihre siegreichen Waffen durch das Fricktthal bis an den Rhein. Da die verbundenen Fürsten befürchten mußten, daß der Aufstand auch ihre noch übrigen Länder ergreifen würde, schlossen sie im Jahre 1388 mit den Eidgenossen einen Frieden, zuerst auf sieben, dann im Jahre 1394 auf zwanzig Jahre. Darin wurde festgesetzt, daß diese das Recht ihrer Bündnisse, wie auch die gemachten Eroberungen, außer Wesen, erhalten sollten, jedoch mußten sie angeloben, keinem östreichischen Unterthan ferner mehr das Bürgerrecht zu gestatten. Also wurde die Unabhängigkeit der Schweizer selbst durch jene Fürsten anerkannt, welche dieselbe am heftigsten bestritten und verachtet hatten.

Man kann die rheinische Geschichte dieser Zeit nicht lesen, ohne an die schönsten Tage Griechenlands erinnert zu werden. Auf der einen Seite findet man Bürger und

Bürgermeister, welche, wie die Helden von Athen und Sparta bei Marathon und Thermopylä fochten; auf der andern Helden und Feldherren, welche die Thaten eines Achilles und Ulysses verdunkeln; hier kluge Gesetzgeber und neue Republiken, auf Freiheit und Gleichheit gegründet; dort glänzende Fürsten, nach Ehre und Kronen strebend; hier bürgerliche Gewerbe und Feste, dort ritterliche Turniere und einen prächtigen Hofstaat.

Indeß hatte die Tapferkeit der Schweizer dem Hause Habsburg weniger geschadet, als die Uneinigkeit seiner Prinzen. In den bisher mit den Eidgenossen geführten Kriegen hatte es zwar viel an Mannschaft und Geld verloren; aber wenig an eigenen Ländern. Luzern, Bern, Zürich, Zug und Glarus, waren mehr Reichs- als habsburgisches Gebiet. Es blieb immer noch im Besitze von Kyburg, vom Aargau, von Lenzburg, von Baden, vom Breisgau und den elsässischen Herrschaften. Nach dem Tode Alberts IV. theilte sich aber der alte Stamm in die Albertinischen und Leopoldinischen, und beide wieder in mehrere Nebenzweige. Diese stritten untereinander um Vormundschaften, Verwaltungen und Länder, und verwüsteten sich wechselsweise ihr eignes Gebiet. Da ihnen ihre Uneinigkeit nicht gestattete, die Kaiserkrone selbst nachzusuchen, so ergriff Albert die Partei des luxemburgischen Hauses, dagegen unterstützte Leopold III. den Gegenkaiser Rupert von der Pfalz, und stritt für ihn in Teutschland und Italien.

Nach dem Tode des letztern, 1411, ging dem Hause Oestreich eine neue Sonne auf in Albert V. Dieser eben so kluge als tapfere Fürst schien die schönen Tage Rudolphs I. wieder hervorzurufen. Durch seine Gemahlin Elisabeth, der Tochter des Kaisers Sigismund, erhielt

er zugleich die Königreiche Ungarn und Böhmen, und, nach dessen Tode, auch die Kaiserkrone des teutschen Reichs. Oestreich glänzte also jetzt zum erstenmale mit den drei vereinigten Kronen, welche es bis auf unsere Zeiten so rühmlich getragen hat. Albert, welcher in der teutschen Kaiserreihe den Beinahmen des Zweiten erhielt, wußte seine drei Reiche auch mit Kraft und Würde zu regieren. In Böhmen unterdrückte er den Aufruhr der Hussiten, Ungarn vertheidigte er gegen die Anfälle der Türken und Mißvergnügten, und in Teutschland brachte er zuerst die Eintheilung des Reiches in Kreise in Vorschlag, welche nach der Hand Maximilian I. eingeführt hat.

Zum Unglücke Teutschlands und Oestreichs lebte Albert nicht lange genug, um seine großen Absichten durchsetzen zu können. Nach einer kurzen zweijährigen Regierung wurde er von einer tödlichen Krankheit ergriffen, als er die Türken von den Grenzen seines und des teutschen Reichs zurückschlagen wollte. Schon äußerst geschwächt, mußte er sich in einer Sänfte nach Wien bringen lassen, um dort neue Anstalten gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit zu treffen. Er starb aber unterwegs auf einer Insel der Donau im Jahre 1437. Er hinterließ von seiner noch schwangern Gemahlin einen nachgebornen Sohn, Ladislaus, und mit diesem einen bürgerlichen Krieg in Ungarn und Böhmen.

Während also die Albertinische Linie in Osten für den königlichen Mündel zu streiten hatte, überwarf sich Friedrich IV. von der Leopoldinischen mit den Schweizern und dem Kaiser Sigismund. Der Schweizerbund hatte durch seine bisherigen Siege über mächtige Fürsten, fast alle benachbarten Gaue und Kantone mit ähnlicher

Freiheitsliebe beseelt. Am meisten wurden davon die Nachbarn von Schwyz und Glarus, die Appenzeller, ergriffen. Kuno der Fürst-Abt von St. Gallen hatte sich über dieses Land viele Vorrechte erworben, und wollte sie um so mehr geltend machen, als die Einwohner desselben, von den Schweizern heimlich unterstützt, nach Unabhängigkeit strebten. Wie ehemals der Kaiser Albert, so setzte er ihnen Landvögte vor, welche sie mit Härte und Grausamkeit behandelten, aber diese wurden eben so wie jene aus den Schweizer Kantonen vertrieben. Die Appenzeller zerstörten hierauf die Zwingschlösser ihres Landes, und zogen sogar die Hauptstadt des Abts, St. Gallen, in ihren Bund.

Durch diesen Aufstand seiner eigenen Unterthanen gezwungen, mußte sich Kuno mit seinen Mönchen nach Wyl in den Thurgau zurückziehen und seine Streitigkeiten dem Ausspruche des schwäbischen Städte-Bundes überlassen. Die Bürger von St. Gallen unterwarfen sich demselben, allein die Appenzeller wären damit nicht zufrieden, und ergriffen von neuem die Waffen. Diese Widerspenstigkeit verschaffte dem Abte von den benachbarten schwäbischen Städten einen Haufen von fünftausend Mann. Nachdem er diese bei Wyl zusammengebracht, und selbige in der Abtei herrlich bewirthet hatte, ließ er sie nach Appenzell vorrücken. Kaum aber waren sie in die Schluchten bei Speicher eingedrungen, als die Appenzeller, von fünfhundert Schweizern unterstützt, über sie herfielen und sie entweder zerstreuten oder in Stücke hieben. Dieser Sieg verbreitete Schrecken in die ganze Gegend umher. Die Bürger von St. Gallen traten wieder mit den Siegern in ein Bündniß, die schwäbischen Städte schlossen mit ihnen Frieden, und dem von allen verlassenen Abte

blieb keine andere Hoffnung von Hülfe übrig, als bei Friedrich von Oestreich. Dieser hoffte durch diesen Span den bisher seinem Hause zugefügten Schaden an den Eidgenossen zu rächen. Er sammelte sogleich ein großes Heer bei Arbon an dem Bodensee. Mit einem Theile desselben rückte er gen St. Gallen vor, den andern ließ er gegen die Appenzeller marschieren. Diese waren aber jetzt von dem tapfern Grafen von Wartenberg angeführt, welchem Friedrich sein Schloß weggenommen hatte. Als daher die Oestreicher durch den Stoß oder den Grenzwall dringen wollten, wurden sie mit so gewaltigen Schlägen empfangen, daß sie die Flucht ergreifen mußten, und auf ihrem Rückzuge von denen von St. Gallen bis Arbon vertrieben wurden.

Nach diesem unglücklichen Gefechte suchte der Herzog von Oestreich auf einer anderen Seite durch Wolfshalden in das appenzeller Land einzudringen, er wurde aber mit gleicher Entschlossenheit empfangen. Müde also, seine Haufen ferner gegen so herzhafte Menschen anzuführen, überließ er seine Leute dem Grafen von Toggenburg und zog sich nach Inspruck zurück. Seine Entfernung wurde das Zeichen eines allgemeinen Angriffs auf seine Länder. Die muthigen Appenzeller drangen in dem Rheinthale vor, nahmen das Schloß Wartenberg weg, und gaben es ihrem wackern Anführer, dem Grafen Rudolph, wieder. Sie erstiegen hierauf die Festen Feldkirch, Pludenz, und Kyburg: sie bemeisterten sich von Rapperswyl und Winterthur. Mitten im Winter erkletterten sie den Arlberg und verbreiteten die Fahnen der Freiheit bis nach Tyrol und über den Bodensee. Von ihrem Glücke berauscht, machten sie jetzt kein Geheimniß mehr daraus: »daß sie

»Schwaben und ganz Teutschland durchziehen würden,
»um die Freiheit der Völker gegen die Bedrückungen des
»Adels in Schutz zu nehmen.«

Bei einer so offenbaren Ankündigung einer allgemeinen Empörung rüsteten sich die Fürsten und der Adel in Schwaben und am Rhein; allein das aufrührische Volk war heimlich vom Kaiser Wenzel unterstützt, welcher sich dadurch eine Stütze gegen die mit seiner Regierung misvergnügten rheinischen Kurfürsten verschaffen wollte. Daher entsetzten sie ihn seiner Würde, und gaben sie an Rupert den Pfalzgrafen, welcher Friedrichs von Oestreich Schwiegervater war. Dieser sammelte ein Heer von achttausend Mann an dem Constanzer See, welchen die Appenzeller so eben überschritten hatten, um Bregenz zu belagern. Ein dicker Nebel hatte sich zu dieser kalten Winterzeit vom Wasser herauf über die Gegend gezogen, als die verbündeten Truppen unter Anführung des Grafen von Montfort, unbemerkt heran kamen. Ein so unerwarteter Ueberfall setzte die Appenzeller in Schrecken. Ihre Horden wurden getrennt, zerstreut. Sie verließen Bregenz und waren froh, in einzelnen Häuflein ihre Heimath wieder zu finden.

Bald nach diesem glücklichen Schlage rückte auch Friedrich wieder in seine Länder vor. Die Appenzeller mußten sowohl mit ihm als dem Abte von St. Gallen Frieden schließen, und ihre Eroberungen herausgeben. Friedrich bekämpfte hierauf den Heinrich von Rotenburg, welcher den Schweizeraufstand benutzt hatte, um sich in Tyrol mächtig zu machen. Nach dessen Tode hatte er sich wieder den ganzen Theil der Leopoldinisch-östreichischen Länder unterworfen; allein seine unkluge Einmischung in

die Händel der Kirche brachten ihn um alle diese Vortheile.

Zu der Zeit hatte sich, auf Betrieb des Kaisers Sigismund, das Concilium zu Constanz versammelt, und forderte um dem ärgerlichen Schisma, das die Christenheit theilte, ein Ende zu machen, daß der Pabst Johann XXIII. seiner Würde entsagen sollte. Er war dem Kaiser selbst zur Verwahrung übergeben, und dieser bewachte ihn mit eben so viel Eifer als Vorsicht. In dieser zwangvollen Lage wandte er sich an Friedrich IV., welcher jetzt die Rheinländer Oestreichs beherrschte, und versprach ihm sechstausend Dukaten und die Gonfalonierwürde in dem Kirchenstaate, wenn er ihn aus der Gefangenschaft befreien würde. Der östreichische Prinz, welcher den Kaiser wegen alter Beleidigungen haßte, ließ sich von dem Pabste zum Beistande verleiten, und stellte in der Nähe von Constanz ein stattliches Turnier an, während dem Johann XXIII. Gelegenheit fand, unter der Kleidung eines Stallknechts zu entwischen.

Friedrich nahm ihn mit Freuden in seine Schlösser auf; aber das Concilium und der Kaiser sprachen Kirchen- und Reichsbann zugleich über ihn aus, und letzterer ließ bald darauf eine Armee von 30,000 Mann Reichstruppen in seine Staaten einrücken, um ihn für seine Unbesonnenheit zu bestrafen. Bei Annäherung eines so großen Heerhaufens zog sich der Prinz nach Lauffenburg zurück; aber nun brachen seine Feinde von allen Seiten auf, um seine Staaten zu besetzen und unter sich zu theilen. Schafhausen erhob der Kaiser zu einer freien Reichsstadt; Frauenfeld und der Thurgau wurden als Reichsgut erklärt; der Graf von Toggenburg nahm Sargans hinweg, und belagerte mit dem Bischofe von Chur Feldkirch. Bald hier-

auf hoben auch die Schweizer den Frieden auf, und fielen in seine Länder ein. Basel nahm Sekingen, Zürich Knonau, Luzern Sursee und Reichensee, und Bern bemächtigte sich, in Gemeinschaft mit Solothurn, der Festen Zofingen, Aarau, Lenzburg, und sogar des Stammschlosses der Oestreicher, Habsburg. Zu gleicher Zeit war der Kurfürst von der Pfalz in Elsaß eingedrungen, und besetzte alle Herrschaften, welche Friedrich längs dem Rheine hin besaß.

In dieser Noth und auf allen Seiten von habsüchtigen Feinden gedrängt, zog Friedrich von Lauffenburg nach Breisach, um sich hier bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Seine Schlösser zu Baden, Sekingen und Feldkirch wurden mit Muth vertheidigt; seine Vasallen sammelten sich wieder unter seine Fahnen; die Herzoge von Lothringen und Burgund versprachen ihm Truppen, und der Pabst Geld; aber seine Hauptstütze waren die treuen Tyroler und Schwarzwälder, welche ihn auch in dem größten Unglück nicht verlassen hatten. Er hoffte, daß ihn jetzt wenigstens sein Bruder Ernst und sein Vetter Albert unterstützen würden; allein es blieb ihm kein thätiger Freund, als Ludwig von Baiern, und dieser rieth ihm, sich dem Kaiser zu unterwerfen.

So muthig und wacker Friedrich noch kurz vorher seinen Feinden getrotzt hatte, so nachgiebig wurde er jetzt, da er auf Frieden dachte. Er lieferte dem Kaiser Sigismund den Pabst aus, und ergab sich ihm auf Gnade und Ungnade. Der Verlust seiner Länder und eine tiefe Erniedrigung waren die Folge dieser Wankelmüthigkeit. Er mußte in demüthiger Stellung den Kaiser um Vergebung bitten, und dieser verkaufte, statt ihm seine Länder wieder zu geben, dieselben vielmehr seinen Feinden. Auf

einer Tagsatzung zu Zürich theilten die Eidgenossen seine Länder in der Schweiz, und machten unter sich einen Vertrag, welchem gemäß sie solche gemeinschaftlich mit den Waffen behaupten wollten. Bern erhielt den Aargau und Lenzburg, Zürich Knonau, Luzern Sursee; Baden Bremgarten und Mellingen wurden gemeinschaftlich von den sechs Kantonen genommen. Jene von Glarus, Zug, Unterwalden und Uri wurden vom Kaiser als freie Republiken; Schafhausen, Dissenhofen, Neuburg, Breisach und Rapoltszell als Reichsstädte erklärt. Die Landgrafschaft vom Elsaß verkaufte Sigismund an Johann von Laufen, und die Aemter in Schwaben an die Herren von Waldburg. Um den unglücklichen Prinzen noch ganz berauben zu können, streute man die hämische Verläumdung aus, als strebe er dem Kaiser nach dem Leben.

Alle diese Unbilden ertrug Friedrich bisher mit einer seltenen Gelassenheit, was ihn aber endlich aus aller Fassung brachte, war der Einfall seines eignen Bruders Ernst in Tyrol, dem letzten Ueberbleibsel seiner ehemaligen Größe. Auf diese Nachricht zerriß er, wie ein gefangener Löwe, seine Ketten, entwischte mit vier seiner Leute aus Constanz, sammelte um sich her seine treuen Tyroler, und zwang den feindlichen Bruder, ihm sein rechtmäßiges Erbe zu überlassen. Dieses kühne Unternehmen, welches die Bewunderung und den Beifall der Reichsfürsten hätte erwecken sollen, wurde von dem Kaiser und Reiche als ein neuer Beweis seines Ungehorsams und seines unruhigen Geistes angesehen. Sigismund brachte abermals eine Reichsarmee auf die Beine, um dem unglücklichen Prinzen auch noch die letzten Stücke seiner Länder wegzunehmen, und sie schändlich wieder an seine Feinde zu verkaufen. Alles was Friedrich zwischen Bregenz und Prettigau besaß, gab

er als Reichslehen verschiedenen Herren. Die Grafschaft Kyburg wurde an Zürich überlassen, und die Gerichtsbarkeit über den Thurgau an Constanz. Basel bekam die vier Waldstädte am Rhein, und Winterthur wurde zu einer Reichsstadt erhoben. Sigismund trieb seinen Haß und seine Habsucht so weit, daß er sogar seine eigenen kaiserlichen Rechte über diese Länder veräußerte.

Jetzt erst, nachdem Friedrich aller seiner Staaten beraubt war, wurde Ernst durch Hausinteresse oder Bruderliebe geweckt, sich der Härte des Kaisers entgegenzustellen. Schnell und unerwartet, wie ein Hagelwetter, erschien er mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen vor den Thoren von Constanz. Wie ein Sieger drang er, von tausend Mann begleitet, in die Stadt zu dem Kaiser, und forderte Mäßigung und Gerechtigkeit. »Wenn,« sagte er, »Herzog Friedrich schuldig ist, so bestrafe man ihn; aber »warum soll seine Züchtigung auch Fürsten treffen, »die nicht das geringste verbrochen haben? Seyd ihr »nicht zufrieden, dem Hause Oestreich den Aar- und »Thurgau, Baden und Lenzburg entrissen zu haben, um »sie schmuzigen Kuhhirten zu verkaufen? Ihr habt da»durch dem gemeinen Volke ein gefährliches Beispiel ge»geben. In Zukunft werden die Fürsten ihren Vasallen die»nen müssen, und der Kaiser wird nicht mehr anders, »als von Bauern umgeben, zu Felde ziehen. Das Haus »Oestreich ist euch und dem Reiche getreu geblieben, »zwingt es nicht, sich über Sigismund beklagen zu müs»sen. Ihr dürft die Verwaltung der Gerechtigkeit nicht »einem Concilium überlassen, noch zugeben, daß Pfaffen, »wie jetzt, über Reichsfürsten gebieten. Sie mögen ihr »Kreuz tragen, das Schwert gebührt dem Kaiser zu füh»ren.« Diese kräftigen Worte, unterstützt von einer noch

kräftigern Armee, brachten sowohl Sigismund als das Concilium zur Nachgiebigkeit. Der Pabst Martin V., welchen letzteres erst kürzlich zu seinem Oberhaupte gewählt hatte, stellte sich den Parteien als Vermittler dar, und so wurde zwischen ihnen ein Vertrag abgeschlossen, vermöge dessen Friedrich dem geizigen Kaiser eine Summe von 70,000 Gulden zu bezahlen versprach, welche hernach auf 50,000 Gulden herabgesetzt wurde; dagegen erhielt er alle seine Länder am Rheine, außer jenen, welche ihm die Schweizer abgenommen hatten, und seine Rechte als Reichsfürst zurück. Dieser Vertrag ist ein Beweis, daß Friedrich nicht so unglücklich geworden wäre, wenn sein Bruder Ernst ihm früher beigestanden, und nicht selbst seine Feinde vermehrt hätte. Das Haus Oestreich erhielt dadurch zwar den größten Theil seiner rheinischen Länder wieder; aber die Schweizer-Republiken waren dabei so kühn und stark geworden, daß sie jetzt schon dem Kaiser und mächtigen Fürsten trotzen konnten. Auch wurde dadurch auf der einen Seite der Hang zur Freiheit, auf der andern der Haß wegen des Verlustes genährt.

Nach den glänzenden Siegen, welche die Schweizer bisher über die mächtigsten Fürsten erfochten hatten, wagte es keiner so leicht mehr, sie mit Waffen zu bezwingen. Allein sie fingen nun einen innern Krieg unter sich selbst an, da sie keinen äußern mehr fürchteten. Die Häupter desselben waren der Landammann Reding von Schwyz, und der Bürgermeister Stüßi von Zürich. Jener war ein eifriger Republikaner, sich allein auf seinen Muth verlassend; dieser ein kluger Volksführer, mit den Ränken der Höfe bekannt; der erste war stolz auf die Thaten seiner Altvordern, welche die Freiheit gegründet hatten;

dieser liebte den Glanz und den Ruhm einer ersten Magistratsperson; Reding wollte die Sache der Freiheit verbreiten, Stüßi seine Stadt zum Haupte des Bundes machen. Auf des Landammanns Seite fochten die Kantone und Republiken; der Bürgermeister suchte die Bündnisse der Fürsten. Beide waren klug, beide tapfer, beide geehrt; aber ihr Ehrgeiz brachte das gemeine Wesen in Gefahr und Zwietracht.

Der Krieg wurde durch den Tod des Grafen von Toggenburg verursacht, welcher ohne männliche Erben gestorben war, und dessen Länder Schwyz und Zürich theilen wollten. Es gehört nicht hierher, die häufigen Erörterungen und Zwistigkeiten anzuführen, welche dadurch zwischen beiden Kantonen vorgefallen sind; wir wollen davon nur das bemerken, was auf die Geschichte der rheinischen Länder Bezug hatte. Während dieses Krieges haben Schwyz und Glarus die Wittwe des verstorbenen Grafen zu gewinnen gewußt, und die meisten der übrigen Kantone waren auf ihre Seite getreten. Zürich mußte sich ihren Gesetzen unterwerfen, und ihnen den größten Theil der toggenburgischen Güter überlassen.

Der Bürgermeister Stüßi, dessen Ehrgeiz und Gewalt durch diesen Vertrag zugleich gekränkt war, dachte auf Rache, und da er keine Unterstützung mehr bei den Kantonen fand, bewog er seine Bürger, daß sie eine Gesandtschaft zu Friedrich V. von Oestreich schickten, und ihm für seinen Beistand die Grafschaft Kyburg antrugen. Dieser, welcher eben zum Kaiser erwählt war, nahm dies Anerbieten mit Freuden an. Noch an dem Tage seiner Krönung schloß er, als Haupt des östreichischen Hauses, zu Frankfurt einen Bundesvertrag mit den Zürichern, und versprach ihnen heimlich einen Theil der toggenburgischen

Verlassenschaft. Er hoffte durch den bürgerlichen Krieg die Eidgenossenschaft zu sprengen, und die bisher verlornen Länder wieder erhalten zu können. Er kam bald hierauf selbst nach Zürich, um seine Absichten desto glücklicher zu vollführen.

Diese Erscheinung des Kaisers erweckte das Mißtrauen der Eidgenossen; sie forderten von Zürich, daß es aller Verbindung mit Oestreich entsagen sollte; und als sie von ihm eine abschlägige Antwort erhielten, griffen sie zu den Waffen, brachen die Brücke von Rapperswyl ab, und besetzten die Ufer des Sees. Nun wurde zu Wasser und zu Lande, auf den Gebirgen und im Thale gefochten. Die von Schwyz nahmen viele Ortschaften ein, und die andern Kantone unterstützten sie. Die Züricher mußten sich an ihre Stadt zurückziehen, und der Bürgermeister Stüßi hatte seine Bürger jenseits der Sil aufgestellt, um eine förmliche Schlacht zu liefern. Schon standen die Zünfte der Stadt in Reihen und Gliedern. Jung und Alt waren bewaffnet; der Angriff sollte sogleich geschehen, als ein panischer Schrecken die Züricher ergriff; sie flohen haufenweis über die Sil nach ihrer Stadt zurück; Stüßi wandte Beredsamkeit und Gewalt zugleich an, um sie zurückzuhalten. Sie flohen. Die Schweizer verfolgten sie, und waren schon mit ihnen über die Brücke gedrungen, als der entschlossene Bürgermeister ganz allein sich den feindlichen Haufen entgegenstellte, um sie vom Eindringen zurückzuhalten. Nur mit einem Schilde bedeckt, stand er auf der Silbrücke, und die Schweizer umgaben ihn haufenweis, auf allen Seiten. Unter einem Hagel von schwirrenden Pfeilen und Spießen hieb er mit seinem Schwerte rechts und links auf sie ein; hier schlug er einen zu seinen Füßen nieder, dort stürzte er einen andern

ins Wasser hinab. Aber die Zahl drang immer stärker auf ihn zu. Ermüdet, erschöpft, verwundet, fiel er unter den Hieben seiner Feinde, wie eine schöne, hohe Eiche, welche noch kurz zuvor über den ganzen Wald hervorgeragt hatte.

Nach dem Tode des Bürgermeisters zog ein Theil der Schweizer ungehindert in die Stadt, und nahm den Zürichern ihre Fahne mitten in ihren Mauern weg. Durch diesen Schimpf aus ihrem Taumel geweckt, ergriffen die Bürger von neuem die Waffen, und schlugen die Eingedrungenen zu den Thoren hinaus. Diese plünderten aber Häuser und Dörfer, und trugen die Schrecknisse des bürgerlichen Krieges auf das wehrlose Land.

In solcher Noth forderten die Bürger von Zürich die versprochene Hülfe von Oestreich; allein Friedrich war zu der Zeit zu viel beschäftigt mit seinen Angelegenheiten in Ungarn und Böhmen, als daß er sie gehörig unterstützen konnte. Er hatte die Verwaltung der rheinischen Länder seinem Bruder Albert und dem Markgrafen von Baden überlassen; und da er die Beihülfe des teutschen Reichs umsonst gesucht hatte, bat er den König von Frankreich, Karl VIII., ihm einen Haufen von 5000 Mann zur Führung des Krieges zu überlassen.

Karl hatte so eben einen Waffenstillstand mit dem Könige von England abgeschlossen; und da er gern einen großen Theil seiner Truppen außer Sold bringen wollte, schickte er, unter Anführung des Dauphins, eine Armee von 30,000 Mann Söldnern gegen die Schweiz, welche man von ihrem vorigen Hauptmanne die Armagnaks, das gemeine Volk aber, wegen ihres lumpigen Aufzugs die armen Gecken nannte. Diese drangen über Mömpelgard nach Basel vor, und glaubten schon Meister der

Stadt zu seyn, als sie von 600 Schweizern angegriffen, und bis Muttern zurückgeschlagen wurden.

Indeß hatten die Franzosen eine Verstärkung erhalten, und rückten wieder gegen die Eidgenossen vor. Diese aber ließen sich durch die Anzahl ihrer Feinde nicht schrecken. Sie jagten solche über die Birs zurück; und da sie über die abgeworfene Brücke nicht verfolgt werden konnten, schwammen sie durch das Wasser, und schlugen sich auf einer kleinen Insel und einem Kirchhofe so lange mit ihnen herum, bis sie fast gänzlich aufgerieben waren. Nur sechszehn von ihnen hatten sich durch die Flucht gerettet, und diese wurden von ihren Landsleuten für Flüchtlinge und feige Memmen erklärt. [1]

Durch einen so muthigen Widerstand ermüdet, schloß der Dauphin einen Frieden mit den Schweizern, und kehrte nun verwüstend seine Waffen gegen den Elsaß und den Breisgau, welches doch Länder seines Bundesgenossen waren. Mord, Raub, Nothzucht und Brand bezeichneten die Einfälle der Armagnaken, längs dem Rheine hin, von Basel bis schier zur Pfalz. Friedrich, aufgebracht durch die schändliche Behandlung seiner eigenen Staaten, ließ einen Reichstag nach Nürnberg ansagen, worauf beschlossen wurde, die Reichsarmee gegen die Franzosen aufzubieten, und der Pfalzgraf Ludwig wurde zu ihrem Anführer ernannt. Während der Zeit hatten die Erzbischöfe von Trier und Cölln einen Waffenstillstand mit Frankreich bewirkt, und die Armagnaks zogen sich auf ihr Gebiet zurück; aber der Krieg war noch nicht geendigt. Der Pfalzgraf Ludwig fiel nun selbst in die Länder der Städte und Herren ein, welche die Franzosen begünstigt hatten.

1. Siehe die Erzählung davon bei Müller.

Auf der andern Seite verwüsteten die Bürger von Basel Elsaß und den Breisgau, und Albert mußte ein Heer gegen seine eigenen Freunde zusammenziehen. Um diesen verwüstenden Krieg zu enden, wurden schon öfter zu Constanz durch den Pfalzgrafen Ludwig, zu Lindau durch den Bürgermeister von Augsburg, Peter von Aargau, und zu Einsiedlen Friedensvorschläge versucht, aber ohne Erfolg. Endlich unterwarfen sich die Schweizer dem Ausspruche Heinrichs von Bubenberg, welcher Schultheiß zu Bern war, im Jahre 1450. Sie theilten sich in die Toggenburger Länder, und Zürich versprach dem Bunde treu zu bleiben. Oestreich hatte seinen Frieden schon zuvor im Jahre 1449 unter nachtheiligen Bedingnissen abgeschlossen.

Als nach dem Tode Friedrichs der Herzog Sigismund zur Regierung der rheinischen Länder kam, besaß er in der Schweiz gar nichts als Sargans, Kyburg, Winterthur und Rapperswyl; aber die Einwohner des letztern Orts hatten sich bereits unter den Schutz der Kantone begeben; dazu kam noch, daß er wegen Gefangennehmung des Erzbischofs von Brixen von dem Pabste in den Bann gethan war. Die Schweizer fielen daher in seine Länder ein, belagerten Winterthur, und nahmen Frauenfeld weg. Der Herzog war gezwungen, alle seine Schweizer-Staaten an die Republiken zu überlassen.

Bald hierauf stellten sich auch Schafhausen und Mühlhausen unter seine Feinde. Die Oestreicher hatten den Bürgermeister ersterer Stadt gefangen, und den Handel der letztern gehemmt. Beide suchten Hülfe bei den Schweizern, und diese kamen mit siebentausend Mann herangezogen, und verwüsteten die habsburgischen Länder im Elsaß und Breisgau. Sigismund mußte den Frieden um 10,000 Gulden erkaufen, und diese konnte er, durch

die Kriege erschöpft, und von seinen Verwandten verlassen, nicht bezahlen.

In dieser Noth wandte er sich zuerst an seinen Vetter, den Kaiser Friedrich III., dann an Ludwig XI., König von Frankreich. Aber beide wollten es mit den muthigen Republiken nicht aufnehmen, welche bisher glänzende Siege erfochten hatten. Nur ein Fürst blieb ihm noch übrig, welcher ihn rächen konnte und auch wollte, aber auf Unkosten seiner eignen Macht am Rheine. Zu dieser Zeit herrschte nämlich Karl von Burgund, welchen man den Kühnen nannte, zwischen Teutschland und Frankreich. Prächtig und freigebig an seinem Hofe, ehrgeizig und unternehmend im Felde, wollte er längs dem Rheine hin ein neues burgundisches Königreich stiften, was sich von den Gebirgen der Schweiz bis zu den Seen in Holland erstrecken sollte. Dieser gab dem bedrängten Sigismund die an die Schweizer schuldigen 10,000 Gulden; dagegen mußte er ihm seine Länder im Elsaß und Breisgau noch um eine andere Summe von 80,000 Gulden verpfänden.

Sobald Karl in dem Besitze von Sigismunds Städten war, setzte er einen strengen Landvogt, den Peter von Hagenbach, über dieselben, und dieser bedrückte sie mit der Härte eines Tyrannen. Gegen alle Uebereinkunft mußten die Einwohner der Städte ihm große Summen einliefern; er belegte ihre Häuser mit fremden Söldnern; nahm den einzelnen Bürgern Gut und Weib hinweg, und wer sich ihm widersetzte, oder murrete, wurde des Todes schuldig erklärt und hingerichtet. Karl der Kühne machte bald kein Geheimniß mehr daraus, daß er sein Reich bis an den Rhein ausdehnen wolle. Seine

Regierung wurde aber dadurch sowohl von den Fürsten als dem Volke gehaßt und gefürchtet.

Unter solchen Umständen näherten sich die Schweizer-Republiken dem bedrängten Sigismund, und versprachen ihm und seinen Unterthanen Hülfe. Die alten Bundesschlüsse wurden erneuert; die 80,000 Gulden, für welche der Herzog seine Länder an Karl verpfändet hatte, schossen, unter Gewährleistung des Königs von Frankreich, die Städte Basel und Straßburg vor, und die Einwohner von Breisach und anderen östreichischen Orten wurden von ihnen zum Aufstande gegen den Landvogt des Herzogs gereizt.

Indessen der König von Frankreich und die Schweizer also die burgundische Herrschaft am Rheine untergruben, brachte Peter von Hagenbach durch seine Gewaltthaten die östreichischen Unterthanen zur Verzweiflung. Da er nach dem zwischen Sigismund und den Eidgenossen abgeschlossenen Vertrage von der Schweiz her am meisten zu befürchten hatte, setzte er sich mit einem tüchtigen Haufen in Breisach, und befestigte diese Stadt. In der heiligen Charwoche, da das fromme Volk mit Andacht und Gebet sich der Leiden seines Heilandes erinnerte, kam der leichtsinnige Landvogt mit Truppen und Fähnlein, mit Trommeln und Pfeiffen dahergezogen, und wollte da Tafel und Spiel halten, wo alles in trauriger Feierlichkeit zur Kirche ging. Kaum war er in die Stadt gekommen, als er sogleich den Stadtrath mit Leuten seines Sinnes besetzte, und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Festungsbaue zu arbeiten. Unter diesen Bedrückungen wurde sein Wohlleben keinen Augenblick unter-

brochen. Seine Hauptleute und Soldaten zechten und schmausten wie an festlichen Tagen auf Kosten der Stadt. Er selbst aber hielt köstliche Tafel, und nachdem er durch berauschende Speisen und Getränke, wie es am burgundischen Hofe üblich war, seine Sinnenlust gereizt hatte, verführte er eines ehrbaren Bürgers schöne Tochter, und nothzüchtigte sie mit Gewalt.

Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchsten Grad gestiegen. Der Vater der Geschändeten ging mit gepreßtem Herzen, denn er fürchtete des Landvogts Tyrannei, zu Heinrich Vögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte ihm seine Noth. Dieser, aufgebracht über eine solche Schandthat, und da er noch hörte, daß auch sein Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete sogleich eine Empörung mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Platze standen, und entweder des Landvogts Befehl oder das Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf ging er mit einigen seiner Freunde zu dem Tyrannen selbst, und forderte die Loslassung seines Bruders. Peter von Hagenbach war erstaunt, eine so kräftige Sprache von Leuten zu hören, welche er bisher nur als seine Sklaven betrachtet hatte. Mit Verachtung schlug er die Befreiung des Gefangenen ab, weil er keine Reue zeige; aber der muthige Vögelin drang ergrimmt auf ihn ein und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechselten, wurde der Landvogt zur Treppe hinunter geworfen. Er, kaum auf der freien Straße, lief sogleich nach dem Hauptplatze, um Hülfe und seine Soldaten zu suchen; allein die Bürger, nur auf diesen Vorfall harrend, umringten, entwaffneten ihn, und führten ihn gefangen erst zum Bürgermeister, dann in Ketten und Banden auf den Thurm.

Kaum war der Sturz und die Haft des Tyrannen in der Stadt und dem Lande bekannt, als allgemeiner Aufstand und Jubel das Volk ergriff. Die burgundischen Soldaten, ohne Oberhaupt und der Sprache unkundig, retteten sich durch Flucht. Oestreicher, Schweizer und Teutsche sammelten sich um Freiburg, um Basel, im Elsaß und in Schwaben. Der Herzog Sigismund kam mit 3000 Pferden gleichsam im Triumphe in seine Länder angezogen, und da die Geschichte der Befreiung gerade am Osterfeste vorgefallen war, strömte das Volk aus allen Städten und Dörfern ihm entgegen und sang, das Osterlied auf seine Erlösung anwendend:

Christ ist erstanden, der Landvogt ist gefangen.
Des sollen wir froh seyn.
Sigmund soll unser Trost seyn. Kyrie eleison!
Wär er nicht gefangen, so wärs übel gangen;
Seit er nun gefangen ist, hilft ihm nit sein böse List.
Kyrie eleison!

Unter so allgemeinem Frohlocken zog zuerst Hermann von Eptingen, dann Sigismund selbst, begleitet von den Gesandten der freien Städte am Rhein, in seine Erbländer ein. Nachdem er hierauf dem Herzoge von Burgund die schuldigen Summen angeboten hatte, nahm er Besitz und Huldigung von seinen Städten und Schlössern, und setzte in Breisach, wo die Tyrannei und Befreiung angefangen hatte, ein Gericht von Rittern und Städtebevollmächtigten nieder, um über Peter von Hagenbach das Urtheil zu sprechen. Die Klagpunkte waren: »daß er gegen den Vertrag das Volk mit Abgaben und »fremden Soldaten bedrückt, redliche Leute zum Tode »verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet, und Neuerungen »in den Städten angestellt habe.« Hierauf antwortete

sein Fürsprecher: »daß er einigen Aufrührern die Köpfe »habe abschlagen lassen, dazu habe ihn Recht und Noth »gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgeho»ben, dazu habe er Befehl von seinem Herrn gehabt, »welchem sie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und »Jungfrauen geschändet, so wäre wohl keiner unter seinen »Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens »bezüchtigen könnte.« Diese Vertheidigung konnte weder die Fürsten noch das Volk für ihn gewinnen. Er hatte sich durch seine Härte zu verhaßt gemacht. Die Ritter erkannten ihn einstimmig des Todes schuldig. Bald nach dem Urtheile wurde er vor das Käferthor geführt, wo man einen Kreis geschlossen hatte. Er ging mit vieler Entschlossenheit seiner Hinrichtung entgegen. Nicht meinen,« sagte er, »sondern den Tod so vieler Unschuldigen beklage »ich, an denen mein Herr schreckliche Rache nehmen wird.« Mit diesen Worten, und nachdem er seine Seele Gott empfohlen, empfing er den Streich; sein Haupt fiel zu Boden. Unbedauert wurde sein Körper zu Hagenbach, seinem Stammschlosse, begraben.

Als Karl die Nachricht von dem Bunde zwischen Sigismund und den Schweizern und der Hinrichtung seines Landvogts erhalten hatte, dachte er auf Genugthuung und Rache. Zuerst machte er dem Herzoge und den Eidgenossen Vorwürfe über Friedensbruch und Treulosigkeit, dann rüstete er ein Heer aus, was sowohl an Anzahl, als Schönheit alle übertraf, welche bisher in den Kriegen aufgetreten waren. Mit diesem rückte er gegen die Schweiz vor, um sich zu rächen. Pracht, Waffen, Zierde und Ritterschaft glänzten in dem burgundischen Lager; Einfalt, Muth, und Vertrauen auf Gott war in jenem der Schweizer. Nach vielen einzelnen Ge-

fechten kam es zuerst bei Granson, dann bei Murten, zu zwei fürchterlichen Schlachten. Karl hatte das Schicksal Leopolds. Er wurde in beiden geschlagen und mußte Sieg und eine unermeßliche Beute den armen Bauern und Bürgern hinterlassen. Des Herzogs Zelt mit Sammt, Stickereien und Perlen geziert; Eß- und Trinkgeschirre von Gold und künstlicher Arbeit; Reliquien-Kästchen mit den kostbarsten Dingen prangend; Edelsteine an Werth und Gehalt so groß, daß sie nach der Hand königliche Kronen schmückten; nebst einer Menge von Vorrath, Wein, Früchten und Geld war die Beute von Menschen, welche bisher nur an Käse, schlechte Hütten und Zwilchgippen gewöhnt, und der Spott jener mächtigen Fürsten waren, die sie jetzt besiegt hatten.

Bald hierauf blieb Karl in einem Treffen bei Nancy. Die Schweizer hatten nun ihre zwei mächtigsten Feinde besiegt; aber durch diese Siege blieb der gefährlichste selbst in ihren Herzen zurück. Die nach den Schlachten erbeuteten Schätze erregten bei den Gemeinen eine Liebe zum Reichthum, bei den Volksführern zur Herrschsucht; beides vertrug sich nicht wohl mit der republikanischen Gleichheit. Die einfältigen Hirten der demokratischen Kantone lernten jetzt Gegenstände des Luxus kennen, wovon sie bisher in ihren Gebirgen keinen Begriff hatten, und die Magistrate der aristokratischen wollten es sowohl in Aufwand als in äußerem Ansehen den Fürsten nachmachen, welche sie besiegt hatten. Titel, Ehrenzeichen, Feste, Hofart und Kleiderpracht wurde jetzt in Städten üblich, wo zuvor nur Amt und Verdienste Ansehen und Würde gaben.

Von dieser Veränderung der alten Sinnesart wollen wir zwei Beispiele anführen; eines von demokratischer, das andere von aristokratischer Ausschweifung; welche um

so mehr hier bemerkt zu werden verdienen, weil die östreichischen Prinzen selbige entweder nicht benutzen wollten, oder nicht konnten.

Nachdem die demokratischen Hirten-Kantone zuerst die mächtigen Oestreicher bekämpft, den Hauptort des Bundes, Zürich, gedemüthigt, und aus der Schlacht bei Murten mit Ruhm und Beute zurückgekommen waren, artete ihre Freiheitsliebe in Uebermuth, ihre Genügsamkeit in Eroberungssucht aus. Zwar wurden die Appenzeller dafür am Constanzer, die andern am Comersee blutig gestraft;[1] allein da ihr Stolz gegen äußere Feinde gebrochen war, richtete er sich gegen ihre eigenen Bundesgenossen und Kampfgesellen. Hiedurch entstand ein Span zwischen den Waldstädten und den zugetretenen Kantonen, welcher die ganze Eidgenossenschaft aufzulösen schien. Jene wollten Freiburg und Solothurn nicht in den Bund aufnehmen, diese eigne Bündnisse der Städte unter sich schließen. Der wechselseitige Neid wurde noch durch den Eigennutz bei der Theilung der Beute, von dem Siege bei Murten her, genährt, und der bürgerliche Krieg flammte schon in Städten und Thälern unter einzelnen Bundesgenossen.

In dieser allgemeinen Noth trat Niklas von der Flühe, Bürger von Stanz auf, und stillte durch sein Ansehen und Wort den allgemeinen Aufruhr. Von Jugend auf hatte dieser eben so würdige Bürger als seltsame Mensch seinem Vaterlande entweder in der Landesgemeine durch klugen Rath, oder im Felde durch sein Schwert gedient. Müde der weltlichen Dinge und Unbeständigkeit menschlicher Bestrebungen zog er sich endlich, nachdem er Weib und Kinder versorgt hatte, bei

1. Siehe von Müllers Schweizergeschichte.

Altdorf in eine Einöde zurück, um sich blos mit göttlichen und ewigen Dingen zu beschäftigen. Mehrere Jahre hindurch lebte er da von aller Welt und so zu sagen vom eignen Körper geschieden, nur Gott in sich, und sich in Gott suchend, als ihm sein Freund, der Pfarrer von Stanz, die Nachricht von dem Aufruhr und der Zwietracht in seine einsame Zelle brachte. Eingedenk daß man den Willen Gottes nicht besser erfüllen könne, als wenn man seinen Brüdern und Mitbürgern nützlich wird, kam er baarfuß, mit grauen Haaren an Kopf und Bart, in einem Bußkleide auf einen Stock gestützt, in die Versammlung der Tagherren nach Stanz. Die plötzliche Ankunft eines Mannes, den sie dieser Welt abgestorben glaubten, mitten in ihren stürmischen Verhandlungen, kam ihnen wie eine Erscheinung aus jener Welt vor. Nachdem er die Tagherren freundlich und treuherzig gegrüßt hatte, und sie, seinem heiligen Alter huldigend, ehrerbietig von ihren Stühlen aufgestanden waren, sprach er also zu ihnen: »Liebe Herren, treue Eidgenossen! Hier komme ich alter »schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freunde »aus der Einöde gerufen, zu euch zu reden vom Vater»lande. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht; ich bin ein »ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich euch. »Von dem Gott, welcher eure Väter gerettet in Landes»nöthen, und Sieg euch gegeben hat an den Tagen der »Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's euch. Eid»genossen, warum habt ihr Krieg geführt? Weil es »anders nicht hat seyn können. Durch die Kraft verein»ter Arme und Herzen. Jetzt wollt ihr euch trennen um »der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, laßt »nicht von euch gesagt werden in den umliegenden Landen. »In Gutem, Treuen rath ich, bitt ich dringendst; euch

»von Städten, daß ihr Bürgerrechte löset, welche einem
»alten Eidgenossen schmerzlich sind; euch von den Ländern,
»daß ihr bedenkt, wie Solothurn und Freiburg neben
»euch gestritten haben, und sie in den Bund nehmt; allen
»Eidgenossen, daß ihr in Mißverständnissen, welche wohl
»unter Brüdern kommen mögen, gemäß der Billigkeit bei
»der alten Art gleicher Sätze von jeder Partei bleibet.
»In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeute-
»tes nach den Leuten vertheilt. Ferner rathe ich euch,
»nicht zu sehr den euch umschließenden Zaun zu erweitern.
»Meidet fremde Händel. Seyd friedsame Nachbarn, und
»wer euch unterdrücken wollte, der finde seine Männer.
»Fern von euch, daß einer um das Vaterland Geld neh-
»me; vor Parteiung hütet euch, sie würde euern Bund
»zerstören. Liebt euch unter einander als Eidgenossen,
»als Christen, und der Allmächtige walte über euch gütig
»wie bisher.«

»Und,« spricht die Chronik, »Gott gab Gnade zu den
»Worten des heiligen Einsiedlers, daß in einer Stunde
»alles verglichen ward. Also nahmen die Tagherren von
»einander Abschied, und jeder der erst wußte herein zu
»bringen die Treue, Mühe und Arbeit, so der fromme
»Mann, Bruder Claus, in diesen Dingen gethan hat, und
»ihm das treulich zu danken.« »Aber aus dem Hauptflecken
»Stanz,« setzt Müller hinzu, »hinauf in den Gotthard,
»hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura
»ein allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht
»bei Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich
»selbst überwunden.«

Nachdem also der Bruder Claus sein Vaterland nicht
durch Waffen oder Staatskunst, sondern durch Treuher-
zigkeit und Friedensworte wieder vereinigt und erweitert

hatte, zog er in seine Einöde zurück, und verwendete die Geschenke, welche er von den dankbaren Eidgenossen erhalten hatte, nicht für sich, sondern zum Dienste Gottes, zur Ausstattung seiner Kapelle. Auch noch später mahnte er sie schriftlich, wie zuvor mündlich, zur Einheit. »Ihr »sollt sehen« sind seine Worte, »daß ihr gehorsam seyd, »und einander lieb habet. Friede ist allerwegen in Gott, »und Gott ist der Friede. Darum sollt ihr eure Sache »auf Frieden stellen, und daß Glück sich auf Erden meh»ret, deß sollt ihr dankbar seyn, und der Gerechtigkeit »beistehen. Im Glauben sollt ihr nicht zweifelhaft seyn; »und das schreib ich euch, daß, wenn der böse Geist je»mand darum anfechtet, er ritterlich widerstehe.«

Also gesinnt und handelnd starb er im Jahr 1487 an dem Tage, wo er vor siebenzig Jahren geboren ward, in den Armen seiner Freunde, seiner Pflegtochter Cäcilia, seines Weibes und seiner Kinder. Seine Leiche ward, von ganz Unterwalden begleitet und verehrt, auf dem Kirchhofe von Sareln begraben; sein Andenken aber in den Jahrbüchern der Eidgenossen und in den Martyrologien der Kirche geheiligt.

Diesem Beispiele demokratischer Bewegungen in Stanz, will ich ein Beispiel aristokratischer entgegenstellen, Hans Waldmann, den Ritter, und Bürgermeister in Zürich. Zu Blikesdorf im Zuger Lande von armen Eltern geboren, kam er als Gerberjunge nach Zürich, und suchte sich da niederzulassen. Die Männer gewann er durch frohen Muth, die Weiber durch schöne Gestalt und süße Worte. Zuerst verführte, dann heirathete er des Amtmann Edliebachs Wittwe. Er ward Bürger, Zunftmeister, Obristmeister, und endlich Bürgermeister. Als kluger Verwalter der Geschäfte im Innern, als Held und gewandter Ge-

sandter im Auslande, hat er während des burgundischen Krieges glänzende, und dem gemeinen Wesen nützliche Thaten verrichtet. Er führte der Bundesgenossen Truppen bei Murten und Nancy an, und hat nicht wenig zum Siege beigetragen. Mit Oestreich, mit Frankreich, mit Savoyen und andern Mächten schloß er vortheilhafte Verträge. Das gemeine Wesen verwaltete er mit eben so viel Klugheit als Strenge. Dabei war er gesprächig, artig, und schön von Körper. Er war der Liebling junger Männer und Weiber.

Solche Vorzüge, unterstützt von äußerm und innerm Glück, führten ihn aber zu seinem Falle. Gewöhnt im Felde Sieg, und bei Königen Gunstbezeugungen zu erhalten, glaubte er auch in seiner Vaterstadt über alle hervorragen zu müssen. In seinem Hause zeichnete er sich durch Pracht, in seiner Kleidung durch Zierde aus. Niedlicher Hausrath, glänzende Gewehrkammern, schöne Pferde, und köstliche Gastmähler schmückten seine Wohnung. Sein Umgang mit Weibern war höflich, galant, und nicht gar gewissenhaft. Alte Schmeichler oder junge Wollüstlinge waren seine Gesellschafter, und wenn er auf der Rathsstube sprach, sollte sein Wort als Gesetz gelten.

Bei solchen Umständen konnte es ihm nicht an Feinden fehlen, und das um so mehr in einem Staate, der nach republikanischen Formen regiert wurde. Ein großer Theil der Rathsherrn, welche seine Größe beneideten; Männer, welchen seine Galanterie Eifersucht eingeflößt hatte; Bürger welchen er mit Stolz begegnet war, und selbst viele seiner Scheinfreunde wurden seine Ankläger. An ihrer Spitze stand Göldli, sein bitterster Nebenbuhler in Würden und Fähigkeiten. Was ihn besonders verhaßt machte, oder wenigstens zum Vorwande einer Anklage

diente, war seine Anhänglichkeit an Oestreich und seine Strenge gegen die Züricher Landleute. Als Haupt einer aristokratischen Regierung wollte er diese Unterthanen der Stadt in Zucht und Gehorsam erhalten; sie aber, vom Geiste der Freiheit ergriffen, und von des Bürgermeisters Feinden heimlich unterstützt, rotteten sich bewaffnet zusammen, und forderten mit Ungestüm Herstellung ihrer alten Gewohnheiten und die Bestrafung des Bürgermeisters. »Herunter mit ihm,« riefen sie mit dem aufgebrachten Pöbel in Zürich unter dem Rathhause, wo Waldmann sich vertheidigen wollte, »herunter mit ihm! sein »freundlich Gesicht hilft ihm nicht mehr; seine Hoffahrt und »Regiment hat ein Ende.«

Zu sicher seiner bisherigen Gewalt, hatte Waldmann seinen Fall nicht vorgesehen. Er wurde überrascht, auf den Wellenberg [1] gefangen geführt; vor ein Gericht gestellt, und als Anmaßer und Staatsverräther zum Tode verurtheilt. Zierlich gekleidet, wie er gewohnt war, und mit festem Schritte trat er aus dem Thurme, als dumpf die große Glocke im Münster erklang. Auf dem Wege zum Richtplatze grüßte er seine Bekannten und Freunde, oder unterhielt sich mit den Priestern, die ihn begleiteten. Als er sich zur Enthauptung mit großer Ergebenheit niederließ, warf er noch einen Blick auf seine Bürgerstadt und betete zu Gott für ihr Wohl. So fiel unter dem Schwerte des Scharfrichters das Haupt Waldmanns, vor dessen Schwert noch kurz zuvor die mächtigen Burgunder gezittert hatten.

Die Nachwelt hat hier zwei eben so merkwürdige als lehrreiche Bilder bürgerlicher und menschlicher Größe und

1. Ein Thurm, mitten in der Limmat erbaut, wohin die Staatsverbrecher gesetzt werden.

Hinfälligkeit; hier einen obersten Staatsverwalter oder Bürgermeister, kurz zuvor noch mit Ruhm, Ehrenzeichen, Pracht und schönen Weibern glänzend, auf dem Blutgerüste; und dort einen im Bußkleide auftretenden Einsiedler, Friede und Gerechtigkeit gebietend. Man mag die Weltgeschichte von Anfang bis zu unsern Zeiten durchlesen, so wird immer wahr bleiben, daß aufrichtige Religion, sey es in dem glänzenden Kirchengepränge des Ambrosius, oder unter dem zerlumpten Kleide des Niklas von der Flühe, die größten Tugenden und Werke hervorgebracht habe. Doch wir kommen auf die Habsburger zurück.

Diese Verschlimmerung der alten Schweizersitten und die dadurch entstandene Zwietracht der Kantone konnten den östreichischen Prinzen zum Vortheile dienen. Aber statt ihre Kräfte vereint gegen diese zu benutzen, bekämpften sie vielmehr einander selbst. Indeß der Kaiser Friedrich sich wegen seines Mündels, des Ladislaus Posthumus, kaum der Ungarn und Böhmen erwehren konnte, fiel sein Bruder Albert dessen Länder an, und brachte den bürgerlichen Krieg in die Hauptstadt der östreichischen Monarchie. Während dieses bürgerlichen Krieges konnten die rheinisch-östreichischen Länder nicht erweitert werden; Albert dachte daher nur auf ihre innere Verbesserung. Eingeschränkt auf die Landgrafschaft von Elsaß und den Breisgau schützte er die Verwaltung der Gerechtigkeit und den Landfrieden. Er führte wohlgeordnete Gerichte ein, und stiftete die Universität zu Freiburg. Die Verwaltung seiner Länder wurde durch mäßige Abgaben unterhalten, und den Ueberschuß davon verwendete er auf die Verschönerung seiner Städte. Dadurch

wurde seine Regierung am Rheine eben so glänzend, als durch die Schlachten, welche er und seine Ahnen da gefochten hatten.

Nach seinem Tode, 1463, wurden die Blicke der östreichischen Fürsten auf größere Gegenstände gerichtet, als ihnen bisher die kleinlichen Fehden mit den Hirtenkantonen und Reichsstädten der Schweiz gaben. Nachdem Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy geblieben war, erbte seine einzige Tochter Maria die reichen und weiten Länder von Burgund, und sie wurde der Gegenstand der Bewerbung der mächtigsten Fürsten in und außer Teutschland. Friedrich III. der Kaiser suchte ihre Hand für seinen Sohn Maximilian; der schlaue König Ludwig XI. für den Dauphin; Eduard der König von England für seinen Schwager, den Grafen von Rivers; der Herzog von Cleve und andere Fürsten für sich selbst. Dazu kamen noch die Abgeordneten der burgundischen Stände, welche entweder von Fremden bestochen, oder die Gestattung neuer Freiheiten ertrotzend, der jungen Fürstin mit Anträgen zusetzten; allein Maria trug tief das Bild in ihrem Herzen, das ihr einstens ihr Vater von den vortrefflichen Eigenschaften des jungen Erzherzogs Maximilian entworfen hatte. Als daher die Abgesandten des Kaisers, die Kurfürsten von Mainz und Trier, für diesen ihre Hand nachsuchten, gab sie selbige und ihre reiche Erbschaft an den östreichischen Prinzen.

Maximilian entsprach auch den Vorstellungen, welche sich Maria von ihm gemacht hatte. Ein blühender Jüngling, schön von Gestalt und lebhaft von Geist, verständig, gutmüthig und tapfer, geschmückt mit der Pracht seines Standes und dem Ruhme seiner ritterlichen Thaten,

zog er unter dem Zurufen des Volks in Gent ein, und wurde mit ihr im Jahre 1477 feierlich getraut. Bald hierauf legte er auch Proben seines Muthes und seiner Geistesgegenwart ab. Auf der einen Seite drängten ihn die Truppen, welche der eifersüchtige König von Frankreich in die burgundischen Länder vorrücken ließ, auf der andern die brabändischen Stände, welche ihm nach dem frühen Tode seiner Gattin die Vormundschaft über seine Kinder streitig machten. Allein jene schlug er bei Guinegatte; diesen trat er, obwohl im Aufruhr, kühn entgegen, und behauptete seine Länder und seine Rechte.

Als er nach dem Tode seines Vaters, Friedrichs III., Kaiser geworden war, wollte er die Schweiz, wo nicht an sein Haus, doch an das Reich wieder zurück bringen. Auf Anrathen des Kurfürsten von Mainz, Berthold von Henneberg, hatte er den schwäbischen Bund bekräftigt. Mit diesem dachte er die Schweizer zu bändigen; allein dies war der letzte fruchtlose Versuch, welchen die Oestreicher gegen dieses unbändige Volk unternahmen. Die Bundestruppen wurden in acht blutigen Gefechten [1] aus den Thälern der Schweiz getrieben, und als es endlich bei Constanz zu einer entscheidenden Schlacht kommen sollte, verließen die meisten Bundesgenossen das kaiserliche Heer. Maximilian mußte im Jahre 1499 zu Basel einen Frieden schließen, worin die Unabhängigkeit der Schweizer bestätigt wurde.

1. Bei Luciensteig, bei Treisen, zu Hard, auf dem Bruderholz, im Schwaderloch, bei Frasteng, auf der Malserheide, und bei Dornach.

Im Jahr 1496 wurde Maximilian's Sohn, Philipp der Schöne, mit der Erbfürstin der spanischen Monarchie Johanna vermählt. Seine Enkel, Karl und Ferdinand erhielten dadurch die Kronen von Spanien, von Peru, von Mexico, von Neapel, von Ungarn und von Böhmen mit der Krone des teutschen Reichs. Sie wurden Herren der alten und neuen Welt. Von nun an hört ihre Geschichte auf, blos rheinisch zu seyn, sie wird universalhistorisch.

Sechstes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Zähringen-Baden und Würtemberg.

Rheinische Geschichte

von

Zähringen-Baden, Freiburg und Würtemberg.

Von Basel längs dem rechten Rheinufer hinab bis schier an den Neckar hatte sich gegen das zehnte Jahrhundert nach Christi Geburt ein anderer Zweig des alten Etichonischen Stammes, zuerst unter dem Titel der Grafen von Breisgau, dann unter jenem der Herzoge von Zähringen, und endlich unter dem der Markgrafen von Baden, die Herrschaft erworben. Die Genealogen lassen ihn, wie jenen der Habsburg-Oestreicher, von Lancelin oder Landhold abstammen, dessen zweiter Sohn Berthold gegen das Jahr 999 Graf im Breisgau war; wie dann die Grafen dieses Gaues im neunten und zehnten Jahrhundert meistentheils diesen Nahmen führen.

Der Breisgau hat seinen Nahmen von dem alten Mons Brisiacus erhalten, welchen schon die Römer befestigt hatten. Unter den fränkischen und sächsischen Kaisern ist er eine feste Burg, und vermuthlich der Grafen-

sitz geworden. Gegen Süden und Westen wird er in Gestalt einer Landspitze von dem Rheine; gegen Osten vom hohen Schwarzwalde begrenzt; gegen Norden scheidet er sich von dem Mortenau. Längs dem Rheine hin bildet er ein schönes, fruchtbares Thal. Dieses wird aber immer wilder und steiler, jemehr es sich zum Schwarzwalde erhebt. In seiner höchsten Wildniß nennt man es das Höllenthal.

Die alten Zähringer haben vermuthlich ihren Grafensitz nach Breisach, dem Hauptorte des Gaues, verlegt, und von da aus ihre Güter und Herrschaft verbreitet. Ihr Ansehen und Waffenruhm wurde gegen das eilfte Jahrhundert im Lande so wichtig, daß der Kaiser Heinrich III. Bertholden I., dem Sohne des vorigen, das Herzogthum Schwaben versprach. Indeß aber hatte Rudolph von Rheinfelden des Kaisers Tochter Mathilde aus den Händen des Bischofs von Constanz entführt, dem ihre Erziehung anvertraut war. Nach dem Tode Heinrichs wollte Agnes, die Kaiserin-Mutter, den Fehltritt ihrer Tochter durch eine hohe Würde decken; sie gab daher als Regentin während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. ihrem Schwiegersohne Rudolph das Herzogthum von Schwaben; dem Berthold aber, als Entschädigung, das Herzogthum von Kärnten und die Markgrafschaft von Verona.[1] Von dieser Zeit an führten die Zähringer den herzoglichen und markgräflichen Titel. Berthold I. bauete hierauf auf seinem Stammgute im Breisgau das feste Schloß Zähringen als seinen Stammsitz, und befestigte darauf seinen herzoglichen und markgräflichen Titel.

1. Daher der Nahme Zähringen. Siehe das vierte Buch.

Sein Sohn Berthold II. ergriff die Partei Rudolphs von Rheinfelden, des Herzogs in Schwaben, dessen Tochter er geheirathet hatte, gegen den Kaiser Heinrich IV. Als sein Schwiegervater im Jahre 1080 in dem Treffen an der Elster geblieben war, erwählten ihn die schwäbischen Stände zu ihrem Herzoge und er verwaltete dieses Amt mit eben so viel Billigkeit als Klugheit. Im Jahr 1094 ließ er einen Landtag nach Ulm ansagen, um den so lange gefährdeten Landfrieden herzustellen, und sowohl die schwäbische Kirche als das schwäbische Land zu ordnen. Sein Bruder Gerhard, der Bischof von Constanz, übernahm die geistlichen, er aber die weltlichen Angelegenheiten. Beide gingen in ihren Anordnungen auf die ursprünglichen Verfassungen zurück, und der Landtag endete mit allgemeiner Zufriedenheit aller schwäbischen Kirchen und Gauen. Indeß aber hatte der Kaiser durch Hülfe Friedrichs von Hohenstaufen seine Feinde geschlagen, und gab diesem zum Lohne für die ihm geleisteten Dienste seine Tochter Agnes und damit das Herzogthum in Schwaben. Nach der erhaltenen Würde rückte Friedrich sogleich gegen Bertholden vor. Sie lieferten sich bei Hochstädt ein blutiges Treffen, dessen Folge aber mehr Raub und wechselseitige Verwüstung, als Sieg war. Nachdem sich beide Gegner lange herumgeschlagen hatten, verglichen sie sich endlich 1096 dahin, daß Friedrich Herzog von Schwaben blieb, Berthold aber, und sein Bruder Konrad, sich mit dem Titel eines Herzogs von Zähringen und der Reichsvogtei in Zürich begnügten.

Nach Abgang der salischen Dynastie mit Heinrich V. wollte der Graf Rheinhold von Chalons das alte burgundische Königreich wieder herstellen; der Kaiser Lothar erkärte ihn aber in die Acht und übertrug dem Herzoge

Konrad die Vollstreckung des Urtheils. Dieser schlug den übermüthigen Grafen, und nahm ihn gefangen, wofür er zum Lohne als Verweser der burgundischen Länder ernannt wurde. Durch diese Gewalt gestärkt, konnten die Zähringer nun Rache an Friedrich nehmen, gegen welchen der Kaiser den Reichskrieg erkannt hatte. Die Hohenstaufen waren aus ihren Ländern vertrieben, und die Zähringer auf dem Punkte, das Herzogthum von Schwaben wieder zu erhalten, als Friedrich, und Konrad sein Bruder, sich im Jahre 1135 zu Mühlhausen mit dem Kaiser aussöhnten, und in ihre vorigen Rechte wieder eingesetzt wurden.

Bald hierauf kam das hohenstaufische Haus selbst zu dem Kaiserthrone, und Friedrich der Rothbart bekämpfte zuerst die Zähringer, dann, als er selbst Kaiser wurde, bestätigte er ihnen alle ihre Herrschaften im Breisgau; aber das Schloß Baden und die Herrschaft von Hochberg erhielt Berthold's II. Bruder, Hermann I., welcher sich nun, von der Markgrafschaft von Verona her, einen Markgrafen von Baden nannte, und dessen Geschlecht sich bis auf unsere Zeiten rühmlichst fortgepflanzt hat.

Konrad's Söhne theilten die väterlichen Länder. Der älteste, Berthold IV., nannte sich einen Herzog von Zähringen; der jüngere, Albert, einen von Teck. Da ihr kriegerischer Wirkungskreis durch die Herrschaft der Hohenstaufen sehr beschränkt wurde, so verwandten sie ihre Kräfte und Reichthümer auf wohlthätigere Unternehmungen, als den Krieg. Und wenn die Griechen das Andenken eines Kadmos, Cekrops, Lykurg und Solon mit Ruhm und Dankbarkeit in ihrer Geschichte ehren, so verdienen die Zähringer gewiß ein ähnliches Lob in der Geschichte der Teutschen. Während andere Grafen und Fürsten Raubnester erbaut, und friedliche Wohnungen

durch ihre Fehden zerstört haben, sind drei mächtige Städte und Republiken unter den Händen der Zähringer hervorgegangen. Berthold III. bauete Freiburg in Schwaben, Berthold IV. Freiburg in der Schweiz, und endlich Berthold V., zum Andenken ihrer alten Größe, in eben diesem Lande, ein neues Verona, welches man nach der Hand Bern nannte. Nicht zufrieden, Häuser gebaut und Mauern aufgeführt zu haben; gaben sie zu gleicher Zeit den neuen Bürgern dieser Städte Freiheit und solche Gesetze, wodurch sie auch dieses kostbare Geschenk behaupten konnten. Durch solche Unternehmungen machte sich der Stamm der Zähringer schon in den ältesten Zeiten berühmt. Er scheint bis auf unsre Zeiten diesen ruhmwürdigen Geist erhalten zu haben. Wie schon in dem zwölften Jahrhundert die Bertholde Freiburg und Bern erbaut haben, so erweiterten und erbaueten in neuern Zeiten die Karle und Friedriche Durlach und Karlsruhe.

Berthold V. hatte zwei Schwestern, Agnes und Anna, wovon die erste an den Grafen Egon von Urach-Fürstenberg, die zweite an Ulrich von Kyburg verheirathet wurde. Berthold V. wird von einigen Geschichtschreibern als ein harter und geitziger Fürst beschrieben, welcher seinen Adel und seine Unterthanen gegen sich aufgebracht habe. Man sagt sogar, daß diese aus Haß gegen seine Regierung seine zwei Söhne vergiftet hätten. Einige Chroniken schreiben diesen Meuchelmord auch seiner zweiten Gemahlin zu, welcher er hernach das Haupt mit eigner Hand abgeschlagen habe. Diese Sage wurde vermuthlich durch einen in der Ursuskirche zu Solothurn gefundenen Sarg veranlaßt, worin man die Körper der zwei vergifteten Kinder, und der Gattin mit getrenntem Haupte, gesehen haben wollte. Allein ein Fürst, welcher auf seine

Kosten eine ganze Stadt erbaut, und vielen Bürgern neue Rechte und Freiheiten gestattet, kann nicht wohl zugleich geitzig und tyrannisch seyn. Vielleicht waren es nur die Raubritter, welche gegen die Zähringer aufgebracht waren, weil sie den Bürgerstand erhoben und Städte gründeten, die deren Anmaßungen und Räubereien beschränken sollten.

Noch kurz vor seinem Tode bewies er, wie sehr ihm an der Erhaltung der Freiheit und der Städte gelegen gewesen sey, welche er und seine Väter in Schwaben gegründet hatten. Als er sah, daß er ohne männliche Erben bleiben würde, ging er zum Kaiser Friedrich, und sprach zu diesem also: »Deine Väter haben meinem Hause die Ver»waltung von Burgund als ein erbliches Lehen übergeben; »aber die Stände dieses Landes sind wider mich. Ich »selbst bin ohne Leibeserben; darum will ich nun die »Städte Bern und Freiburg, die ich und meine Väter er»bauet, dir und dem Reiche übergeben, daß sie forthin »von keinem andern Fürsten beherrscht und unterjocht »werden, und daß sie dem Adel des Landes ein beständi»ger Dorn in den Augen seyn mögen.« Bald nach dieser Erklärung im Jahr 1218 starb Berthold, und wurde zu seinen Vätern nach Freiburg in die Kirche begraben, welche sie gegründet hatten. Seine Allodialgüter fielen auf seine zwei Schwestern Agnes und Anna. Davon erhielt die Gräfin von Urach das, was er in Schwaben, die Gräfin von Kyburg, jenes, was er in der Schweiz besaß. Seine Lehen fielen seinen Vettern Adelbert von Teck, und Hermann IV. von Baden zu. Jener nahm den herzoglichen Titel an, und diesem gab der Kaiser für die Güter, welche er durch Irmengard seine Gattin, die Tochter des Pfalzgrafen Heinrich von Braunschweig, geerbt hatte, Durlach, Ittlingen und Pforzheim;

von den andern Städten des zähringischen Gebietes, Laufen, Sinzheim und Eppingen; das übrige nahm der Kaiser im Nahmen des Reichs in Besitz. Hierauf erklärte er, nach Berthold's letztem Willen, Freiburg, Bern, Solothurn, Zürich und Rheinfelden als Reichsstädte, und da diese nun allgemein nach Freiheit strebten, wurde er in dieser Erklärung von den Gemeinden unterstützt.

Der Herzog Berthold hatte den Bürgern von Freiburg bei Erbauung ihrer Stadt schon große Freiheiten geschenkt, und ihre Verfassung nach jener von Cölln gebildet, welche Stadt zu der Zeit die mächtigste Republik am Rheine war. Diese Freiheiten suchten die Bürger nach dem Absterben des Herzogs nicht nur zu erhalten, sondern auch noch zu vermehren; denn kaum waren die Grafen von Urach durch die Zähringische Agnes ihre Herren geworden, als sie sich auch schon gegen sie empörten. Im Jahr 1293 mußte Graf Egon den Bürgern einen Freibrief ausstellen, kraft dessen er ihnen die Rechte zusagte, welche sie von den Herzogen von Zähringen erhalten zu haben vorgaben. Der Eingang des Briefes lautet also:

»Wir Grafe Egon von Freyburg und Cuno sein »Sohn thun kund allen denen, die diesen Brief ansehen »oder hören lesen, nun oder hiernach, daß wir ein ge»treulich ganz und lauter Süne mit unsern Bürgern und »mit der Stadt Freyburg und mit allen ihren Helfern, »für uns und alle unsere Helfer um alle diese Sachen »und Mishelle, die wir uns an dem Tag, daß die Süne »geschehen, wider einander hatten vor Gericht und Un»gericht haben, beschwören stät zu halten.« Der Inhalt der Gesetze ist aber folgender: die Bürger sollen ihre Obrigkeit, ihren Rath und Schultheißen selbst wählen.

Kein Bürger wird zu klagen gezwungen, es soll der Richter auch nichts darinnen fragen, wenn die miteinander hadern, wer aber seine Klage angebracht hat, ist gehalten, solche zu verfolgen. Wer des Ausspruchs von dem Rathe nicht zufrieden ist, kann nach Cölln appelliren. Ohne Urtheil mag man keinen in der Stadt fahen, man findet dann bei ihm Diebstahl und falsche Münz. Wer in die Stadt kommt, soll frei seyn, er sey dann eines Herrn eigen. Wer ein Jahr und Tag in Freiburg ohnangesprochen verharret, mag sich dann freier Sicherheit freuen. Im Kriegsdienst sollen die Bürger nicht über eine Tagreise ausziehen, damit sie des Nachts wieder herein kommen. Es soll kein Zweikampf gehalten werden, dann um Blutvergießen, Todtschlag und Raub. Wenn einer blutrünstig geschlagen wird, soll er die Glocke ziehen, darauf erscheinen die 24 Richter, waschen und beschauen die Wunde. Wer aber den andern verwundet hat, dem wird die Hand abgehauen. Todtschlag wird mit dem Leben gebüßt. Die Erbrechte gehen nach festgesetzter Stufe der Verwandtschaft. Das Haus- und Gastrecht soll heilig gehalten werden. Die übrigen Gesetze betreffen die Stadtwache, Maas, Gewicht und Zoll.

Nach Maasgabe dieser erhaltenen Freiheiten und Rechte theilten sie ihre Gemeinde in Zünfte und einen Rath von vierundzwanzig Gliedern ab, welcher die Geschäfte führte. Sie errichteten ein Stadtgericht. An ihre Spitze wählten sie sich einen Stadtschultheißen und zwei Bürgermeister, und diese führten sie rottenweis ins Feld. Die Freiheit und regelmäßige Verfassung, welche sie jetzt erhalten hatten, vermehrten ihren Wohlstand und die Zahl ihrer Bürgerschaft. Eine Menge von Handwerkern und Künstlern zogen, durch ihre Gesetze und feste Ring-

mauern geschützt, in die Stadt, und verfertigten Werke, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wurde. Der Kunstfleiß führte sie auf die Bearbeitung der rohen Ausbeute der nahen Silbergruben und auf die Glättung von Kristallen, Granaten, Korallen, Jaspis und andern Edelgesteinen. Unter ihren Händen wurde endlich das herrliche Münster mit ausnehmender Zierde und Größe vollendet, das Konrad der Zähringer im Jahre 1152 angefangen hatte.

Ein so mächtiges Gemeinwesen fühlte jetzt auch seine Kraft und sein Vermögen. Im Jahr 1366 unter dem Grafen Friedrich empörten sich die Freiburger aufs neue. Sie trieben ihn aus der Stadt und setzten seine Tochter Clara zu ihrer Regentin ein. Egon IV. erbte mit dem Titel eines Grafen von Freiburg den bürgerlichen Krieg. Er sammelte ein großes Heer von Rittern und Grafen und gedachte die Stadt bei Nachtzeit zu überfallen. Allein die Bürger wurden sogleich durch die Wächter und das Sturmhorn, der Greusel genannt, zu dem Kampfe geweckt. Sie ergriffen die Waffen, jagten die Feinde von ihren Mauern; sie zogen alsdann selbst zu ihren Thoren hinaus, verwüsteten des Grafen Länder und belagerten endlich das Schloß Freiburg, welches Egon der jüngere erbaut hatte, um sie im Zaume zu halten. Da der Graf sein Heer mit den Truppen der benachbarten Fürsten vermehrt hatte, so riefen die Bürger jene von Basel, Neuenburg, Breisach und Kinzingen zu Hülfe. Sie nahmen zusammen das Zwingschloß ein, zerbrachen es und zogen nun jubelnd vor Endingen, welches dem Grafen von Uisenberg gehörte, der ein Freund Egons war.

Diese kriegerischen Unternehmungen der Bürger erregten die Aufmerksamkeit der Fürsten und Edelleute. Die belagerten Grafen schickten darob einen Ritter an sie ab, und forderten ihre Unterstützung in einer Fehde, worin die Gemeinen über den Adel zu siegen schienen. Auf diese Einladung rückten von allen Seiten die Knechte und Reisigen der Grafen heran, um dem Schlosse zu Hülfe zu kommen. Als die Bürger sahen, daß sie sich gegen einen so mächtigen und rüstigen Haufen nicht halten konnten, zogen sie sich nach Breisach zurück, in Hoffnung hinter den Mauern der Städte sicher zu seyn. Allein sie wurden von den Grafen, welche viel Pferde unter ihren Heeren hatten, bei dieser Stadt eingeholt und so gänzlich in Unordnung gebracht und geschlagen, daß von ihnen bei tausend Mann auf dem Platze blieben, und über dreihundert gefangen wurden.

Nach dieser Schlacht mußten sich die Bürger in ihre Städte zurückziehen, und die Grafen umgaben sie mit Knechten und Rittern, und verwüsteten ihre Aecker und Landhäuser. Dieser Krieg, sagt ein alter Geschichtschreiber, war so schwer, und währte so lange, daß auch in sieben Jahren um die Stadt kein Pflug in die Erde kam; demohngeachtet hielten die Freiburger die Fehde und Noth mit einer Standhaftigkeit aus, welche selbst ihre Feinde in Erstaunen setzte. Sie schlugen dieselben mehrmalen von den Thoren und Mauern ab, machten öftere blutige Ausfälle, und ihre Kühnheit war so groß, daß bei einem derselben ein junger Metzger den Bischof Konrad von Straßburg durchstach, welcher selbst die Truppen angeführt hatte.

Bei einer so hartnäckigen Vertheidigung wurde der Graf Egon zuletzt der Fehde und Widerspenstigkeit frei-

)en.

2.

990.

Stammvater der Habsburger.
e Habsburgische Stammtafel.)

Berthold
(Siehe Zähring

Hermann V. fgraf von Hochberg, 1231.

Hermann VI., Her ich II 1300.

Friedrich 1330.
enthauptet erg.
418.

Rudolph, 1314,
von Sausenberg.

Rudolph IV 1487.

Philipp, 1503.

; 1531.

heitliebender Bürger müde. Er überlieferte daher sein Recht über die Stadt der Gemeinde um 15,000 Mark Silber und noch 25,000 Gulden, wofür sie ihm die Herrschaft von Badenweiler kauften. Seine Vogteirechte über die Stadt übertrug er an die Herzoge von Oestreich. Als im Jahre 1441 Graf Johann ohne männliche Erben verstorben war, fiel dieser Theil der Freiburgischen Güter an Markgraf Rudolph von Hochberg, welcher Hansens Tante geheirathet hatte.

Die Markgrafen stammen aber von Hermann, Berthold's zweitem Sohne, ab, welcher der bürgerlichen Kriege gegen die Hohenstaufen müde, die Welt verließ, und in der Einsamkeit sein Leben endete. Die Länder der Markgrafen waren anfänglich nicht beträchtlich. Unter Hermann II. begriffen sie nur das Gebiet um das Schloß Hochberg oder Hachberg in dem Mortenau und einige Güter im Uffgau und Kraichgau. Hermann III. erhielt, vermuthlich durch seine Gattin Judith, einer Gräfin von Calw, Baden, und bauete darneben auf seine Allodialgüter sein Stammschloß gleichen Nahmens, womit er von seinen Vätern her, den Nahmen eines Markgrafen von Baden verband.[1]

Wahrscheinlich hat Hermann darum sein Stammschloß nach den Bädern genannt, weil diese schon unter den Römern berühmt waren. Der Kaiser Hadrianus, der mehr den friedlichen Anstalten als dem Kriege zugethan

1. Das Bad wurde schon im siebenten Jahrhundert von Dagobert der Abtei von Weissenburg geschenkt. Der Ort Baden kam durch Heinrich III. an das Hochstift von Speier. Vermuthlich kam es durch Vogteirechte an die Grafen vom Kraichgau oder Calw, von diesen an Hermann; denn es lag in comitatu Adelberti von Calw.

war, hat den Ort verschönert, und seine Nachfolger Marcus Aurelius und Septimus Severus haben, wie Steinschriften dort beweisen, diese Verschönerung fortgesetzt. Auf diese römischen Trümmer gründete sonach Hermann sein Stammschloß. Es liegt am Ausgange jenes romantischen Thales, dessen Felsenwände die Murg durchschlängelt. Während der fränkischen Monarchie schied dieser Fluß den Mortenau von dem Uffgau, folglich das schwäbische Herzogthum von dem fränkischen. Es scheint, daß die vielen kleinen Gaue, welche das badische Gebiet umfassen,[1] zu jener Zeit nur einen oder zwei größere gebildet haben, aus welchen die übrigen als Centgaue hervorgegangen sind. Das Land selbst ist gegen den Rhein zu ein fruchtbar-liebliches Thal, gegen die Gebirge aber eine schauerlich-schöne Wildniß. Auf der Ebene pflanzt man alle Arten von Getreide und Obst, aus den Schachten der Gebirge gräbt man Eisen und Schwefel, die Höhen geben Bau- und Brennholz.

Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern haben mehrere Grafenhäuser diese Gaue unter sich getheilt; als das von Eberstein, von Vahingen, von Calw, von Lauffen und von Henneberg. Das erstere hat sein Stammschloß auf die Felsen des Murgthals gegründet, wo seine Trümmer noch glänzen. Von der Entstehung und Erhöhung dieses gräflichen Hauses erzählen die rheinischen Chroniken wunderliche Geschichten. In dem Kriege, welchen Otto der Große gegen den Herzog Eberhard führte, soll der Graf von Eberstein des letztern Partei ergriffen, und sein Schloß so tapfer vertheidigt haben, daß der Kaiser es nur durch List zu erobern

1. Der Uffgau, Pfunziggau, Albgau &c.

hoffte. Er lud ihn daher, unter freiem Geleit, zu einem Turnier nach Speier ein, in der Absicht, während seiner Abwesenheit das Schloß zu erstürmen. Der Graf, dem kaiserlichen Worte trauend, erschien auch wirklich bei dem Feste, eroberte aber durch seinen Muth und seine Artigkeit das Herz der kaiserlichen Tochter, und diese entdeckte ihm während des Tanzes den Anschlag, der auf sein Schloß gemacht werden sollte. Auf diese so liebevolle Warnung verließ er sogleich den Tanz und den schönen Arm der Prinzessin, und Otto fand ihn am andern Morgen, wo der Sturm gewagt werden sollte, auf den Mauern von Eberstein, mit dem Degen in der Faust. Diese Gewandtheit und Tapferkeit bewundernd, gab der Kaiser dem Helden seine Tochter, und damit viele Güter in Sachsen. Das aus dieser Liebe entsprungene Kind soll den Nahmen Otto erhalten, und den Ebersteinischen Stamm am Rhein und in Sachsen fortgepflanzt haben.[1]

Auf eine ähnliche Art und Verwandtschaft mit dem sächsischen Hause sollen auch die Henneberger zugleich in beiden Ländern begütert worden seyn. Die meisten Genealogen lassen diese von Otto, dem Bruder des von Kaiser Heinrich II. gebannten Heinrich von Schweinfurt abstammen. Sein Sohn oder Enkel Otto wurde, wie wir angeführt haben, von Kaiser Heinrich III. zum Herzoge in Schwaben ernannt. Die mächtigen Schweinfurter hatten daher Gelegenheit genug, sich auch am Rheine Güter und Herrschaften zu erwerben. Wenk hält die Grafen Boppo, Heinrich und Berthold, welche zu jener Zeit als Grafen vom Lobden- und Rheingau

1. Viele Genealogen behaupten aber, daß die rheinischen und sächsischen Ebersteiner, ganz verschiedene Stämme gewesen seyen.

erschienen, für Henneberger. Im Jahr 1110 stiftete Graf Berthold I. mit Einwilligung seiner Verwandten das Kloster Gottesau im Albgaue. Berthold's II. Tochter Irmengard brachte nach ihres Vaters Tode 1190 sowohl dessen Vogteirechte in Lorsch, als auch jenen Theil der hennebergischen Herrschaften, welche in dem Uffgau und Albgau lagen, an ihren Gemahl den Pfalzgrafen Konrad von Stauffen, den Bruder Friedrichs I. Dieser Konrad hinterließ nur eine Tochter, Agnes, welche ihm von Heinrich von Braunschweig entführt wurde, und sowohl die Pfalzgrafschaft als die damit verbundenen Länder am Rheine auf ihre Erben brachte. Aber auch sie blieb ohne männliche Nachkommenschaft. Von ihren zwei Töchtern wurde die eine, Agnes, an Otto von Wittelsbach, die andere, Irmengard, an Hermann IV. von Baden, vermählt. Erstere erhielt sonach die Pfalzgrafschaft am Rhein, die andere die übrigen Allodialgüter ihres Vaters am Rhein und in Sachsen. Demnach fielen durch Vermittelung des Kaisers Friedrich, dem badischen Hause, Durlach, Pforzheim, Ittlingen und mehrere Güter im Uffgau und Albgau zu. Der markgräfliche Stamm theilte sich hierauf in zwei Zweige, nämlich den Badischen und Hochbergischen. Herman V. wurde das Haupt des erstern, Heinrich I. des letztern.

Im Jahr 1248 blühte dem markgräflichen Hause ein noch größeres Glück in Hermann VI. auf. Dieser war an Gertruden, die Erbin von Oestreich, vermählt, und die Stände dieses Herzogthums erkannten ihn allbereits als ihren Fürsten. Desto unglücklicher aber war dessen Sohn Friedrich. Durch seine heldenmüthige Freundschaft gegen den jungen Konradin verlor er

nicht nur das von seiner Mutter geerbte Herzogthum von Oestreich, sondern auch sein Leben auf dem Blutgerüste zu Neapel. [1]

Durch den Tod Friedrichs wurden die Markgrafen wieder auf ihre Länder am Rhein eingeschränkt. Diese aber vertheidigten oder erweiterten sie durch Tapferkeit und glückliche Verträge. Nach Abgang der zwei mächtigen Grafengeschlechter von Eberstein und Spanheim erbte der badische Zweig einen Theil der Grafschaft von Eberstein auf dem rechten, und die Hälfte der Grafschaft von Spanheim auf dem linken Rheinufer, [2] während auf gleiche Weise dem hochbergischen Zweige Badenweiler, Röteln, Kuppenheim und Sausenberg zufielen. Es fehlte den Markgrafen jetzt nur noch die Ortenau und Freiburg, um Herren vom ganzen rechten Rheinufer in Schwaben zu seyn.

Die Ortenau oder der Mortenau ist einer von jenen Gauen des schwäbischen Herzogthums, welche mit der fränkischen Monarchie hervorgegangen sind. Er lag zwischen dem Breisgau und dem Uffgau, und wurde gen Osten vom Schwarzwald, gen Westen vom Rheine begrenzt. Er ist daher beiden Gauen sowohl an Lage als Fruchtbarkeit gleich. Unter der sächsischen Kaiserdynastie finden wir darin einen Gaugrafen mit Nahmen Konrad oder Kuno, welcher vermuthlich der salische Graf war, der hernach auch Herzog in Schwaben wurde. Nach dessen Tode mögen auch wohl die Zähringer mit dem

1. Siehe oben das vierte Buch.

2. Siehe die Geschichte von Spanheim. Von der Grafschaft Eberstein hatten die Markgrafen Rudolph I. und III. schon den größten Theil gekauft.

Breisgaue zugleich diesen Gau verwaltet haben; aber die Grafschaft selbst war schon in Stücke zerfallen. Unter den hohenstaufischen Kaisern wurde sie in eine Landvogtei verwandelt und in vier Gerichte eingetheilt, welche zu Ortenberg, Achern, Appenweiler und Grusenheim ihre Sitze hatten. Von den Jahren 1260 bis 1326 kommen darin die Grafen von Geroldseck, Katzenellnbogen und Ochsenstein als Landvögte vor, aber die Markgrafen blieben mächtige Fürsten im Gaue. Kaiser Ludwig der Baier gab endlich die Landvogtei dem Markgrafen Rudolph III. zum Lohne für die ihm geleisteten Dienste. Dieser Gewalt widersetzten sich die schwäbischen Städte und die Bischöfe von Straßburg, welche einen so mächtigen Nachbar nicht neben sich aufkommen lassen wollten. Rudolph III. mußte vier eben so blutige als verwüstende Fehden gegen sie führen.[1] In der letzten wurde er von dem Bischofe Berthold II. und den Straßburger Bürgern bis nach Stollhofen und Baden zurückgetrieben. Sein Nachfolger Rudolph IV. mußte diesem die Ortenau überlassen.[2]

Noch gefahrvoller war die Fehde, welche Rudolphs wackerer Enkel, der Markgraf Bernard, gegen die von Freiburg begann. Durch das Beispiel so vieler Städte am Rheine und in Schwaben ermuthigt, waren die Bürger dieser Stadt jetzt nicht mehr zufrieden, ihre eigene Freiheit gegründet zu haben; sie nahmen auch noch die Unterthanen der benachbarten Fürsten in ihre Ringmauern auf, und ertheilten ihnen bürgerliche Rechte. Der Markgraf Bernard beschwerte sich darüber bei der Stadt, als

1. Von 1313 bis 1324.
2. Siehe die Geschichte von Straßburg im folgenden Buche.

er aber auf seine Klagen kein Gehör fand, griff er im Jahr 1424 zu den Waffen, um sich mit Gewalt Genugthuung zu verschaffen. Auf die Nachricht eines zu befürchtenden Angriffs verbanden sich die Freiburger mit den Städten Straßburg, Basel, Colmar, Kinzingen, Engen, Mühlhausen und Schlettstadt. Sie wurden von dem Pfalzgrafen Ludwig, von dem Bischofe von Speier, und dem Grafen von Würtemberg unterstützt, welche des Markgrafen Herrschaft schmälern wollten. Mit großen Haufen fielen sie von allen Seiten in dessen Länder ein, und belagerten das Schloß Mühlberg über drei Wochen lang. Aber Bernard hielt fest auf seiner Burg, und wehrte sich mit List und Tapferkeit gegen die überall auf ihn zudringenden Feinde. Um diesen landverderblichen Span zu enden, schickte der Kaiser Sigismund den Bischof von Würzburg unter sie. Die Sache wurde so geschlichtet, daß die Freiburger mit ihren Bundesgenossen wieder nach Hause ziehen, der Markgraf aber den Zoll aufheben mußte, den er bei Mühlberg anlegen wollte.

Nachdem Bernard diese eben so gefährliche als verwüstende Fehde gegen so viele Feinde glücklich und mit Ruhm überstanden hatte; dachte er darauf, wie er die Wunden, die sie seinen Ländern geschlagen, heilen und diesen eine bessere Verfassung geben möge. Die Herrschaften, welche seine Vorfahren erworben hatten, wurden nach Maasgabe der besondern Schlösser und Städte in Aemter und Vogteien abgetheilt, welche durch Vögte und Amtleute verwaltet wurden. Baden, Hochberg, Durlach, Röteln, Pforzheim, Sausenberg und Spanheim waren zwar besondere Herrschaften; aber Bernard suchte wenigstens die Seinigen unter eine gemeinschaftliche Regierung zu bringen. Mit Rath und Hülfe

seines Kanzlers Johann von Brüssel beschränkte er die zerstückelte, oft drückende Lehengerichtsbarkeit, und unterwarf sie ordentlichen Gerichtshöfen. Die verschiedenen Zweige der Verwaltung liefen bei seinem Hofe zusammen und er gab seinen Ländern Einheit und Kraft. Seinem Beispiele folgten im Jahr 1503 Christoph von Baden und Philipp von Hochberg. Sie machten einen Erbvertrag mit einander, vermöge dessen die Länder, nach Absterben einer Linie des markgräflichen Hauses, der andern zufallen sollten. Bald hierauf ereignete sich dieser Fall auch mit dem Tode Philipps; aber Christoph's Söhne theilten noch einmal die Markgrafschaft. Bernard III. erhielt Baden, Ernst Hochberg. Beide Linien haben sich bis in das verflossene Jahrhundert unter den Nahmen Baden-Baden und Baden-Durlach erhalten.

Während sich die Markgrafen also mit den Städten und Fürsten am Rheine herumschlagen mußten, war durch den rheinischen auch der schwäbische Städte-Bund entstanden, welcher das ganze Land ergriff und alle Stände von Schwaben mit sich fortriß. Die schwäbischen Städte sind um diese Zeit, wie die rheinischen, reiche und kräftige Republiken geworden, und trotzten den mächtigsten Fürsten im Lande. Unter ihnen glänzten vorzüglich Ulm, Augsburg, Rotweil, Lindau, Eslingen, Reutlingen, Freiburg und Breisach. Sie hatten zwar kein großes Gebiet, aber desto größere Reichthümer. Ihre Bürger brachten in Holz, Stein, Metall, Elfenbein, Gold, Silber, Leinen, Wolle, Seide u. s. w. Erzeugnisse und Kunstwerke hervor, welche jenen der italienischen Städte gleich kamen. Sie trieben damit einen beträchtlichen Handel in und außer Teutschland. Durch die Schweiz und Tyrol brachten sie die Güter des Orients

nach dem Occident. Ihre bürgerliche Verfassung glich, entweder in aristokratischer oder demokratischer Form, jener der rheinischen Städte. Mehrere tausend Mann, zu Fuß und zu Pferd, konnten sie gerüstet in das Feld stellen. Ihre Werkstätten waren zugleich die Zeughäuser aller Arten von Gewehr und Kriegsmaschinen. Die Kaiser schützten sie, weil sie ihren Beistand und Geld nöthig hatten, und die Fürsten haßten sie, weil sie deren Macht verdunkelten. Es ist mir leid, daß mir die Schranken dieses Werkes nicht erlauben, die Anstalten und Thaten dieser Städte, wie jene der rheinischen, umständlicher anzuführen. Ihren Bund aber fürchteten alle Fürsten in Schwaben und am Oberrhein, und diese rüsteten sich jetzt, um selbige zu unterdrücken.

Die Anführer und Häupter der schwäbischen Fürsten gegen die Städte, waren die Grafen von Würtemberg. Denn wie die Zähringer-Badner Städte erbauet und mit Freiheiten beschenkt hatten, so wurden diese deren Feinde und wollten sie unterwerfen. Durch Waffen und Geld haben die Würtemberger ihr ursprünglich kleines Gebiet von Beutelsbach zuerst zu einer Grafschaft, dann zu einem Herzogthume, in unsern Zeiten zu einem Königreiche erweitert. So lange man dieses Fürstenhaus in der Geschichte kennt, hat es sich durch drei besondere Eigenschaften ausgezeichnet, nämlich durch Klugheit in Benutzung günstiger Augenblicke, durch Beharrlichkeit und Muth im Unglück, und durch eine besondere Prachtliebe bei Hofe und bei öffentlichen Auftritten. Nach alten Sagen sollen die Würtemberger von einem gewissen Emmerich abstammen, welcher unter den Merwingern Beutelsbach erhalten habe. Im Jahr 989 kommt ein Würtemberger, mit baierischen Rittern kämpfend, in den Chroniken vor; aber erst unter

der salischen Dynastie erscheinen Konrad, Ludwig, Emicho, Hartmann und andere als Grafen; Konrad's Bruder Bruno war Abt zu Hirschau, und Hartmann wird Graf von Gröningen genannt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Herren während des Streites Kaiser Heinrichs IV. und Rudolphs von Schwaben, ihre Länder und Güter vermehrt haben; allein der Hauptzeitpunkt, wo ihre zuvor noch unbedeutende Macht schnell heranwachsen konnte, war das sogenannte große Interregnum. Nachdem nämlich das herrliche Haus der Hohenstaufen nicht mehr auf dem Throne saß, die Kaiserkrone ein Spielwerk der Parteien geworden, und endlich durch die Hinrichtung des jungen Konradins sogar das schwäbische Herzogthum zerfallen war, glich Schwaben einem zusammengestürzten Pallast, wovon jeder, der List oder Waffen zu gebrauchen wußte, sich ein Stück nahm. Bischöfe, Aebte, Grafen, Ritter und Städte, stritten um die Beute. Das schöne fruchtbare Land wurde, wie man noch auf den alten Landcharten des schwäbischen Kreises sehen kann, in mehrere hundert Stücke und Stückchen zerrissen.

In dieser Zeit einer allgemeinen Verwirrung, sagt der Abt Trithemius, glänzte unter den Schwaben Graf Ulrich von Würtemberg, genannt mit dem breiten Daumen, durch Geist und Gewalt den Fürsten und Städten fürchterlich. Sowohl die Kaiser als die Herzoge suchten ihn durch Schmeichelworte und Gunstbezeugungen zu gewinnen, da sie ihn durch Waffen nicht bezwingen konnten. Acht schwere Fehden hat er gegen die mächtigsten Fürsten gefochten; aus allen ist er, niemals besiegt, öfter als Sieger nach Hause gezogen. Dieser Ulrich war der erste Stifter der würtembergischen Größe. Von dem

berg.

bt zu Hirschau.

rüningen, 1280.

Eberh

Ulrich II

Ulrich, Prob 44 — 1392.
†. 13

der Milde, 1392 — 1417.

1397.

Neufener Linie.

Lud II. oder Vielgeliebte, † 1480.

Ludwig II. zweite
† 1 ne Erben.

Heinrich von Mömpelgard, † 1516.

Georg von Mömpelgard, † 1558.

Ulrich.

Friedrich, Herzog, 1593 — 1608.

Friedrich, König, † 1816.

Friedrich Wilhelm Karl.
Verm. mit Katharina v. Rußland.

bedrängten Konradin ließ er sich das Marschallamt in Schwaben, die Vogtei über Ulm und das Landgericht in der Fürt; von seinem Bruder Hartmann aber Gröningen abtreten. Die Hälfte der Grafschaft von Urach erkaufte er durch Geld, die andere gab ihm Kaiser Richard, der seinen rüstigen Arm brauchte, als Lehen, und dazu noch ein Geschenk von tausend Mark Silbers. So gestärkt und bereichert, übte er schon eine reichsvogteiliche Gewalt über die Städte und Klöster in Schwaben. Spittler glaubt [1] die Ursachen, wodurch die Grafen von Würtemberg in einem sonst bedürftigen Zeitalter zu so vielen Reichthümern gekommen seyen, in dem Mangel ihrer Freigebigkeit gegen die Klöster, und in den Beiträgen der Juden gefunden zu haben. Allein die Stiftungen zu Beutelsbach und Stuttgard zeigen, daß die Grafen nicht so karg gegen die Kirche waren, als dieser Geschichtschreiber meint; auch wurde durch die Vorschüsse der Juden ihr Schatz gewiß nicht so reichlich gemehrt, daß sie damit ganze Grafschaften erkaufen konnten. Ich halte demnach dafür, daß die Quelle ihrer Reichthümer mehr in ihrer Vogteigewalt über die schwäbischen Städte, und in ihren Fehden zu suchen sey, als in ihrer unfrommen Sparsamkeit. Es ist bekannt genug, wie theuer diese fleißigen und reichen Gemeinden zu der Zeit den Schutz oder auch nur den Frieden ihren kriegerischen Nachbarn bezahlen mußten; und wenn die Ritter von Kronenberg und Falkenstein sich durch Fehden und Brandschatzung bereichern konnten, wie viel mehr die mächtigern Grafen von Würtemberg. Ein an Fehde und Sieg gewöhntes Schwert und die von den Städten eingetriebenen Gelder

1. Würtembergische Geschichte.

waren also das Geheimniß, das er seinen Nachfolgern zu ihrer künftigen Vergrößerung hinterließ.

Auf Ulrich I. mit dem breiten Daumen, folgten dessen Söhne, Eberhard II. der Erlauchte, und Ulrich II. Jener erbte des Vaters Ehrgeitz und Kühnheit, dieser seine Klugheit und Besonnenheit. Beide setzten die Unternehmungen fort, welche der Vater begonnen hatte; Eberhard aber war die Seele der Regierung. Während des großen Interregnums waren nebst ihnen die Pfalzgrafen von Tübingen, die Welfen, die Habsburger, die von Zollern, die Markgrafen von Baden und Hochberg, nebst den Grafen von Kyburg, Nellenburg, Vahingen, Helfenstein, Eberstein und Calw besonders mächtig in Schwaben geworden. Neben diesen erhoben die Städte, durch den rheinischen Bund gestärkt, ihr Haupt. Diese bekriegte oder vereinigte Eberhard, so wie es sein Vortheil erforderte.

Sobald Rudolph von Habsburg Kaiser geworden war, traten die Würtemberger sogleich mit andern Grafen von Schwaben zusammen, um zu verhüten, daß er seine Macht in ihrem Lande nicht vergrößern möge. Der Kaiser überzog sie mit Krieg, und belagerte Freiburg; da er aber bald gegen Ottokar von Böhmen ziehen mußte, dachte er an den Frieden. Er bediente sich dazu des Barfüßermönchs, Heinrichs von Isny, welcher in Staatsgeschäften gewandt, sich einen großen Einfluß bei den Fürsten erworben hatte, und nach der Hand durch seine Verdienste zuerst Bischof von Basel, dann Kurfürst von Mainz geworden war. Dieser brachte auch wirklich den Frieden zu Stande; aber er wurde nur so lange gehalten, als Rudolphs Truppen in Schwaben waren. So bald diese nach Oestreich ziehen mußten, brach Eberhard

mit seinen verbündeten Grafen wieder hervor, bemächtigte sich vieler Reichsgüter und einiger Städte, und schlug die Bürger von Eßlingen, welche seiner Herrschaft am nächsten wohnten, und folglich des Kaisers Freunde blieben.

Bald darauf entstanden zwei mächtige Bündnisse in Schwaben, deren Häupter auf der einen Seite Eberhard und der Abt von St. Gallen, auf der andern der Graf Albert von Hohenberg und der Pfalzgraf von Tübingen waren. Der Span wurde zwar vom Kaiser zu Eßlingen und Ulm versöhnt, allein nicht lange nach diesem Frieden überfiel Eberhard den Pfalzgrafen, und nahm ihm seine Länder weg. Rudolph mußte noch einmal mit gewaffneter Hand nach Schwaben kommen, um die Ruhe herzustellen. Er schlug den Grafen bei Vahingen, trieb ihn bis Stuttgart zurück, und belagerte diese Burg. In dieser Noth ließ Eberhard sich den Frieden gefallen, welchen Heinrich von Isny abermals im Nahmen des Kaisers ihm antrug.

Nach dem Tode des Kaisers Rudolph verfiel das Reich in neuen Zwist, durch die Wahl Adolphs von Nassau. Da die Kurfürsten keinen mächtigen Herrn, als Oberhaupt über sich, mehr dulden wollten, so gaben sie die Krone meistens nur solchen Fürsten, deren Hausmacht sie nicht zu fürchten hatten. So wurden die Grafen von Nassau, Thüringen, Luxemburg und Schwarzenburg nach einander gewählt. Jeder von ihnen suchte sein Haus zu vergrößern, darum fiel auch jeder von ihnen.

Diese Ansicht der Dinge entging nicht dem Grafen Eberhard. Da er, so gut wie die Habsburger und Nassauer, Ansprüche auf die Kaiserkrone machen zu dürfen glaubte, begegnete er den Kaisern aus den gräflichen Häusern mit Stolz, und da diese ihn fürchteten, so gaben

sie ihm die Reichsvogtei in Schwaben, welche er auch zu seinem Vortheile zu benutzen wußte. Er trug seine Waffen gegen die von Zollern, und nahm ihnen viele Ortschaften weg; andere erkaufte er durch das Geld, das ihm Kaiser Albert des Friedens wegen entrichten mußte. Seine Hauptabsicht ging aber gegen die schwäbischen Städte, welche nun täglich mächtiger wurden. Unter dem Vorwande seiner reichsvogteilichen Gewalt, breitete er seine Herrschaft in denselben aus, und dachte, wie die Oestreicher die Schweizer, so auch selbige seinem Hause zu unterwerfen.

Während dieser Unternehmungen wurde der Kaiser Albert I. von seinem Vetter Johann ermordet, und die Reichskrone durch die Erzbischöfe von Mainz und Trier, Heinrichen von Luxemburg übergeben. Der Graf Eberhard hatte sich wohl auch unter die Kronbewerber gestellt; als daher der neue Kaiser seinen ersten Reichstag zu Speier hielt, erschien auch er, aber mit einem so prächtigen und zahlreichen Gefolge, daß er den Glanz des Thrones zu verdunkeln schien. Den Kaiser beleidigte dieser stolze Aufzug des Grafen um so mehr, weil er von allen Seiten, besonders von den schwäbischen Städten, Klagen gegen ihn hören mußte. Da er aber den Anfang seiner Regierung nicht gleich durch Fehden und Strafgerichte beflecken wollte, empfing er Eberharden mit herablassender Güte, und mahnte ihn mit sanften Worten zum Frieden und zur Verträglichkeit mit seinen Nachbarn. »Ich bin gar nicht gesonnen,« sagte er, »diejenigen mit »Gewalt zu bezwingen, von welchen ich noch Hoffnung »habe, sie gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu ge»brauchen. Mir ist nichts mehr zuwider, als gleich zu »den Waffen zu greifen, weil mir die Erfahrung nicht

»unverborgen gelassen, wie viel Unheil ein bürgerlicher »Krieg mit sich zu führen pflegt. Durch solche Fehden »werden die gemeinschaftlichen Feinde des Reichs nur »noch stärker gemacht; und sie freuen sich im Herzen, »wenn die Reichsfürsten, deren gesammte Macht und »Tapferkeit sie fürchten müßten, sich einander selbst die »Hälse brechen. Auch wird dadurch die Erbitterung den »Gemüthern so eingewurzelt, daß es die Zeit von vielen »Jahren kostet, sie wieder zu besänftigen. Die Grafen »von Würtemberg sind tapfer und kühn, ihre Unterthanen treue und in Waffen geübte Leute. Wenn sie diese »mit Weisheit und Klugheit regieren, und ihre Macht »gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit, gegen die Türken, wenden wollten, würden sie den höchsten »Gipfel des Ruhmes, und die Dankbarkeit des ganzen »Reiches erwerben. Ich kann euch daher nicht verhehlen, »daß es mir ernstlich angelegen ist, die Reichsstädte, welche täglich von euch bedrängt werden, in Schutz zu nehmen. Ich würde als ein seine Pflicht vergessender Kaiser »erscheinen, wenn ich dieses unterließe. Denn der, welcher Etwas ihm Anvertrautes zu verwalten übernimmt, »und doch hernach seine Schuldigkeit nicht thut, ist mehr »einem Verräther, als einem Fürsten gleich zu schätzen. »Wenn ihr also Lust habt, euern Muth im Felde zu zeigen, so lade ich euch ein, mit mir nach Italien zu ziehen, wo ich euch wie meinen Bruder behandeln werde. »Dort habe ich tapfere Leute nöthig, und werde auch »mich dankbar gegen sie erweisen. In Italien werdet »ihr Gelegenheit genug haben, um Thaten des Ruhms »zu verrichten, aber auch ich, um solche Thaten zu belohnen.«

Diese Rede, so weise und sanft sie war, konnte den stolzen Eberhard nicht demüthigen; denn er fühlte in ihr mehr Vorwürfe über seine bisherigen Friedensbrüche, als Aufmunterung und Gunst des Kaisers. Er antwortete daher mit einem kaum verborgenen Stolze: »Er würde »seine Waffen nie gegen kaiserliche Majestät führen, oder »den Landfrieden frevelhaft brechen; aber seine Kriege »gegen die Stände habe er mit allem Fuge und Rechte »gefochten. Er sey Keines Vasall oder Dienstmann, und »habe folglich auch Niemand darüber Rechenschaft zu ge»ben.« Durch eine so kühne Antwort gab Eberhard dem Kaiser deutlich zu verstehen, daß mit ihm in Güte und durch gnädige Worte nichts auszurichten sey. Heinrich lud daher ihn und seine Ankläger vor einen Fürstenrath, wo beide ihre Klagen und Verantwortung vorbringen sollten. Die Abgeordneten der Städte traten demnach zuerst auf und beschuldigten den Grafen: »daß seine Diener ihre »Mitbürger ermordet, ihre Heerden angefallen und das »Vieh fortgetrieben hätten; daß er sie, ohne nur die ge»ringste Ursache zu haben, beständig necke, mit Krieg be»drohe, und ihre alten Freiheiten und Gerechtigkeiten auf »alle nur mögliche Weise schmälere und kränke.« Eberhard hörte die Vorwürfe der Abgeordneten mit unerschütterlicher Ruhe und mit Verachtung an, und als sie ihre Anklagen geendigt hatten, sagte er mit trotzender Miene: »Alle die Vorwürfe, welche ihr gegen mich angebracht »habt, will ich nicht in Abrede stellen; allein ich glaube, »daß ich darum nicht Unrecht gethan habe; und wenn die »Städte hinführo nicht gutwillig ihre Schuldigkeit gegen »mich beobachten, werde ich sie mit doppelter Kriegesmacht dazu zwingen; denn ich bin nicht gesonnen, das

»geringste von meinen Befugnissen nachzulassen. Ich sage »es euch also vor kaiserlicher Majestät und den Fürsten »gerade ins Gesicht: euch wohl vor mir in Acht zu neh»men, damit ich nicht das zu vollführen gezwungen »werde, was ich euch hiermit unverhohlen angedrohet »habe.«

Nach diesen Worten nahm er Abschied, und verließ ohne Urlaub, ohne die Entscheidung abzuwarten, den Reichstag und Speier. Der Kaiser aber und die anwesenden Fürsten sahen sein Betragen als eine Beleidigung der Majestät, als eine Verachtung ihres Standes an. Jener erklärte ihn daher als einen Friedensstörer in die Acht, und gab seine Landvogtei in Schwaben an die Brüder Konrad und Eberhard von Weinsberg. Um aber dieser Acht die gehörige Kraft zu geben, wurden die Grafen und Städte in Schwaben aufgeboten, und letztere ernannten den Grafen Göz von Tübingen, den alten Feind der Würtemberger, zu ihrem Hauptmanne.

Die Anzahl der Truppen, welche die Städte aufgebracht hatten, überstieg bei weitem jene des Grafen von Würtemberg. Er trat daher mit einigen benachbarten Grafen in ein Schutzbündniß, und zog sich mit seiner ganzen Macht auf Würtemberg zurück, wohin ihm die Bundestruppen nachfolgten. Selbige im offenen Felde oder bei hellem Tage anzugreifen, hielt er nicht für räthlich. Er wartete vielmehr eine schickliche Gelegenheit ab, wo sie sich seiner nicht versahen, und stürmte auf sie von seiner Burg herab mit so gewaltigen Angriffen, daß sie sich trennen und ihm das Schlachtfeld überlassen mußten.

Des Sieges schon gewiß, vertheilten sich jetzt seine Soldaten in das feindliche Lager, und dachten mehr darauf, sich durch Beute zu bereichern, als ihren Vortheil

zu verfolgen. Die städtischen Hauptleute, welche diese Unordnung bemerkten, ließen ihre Leute umkehren, und den Angriff erneuern. Eberhard aber verschwendete Worte und Zucht, um die seinigen wieder in die Reihen zu bringen. Sie waren zerstreut, betäubt, überrascht, und wurden gänzlich geschlagen.

Diese Niederlage hatte die traurigsten Folgen für ihn und seine Länder. Die Herzoge von Teck, Graf Göz von Tübingen, die Grafen von Vahingen und Aichelberg, welche ihn bisher gefürchtet hatten, überfielen seine Städte und Schlösser; die Bürger von Eslingen aber, seine nächsten und gefährlichsten Feinde, zogen sogleich auf Würtemberg, untergruben und zerstörten diese alte Feste. Hierauf nahmen sie auch Beutelsbach, den Stammsitz des Grafen ein. Ihr Haß gegen ihn und sein Haus ging so weit, daß sie sogar die Gräber seiner Ahnen plünderten, und die ehrwürdigen Gebeine umherstreueten. Eberhard verlor alle seine Länder, bis auf drei Schlösser. Er mußte sich zu seinem Schwager Rudolph von Baden flüchten, und versteckt halten, um nur der Rache der aufgebrachten Städte zu entgehen.

Indeß verlor er mitten in dieser Noth weder seinen Muth, noch seinen Stolz. Als Kaiser Heinrich VII. gestorben war, gab ihm die zwiespaltige Wahl zwischen Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern Gelegenheit, sich wieder zu erheben. Er trat erst auf Ludwig's Seite gegen Friedrich, als aber jener die Städte zu unterstützen schien, ging er zu Friedrichen über, und machte sich dadurch mächtig in Schwaben. Die bürgerlichen Kriege, welche zwischen beiden Nebenbuhlern geführt wurden, verschafften ihm Mittel, seine Herrschaft zu erweitern. Er griff die Städte an, und nahm ihnen seine Länder

wieder ab. Was er mit Waffen nicht erringen konnte, erwarb er sich durch Geld. Bei dreißig Ortschaften hat er um 20,000 Pfund Heller erkauft. Seine Nachbarn beneideten ihn, die Städte fürchteten ihn, und selbst sein alter Freund und Schwager Rudolph von Baden mußte noch sein Schwert fühlen, weil er sich mit ihm wegen der von seiner Gattin herkommenden Ansprüche auf Reichenberg entzweite.

Eberhard zählte bereits zweiundsiebenzig Jahre, als er diese Fehde gegen seinen Schwager unternahm. Da er durch Altersschwäche mürbe, und unter den Waffen grau geworden war, überließ er die Anführung seiner Truppen seinem Sohne Ulrich, und unterstützte ihn mit Rath und Erfahrung. Rudolph aber schlug dessen Angriffe auf Reichenberg standhaft ab, und als noch der Kurfürst von Mainz eine kräftige Unterstützung zum Entsatze geschickt hatte, mußte Ulrich die Belagerung aufheben, und sich mit Verlust zurückziehen. Dieser Unfall schmerzte den alten Grafen so sehr, daß er darob erkrankte, und im Jahr 1386, wie er gelebt hatte, unter den Waffen, dahinstarb.

Eberhard der Erlauchte, oder wie er sich genannt haben soll, der Gottesfreund und Menschenfeind, war ein Fürst von seltenen Geistesgaben, und der zweite Stifter der würtembergischen Macht. Tapfer, kühn, stolz, unternehmend, und selbst im Unglücke noch aufrecht, schickte er sich für ein Zeitalter der Unruhe und Anarchie. Er verachtete die Kaiser, weil er sie für nicht mächtiger als sich selbst hielt; er haßte die Städte, weil sie den Adel demüthigen wollten. Als Reichsstand und dem Reiche unterthan, sind seine Fehden und Handlungen nicht zu entschuldigen; aber als unabhängiger Fürst unter unabhängigen

Fürsten, erscheint er wie ein großer Held. Seiner kostspieligen und verwüstenden Fehden ohngeachtet, hatte er immer Geld, und damit viele Länder erkauft. Wo dieses nicht hinreichte, ergriff er sein Schwert. Auch für seine und seiner Nachfolger Sicherheit nach dem Tode, hat er gesorgt. Da während der Kriege die Gruft seines Hauses zerstört, und die Gebeine seiner Väter entheiligt wurden, verlegte er die Kirche und Begräbniße von Beutelsbach nach Stuttgart, und umgab diese Stadt mit so festen Mauern und Bollwerken, daß darin künftig sowohl die lebendigen als die todten Grafen seines Geschlechts gegen alle feindlichen Anfälle sicher seyn konnten. Daraus, und aus seinen Verordnungen, aus den prächtigen Schlössern und Gebäuden, welche er mitten unter Fehden errichten ließ, kann man schließen, daß er sich auch in friedlichen Künsten würde groß gezeigt haben, wenn er, um dieses zu seyn, nicht erst sein Land durch Eroberungen hätte mächtig machen wollen.

Auf ihn folgte Ulrich III. oder IV. Dieser benutzte den Ruhm der väterlichen Waffen, und den Reichthum des väterlichen Schatzes, um sein Gebiet zu vergrößern. Drei große Herrschaften wurden zu der Zeit in Schwaben erledigt, Tek, Tübingen und Calw. Die Kaiser, die Markgrafen von Baden, die von Zollern und Eberstein machten darauf Ansprüche; allein die Grafen von Würtemberg hatten Waffen und Geld, und wußten beides zu gehöriger Zeit anzuwenden. Graf Ulrich hatte zwar nicht die Kühnheit, aber die Sparsamkeit seines Vaters geerbt. Er allein kaufte für 81,000 Gulden Güter; eine Summe, welche zu der Zeit oft kein Herzog oder Kurfürst aufbringen konnte. Viel glücklicher noch waren seine Söhne Ulrich und Eberhard III., welche auf ihn folgten.

Beide regierten anfänglich gemeinschaftlich das Land; sie hatten sowohl in Fehden als Verhandlungen die Geschäfte brüderlich mit einander getheilt, bis des erstern Gattin, auf Eberhards Geist und Nachkommenschaft eifersüchtig, denn sie konnte keine Fürsten gebähren, ihren Gatten zu einer Theilung der Länder beredete. Eberhard schien anfänglich den Antrag mit Nachsicht anzuhören, da er aber während der Unterhandlungen den weiblichen Einfluß seiner stolzen Schwägerin bemerkte, zwang er seinen Bruder zu einem Vergleiche, worin dieser sich mit einer Geldsumme begnügen, und ihm die Regierung allein überlassen mußte. In diesem Eberhard nun, welchen man seines auffahrenden Gemüthes wegen den Greiner oder Rauschebart nannte, erwachte wieder Eberhards des Erlauchten Geist und Waffenruhm.

Zu dieser Zeit wollte Kaiser Karl IV. sich und seinen Sohn Wenzel gegen die mächtigen Baiern und Oestreicher auf dem Throne erhalten. Er suchte daher Eberhards kräftigen Beistand, und gab ihm dafür große Summen Geldes, und die Reichsvogtei über die schwäbischen Städte. Aber dieser benutzte beides zur Vergrößerung seiner Gewalt und fiel über seine Schützlinge her, um selbige sich unterwürfig zu machen. Der Kaiser, dem an der Erhaltung der Städte gelegen war, weil er davon sichere Steuern zog, durfte nun den Angriffen Eberhards nicht länger zusehen. Er bot in seinen und den Reichslanden das Reichsheer auf und ließ es unter Anführung des Pfalzgrafen Rupert in Schwaben vorrücken. Von drei verschiedenen Seiten und Haufen zugleich angegriffen, glaubte Eberhard dennoch der Uebermacht trotzen zu können; allein so wacker er sich auch mit seinen Leuten wehrte, er wurde

bei Schondorf geschlagen und mußte, wollte er sich und seine Länder retten, Karl's Lehensmann werden.

Also gedemüthigt und entkräftet lebte er eine Zeitlang in Ruhe; aber die Städte und der Adel umher wurden durch seine Niederlage desto kühner. Da jene sich durch Vereinigung gestärkt und mächtig gemacht hatten, suchte auch dieser ähnliche Mittel nach, um sich in seinem Ansehen zu behaupten. So entstanden mehrere Bündnisse, entweder unter den Städten oder dem Adel, wovon jedes die Erhaltung des Landfriedens zum Vorwande nahm, aber Fehde und Raub zum Zwecke hatte. Besonders machte jetzt der Bund der Schlägeler großes Aufsehen. Sie wurden also von einem silbernen Kolben, den sie trugen, oder auch Martinsvögel genannt, weil sie am St. Martinstage sich verbunden hatten. Man hätte sie aber füglicher Raubvögel nennen können, obwohl sie sich für Adler hielten. Der Anführer derselben in Schwaben war Graf Wolf von Eberstein, ein alter Feind Eberhards von Würtemberg. Er hatte bisher seine Waffen im offenen Felde umsonst gegen den tapfern Grafen versucht; er hoffte daher durch List desto glücklicher zu seyn.

Zu dieser Zeit nämlich war Eberhard mit seiner Familie nach dem Wildbade gegangen, um die Heilquelle zu gebrauchen. Wolf hatte kaum dieses erfahren, als er mit seinen Leuten das Bad umstellte, in Hoffnung, darin den Alten mit den Jungen zu fangen. Allein ein Hirt, welcher vor dem Orte seine Kühe weidete, erforschte den Anschlag, welcher auf die würtembergische Familie gemacht werden sollte, und schlich sich in das Bad zu dem alten Grafen, um ihn zu warnen. »Edler Herr Graf,« sagte er, »ich komme so eben von der Weide, um euch

»auf einen Streich aufmerksam zu machen, der auf eure »Freiheit gezielt zu seyn scheint. Als ich mein Vieh wei»dete, sahe ich durch den Wald und die Hohlwege viele »bewaffnete Leute heranrücken und den Ort umstellen. »Bald hörte ich auch, daß man gedacht sey, euch zu »fangen. Ich wollte euch deßwegen gewarnt haben, und »wenn ihr mir folgen wollt, so denke ich euch wohl durch »Nebenwege aus der Falle zu bringen.« Eberhard dankte dem Kuhhirten mit Worten und Geld, und dieser brachte ihn auch mit seiner Familie durch verborgene Wege glücklich in Freiheit.

Kaum war der Graf wieder nach Haus gekommen, als er sich, sowohl bei dem Kaiser als den schwäbischen Ständen, über diesen heimtückischen Friedensbruch und Ueberfall beklagte. Karl IV. bewilligte ihm auch das Aufgebot der Reichstruppen, allein die Schlägeler hatten schon den größten Theil des würtemberger Adels verführt und in Rotten getheilt, wovon sich die Anführer **Bundeskönige** nannten. In dieser verzweifelten Lage mußte sich Graf Eberhard allein auf den Beistand der Bürger und Bauern verlassen, welche die Bedrückungen des Adels haßten. Mit diesen zog er gen Heimsheim, wo die Hauptrotte der Schlägeler sich verschanzt hatte, und umgab die Feste auf allen Seiten. Wie er aber einen ernsten Angriff darauf machen wollte, empfingen ihn die Feinde mit einem so schrecklichen Pfeil- und Steinhagel, daß die Bauern davon liefen und die Mauern verließen. Da dachte er seine Feinde durch ein anderes Mittel zu zwingen. Er ließ in den benachbarten Wäldern eine große Menge Holz fällen, selbiges rings um den belagerten Ort legen, mit Schwefel, Pech, Stroh und

anderen brennbaren Stoffen vermischen und anstecken. Kaum waren einige Brände in die Scheiterhaufen geworfen, als sogleich von allen Seiten die Flammen hoch aufschlugen. Dicke Rauchwolken wirbelten über die belagerte Feste, und prasselnde Kohlen flogen dazwischen auf Häuser und Gassen. Ein schreckliches Höllenfeuer entzündete sich rings um den Haufen der Schlägeler und drohte ihn in Asche zu verwandeln. Die Glut wurde bald so stark, der Gestank und Dampf so drückend, daß sie den Grafen um Rettung und Frieden baten. Er gestattete ihnen denselben unter der Bedingung, daß sie sich ihm als Kriegsgefangene ergeben mußten. Als sie nun gar kläglich, und gequälten Gespenstern gleich, aus einem Thore durch die Reihen der Bauern daherzogen, sagte einer derselben spottweise: »drei dieser Kartenkönige haben wir »nun gestochen. Es fehlt nur noch der vierte, und wir »hätten das ganze Spiel gewonnen.« Die Würtemberger lachten herzlich über diesen Spott. Graf Eberhard aber rückte sogleich vor Höfingen, und nachdem er auch diese Burg erobert und gebrochen hatte, verschaffte er sich im Jahre 1367 Genugthuung gegen die Schlägeler und Frieden in seinem Lande.

Unterdeß hatten die Städte und Kantone der Schweiz die mächtigen Heere der Oestreicher geschlagen, und die rheinischen Städte errichteten nun auch im Jahre 1381 einen Bund mit den schwäbischen. Beide verbreiteten die Macht der gemeinen Bürger von der Schweiz aus, durch Elsaß, Franken und Schwaben bis zum untern Rheine. Die Herzoge von Baiern und von Oestreich, die Markgrafen von Baden, die Pfalzgrafen am Rheine und andere Fürsten mußten sich gegen sie verbinden. Die

von Würtemberg blieben die Hauptleute gegen jene von Schwaben.

Dieser Krieg, welcher zwischen den Würtembergern und den schwäbischen Städten schon bei hundert Jahre dauerte, brach im Jahre 1372 um so fürchterlicher hervor, als die Reutlinger und Eßlinger, welche im würtembergischen Gebiete lagen, sich rächen wollten. Die Wuth beider Theile ging, wie die Chroniken der Zeit sagen, so weit, daß sie sich einander die Reben und Bäume abhieben, die Wiesen und Matten mit Senf bestreuten, das Vieh abtrieben, und an die zwölfhundert Dörfer abbrannten.

Graf Eberhard III. sammelte hierauf einen großen Haufen seiner Leute und Bundesgenossen, und rückte vor Reutlingen, um es entweder durch Sturm oder List zu erobern. Die Bürger hatten ihre Thore verschlossen und sich anfänglich stille gehalten. Da aber die Lebensmittel in der Stadt abnahmen, machten sie einen Ausfall, um sich in den benachbarten Dörfern damit zu versehen. Kaum hatte der junge Graf Ulrich den städtischen Haufen im freien Felde erblickt, als er sogleich auf ihn zustürmte, in Hoffnung, ihn entweder niederzuwerfen oder zu vernichten. Die Reutlinger suchten dem kühnen Angriffe auszuweichen und zogen sich nach ihren Thoren zurück. Jene aber, welche in der Stadt geblieben waren, und das Gefecht beobachtet hatten, hielten sich so lange ruhig, bis die Würtemberger ganz nahe an ihre Mauern gekommen waren, und sich schon Herren der Stadt glaubten. Auf einmal brachen sie aus einer verborgenen Pforte hervor, und fielen ihre Feinde mit so gewaltigen Stößen an, daß der junge Graf Ulrich, welcher das erste Treffen

anführte, zurückweichen, und ihnen das Schlachtfeld überlassen mußte.

Als der alte Graf diese Niederlage sahe, ergrimmte er, und machte seinem Sohne die bittersten Vorwürfe über seine Flucht.[1] Er wollte das Treffen herstellen, und drang mit dem Ueberreste seiner Truppen von neuem in die Haufen der Bürger ein; allein diese waren nun schon durch ihren ersten Sieg muthig gemacht, und empfingen seinen Angriff mit einer solchen Herzhaftigkeit, daß auch er verwundet zurückweichen mußte, und kaum sich noch auf seinem Pferde retten konnte. In dieser Schlacht sind drei Grafen, an die hundert Ritter, und mehrere Knechte geblieben; der Verlust der Bürger war nicht halb so groß, aber ihr Muth desto größer geworden.

Als die Städte von Schwaben durch den Bund, welchen sie 1381 mit jenen am Rheine schlossen, noch mächtiger geworden waren, brach der Krieg im Jahre 1388 zwischen ihnen, und den Grafen von Würtemberg mit neuer Wuth aus; fast alle Fürsten und Städte in Schwaben haben daran Theil genommen. Graf Eberhard konnte den Verlust nicht verschmerzen, welchen er bei Reutlingen erlitten hatte, und sein Sohn, der junge Graf Ulrich, wollte den Schimpf, welchen er dort von seinem Vater erdulden mußte, mit dem Blute der Bürger abwaschen. Bei Wyl oder Taffingen kam es zwischen beiden Parteien zu einer großen Schlacht, worin die Ehre der Würtemberger gerächt werden sollte. Das blutige Gefecht ging bei letzterem Orte an, die bürgerlichen

1. Er hat sich sogar von ihm am Tische geschieden.

Haufen wollten da einen Kirchhof erstürmen, wohin die Würtemberger ihre Geräthe und Habseligkeiten geflüchtet hatten. Als dies der junge Graf Ulrich bemerkte, rückte er schnell mit dem Vortrab auf den Haufen der Städte heran, und stürzte sich mit einer solchen Kühnheit in ihre Reihen, daß er mit den Grafen von Löwenstein, von Zollern und Werdenberg, nebst sechzig Rittern auf dem Platze blieb.

Dieses außerordentliche Gemetzel unter den Edlen des Landes setzte die Würtemberger in Schrecken. Sie zogen den erschlagenen Sohn unter den Verwundeten hervor, und wollten das Mitleid des Vaters erregen; aber der alte Eberhard blickte kaum die Leiche an. Unerschüttert stand er mitten unter den Schlagenden und Erschlagenen: »Was bekümmert euch der Tod meines Sohnes,« sagte er, »er gilt nicht viel mehr, als der eines andern Soldaten. Seht ihr denn nicht, daß die Feinde schon die Flucht ergreifen? Auf laßt uns den Sieg verfolgen.« Diese Worte verwandelten das Mitleid und die Furcht der Würtemberger in Wuth und Rachgefühl; sie stürzten sich, durch das Bejspiel des Alten ermuntert, in die Haufen der Bürger; diese sahen sich um, und glaubten wirklich, daß unter sie die Flucht gekommen sey. In diesem entscheidenden Augenblicke erschien Wolf von Wunnenberg hinter ihnen und fiel ihren Rücken an. Er war zwar ein erbitterter Feind Eberhards und einer von denen, welche ihn im Wildbade fangen wollten; allein sein Haß gegen die Bürger war stärker, als der gegen den Grafen. Jetzt kam er den Würtembergern zu Hülfe und entschied den Sieg. Die Bürger, so unverhofft und im Rücken angegriffen, trennten ihre Haufen und suchten Rettung in der Flucht.

Nach der Schlacht wollte Eberhard dem helfenden Ritter seine Dankbarkeit bezeigen, und ihn mit sich nach Hof nehmen, um sich bei dem Pokale des Sieges zu freuen; allein Wolf begleitete ihn nur eine Strecke Weges weit, dann gab er seinem Pferde die Sporn, und sagte: »Gute Nacht, Herr Graf! Morgen wollen wir es wieder anfangen, wo wir es gelassen hatten.« So ritt er davon, und plünderte auch gleich wieder ein würtembergisches Dorf. »Nun,« sagte Eberhard, »das alte »Wölflein hat Wort gehalten. Es hat sich wieder Koch»fleisch geholt.«

Der Sieg, welchen Eberhard über die Städte erfochten hatte, war vollkommen. Die städtischen Hauptleute Heinrich von Asberg, Ritter, und Hanns Radauer, Bürger von Augsburg, nebst 600 Feinden wurden gefangen, über tausend blieben auf dem Platze. Die übrigen flohen im Lande herum, und suchten ihre Heimath. Die Beute an Fahnen, Waffen, Geräthschaften und Geld war nicht minder groß; und obwohl der alte Graf diesen Gewinn durch den Verlust seines tapfern Sohnes Ulrich erkauft hatte, so bekam er doch noch auf dem Schlachtfelde die Nachricht, daß ihm wieder ein Enkel geboren sey, welcher seinen Nahmen erhielte. »Gott sey »gelobt,« sagte er hierüber freudig, »nun hat Finck wie»der Samen!«

Eberhard hatte nun freilich in einem Tage ruhmvollen Sieg und hoffnungsvolle Nachkommenschaft erhalten; allein die Gattin seines gebliebenen Sohnes Ulrich, Elisabeth, saß einsam und beweinte den Tod ihres eben so schönen als tapfern Gemahls. Sie war Kaiser Ludwig's des Baiern Tochter, und hatte dem Hause Würtemberg eine beträchtliche Aussteuer an Gütern und Schätzen ge-

bracht. Jetzt aber war ihr der Kirchhof zu Taffingen der liebste Ort, weil dort ihr Geliebter gefallen war. Sie kaufte das Dorf Kunzen dem Kirchherrn von Symozheim ab, und ehrte noch lange dort den rühmlichen Tod ihres Gatten durch Thränen und Gebet.

Vier Jahre nach der Schlacht bei Wyl starb auch Graf Eberhard III., welchen man seiner Streitlust wegen den Greiner nannte. Er war so kühn und tapfer, wie sein Ahnherr gleichen Nahmens, aber auch eben so durchgreifend. Viele seiner Fehden sind daher eben so wenig zu entschuldigen, wie jene Eberhard's II. Indeß ist er als der dritte Stifter der würtembergischen Größe anzusehen. Er brachte die halbe Grafschaft von Calw, den größten Theil des Herzogthums von Tek, und die Herrschaften von Böblingen, Sindelfingen, Waltenberg, Herrenberg, Laufen, Vahingen und Brackenheim, nebst vielen andern Städten und Ortschaften an sein Haus. Er bestätigte den Städten und Ländern, welche er erobert oder gekauft hatte, ihre Freiheiten und Verfassungen. Seine alten und neuen Unterthanen würden unter seiner Herrschaft glücklich geworden seyn, wenn ihnen seine Ruhm- und Fehdesucht Ruhe und Frieden gelassen hätte.

Auf Graf Eberhard den Greiner oder Zanksüchtigen folgte sein Enkel Graf Eberhard IV., welcher im Gegensatz seines Großvaters der Milde genannt wurde. In einer Urkunde vom Jahre 1391 heißt er auch wohl der Jüngere. Sattler hält ihn für einen Sohn des bei Wyl gebliebenen Grafen Ulrichs; vielleicht war er auch dessen Neffe, denn Eberhard's Sohn wurde ebenfalls der Jüngere genannt. Eberhard IV. verdiente wohl den Beinahmen des Milden; denn er und seine Nachkommen wollten das

in ihren Ländern durch Friedenskünste erreichen, was ihre Vorfahren durch Krieg bezweckten. Er vermählte seinen Sohn Eberhard den Jüngern mit der Erbgräfin Henriette von Mömpelgard im Jahre 1397, und brachte damit die Grafschaft an sein Haus. Allein diese auf ihre Reichthümer und Schönheit zugleich stolze Frau vergiftete das Leben ihres Gatten. Sie wollte ihn, und nach seinem frühen Tode, auch seine Söhne Ludwig und Ulrich beherrschen; da aber diese der Vormundschaft entwachsen waren, widersetzten sie sich ihren Anmaßungen und ergriffen das Heft der Regierung selbst. Aufgebracht über deren Widersprüche bedrohte sie selbige mit Enterbung. »Wenn ihr,« sagte sie im Zorne, »das Trockene »nicht haben wollt, mögt ihr mit dem Nassen vorlieb »nehmen.« Sie dachte nämlich ihre Erbgüter ihrer eben so stolzen Tochter Anna zuzuwenden, welche, wie die Mutter, ihren Gatten den Grafen Philipp von Katzenellnbogen, quälte.[1] Als die Söhne diese Absicht bemerkten, ließen sie die aufgebrachte Frau gefangen setzen, und zwangen sie zur Erklärung, daß sie ihr Erbgut nicht veräußern wolle. Bald hierauf starb sie, und die Grafen von Würtemberg hatten von ihrer Verbindung wenigstens den Vortheil, daß sie nicht, wie ihre Vorfahren, durch land- und leutverderbende Feldkriege, sondern durch unblutige Hauskriege die wichtige Grafschaft von Mömpelgard eroberten.

Man kann die Regierung Eberhard's des Milden als den Zeitpunkt ansehen, wo die von seinen kriegerischen Ahnen erworbenen Länder der Grafschaft von Würtemberg, einen festen Zusammenhang und eine gesetzliche Ver-

1. Siehe die Geschichte von Katzenellnbogen.

fassung erhalten haben. Sie bestanden aus mehreren Städten, Schlössern und Aemtern, welche den Grafen theils ursprünglich zugehörten, theils durch Kauf oder Krieg von fremden Fürsten und Herren erworben waren. Die Städte hatten bereits von den Kaisern, auch wohl von den Grafen selbst, städtische Freiheiten und Verfassungen erhalten. An die Schlösser und Aemter waren die Lehensleute und Landesadlichen verpflichtet. Das Landvolk wurde durch Vögte oder Amtleute regiert. Die Aebte und Prälaten des Landes waren gefreiet und verwalteten selbst die Güter ihrer Kirchen. Aus diesen verschiedenen Theilen der Grafschaft erwuchs die ständische Verfassung. Die Aebte, die Prälaten, die Ritter und die Boten der Städte wurden Landesstände, ohne deren Einwilligung keine neue Steuern ausgeschrieben, und nichts in der Grundverfassung verordnet oder abgeändert werden konnte.

Die Verfassung und Bildung der würtembergischen Länder erhielt noch eine größere Vollkommenheit, als nach dem Tode der Gräfin Henriette von Mömpelgard Mathilde, die Gattin des Grafen Ludwigs, Einfluß auf die Regierung erhielt. Sie war die Tochter des Pfalzgrafen Ludwigs und sowohl an Geist als Körper das Gegenstück von jener. Henriette hatte in Gesicht und Gestalt hervorstechende Reize, allein ihr stolzer Blick entfernte von ihr alle Herzen der Männer; Mathildens Schönheit war weniger auffallend, aber ihre Freundlichkeit zog beide Geschlechter an. Jene wollte ihren Gatten und ihre Söhne mit Ungestüm beherrschen, und fand überall Widerstand, diese leitete dieselben, ohne daß sie die Herrschaft fühlten. Jene brachte ihren Gatten durch Zänkereien frühe in das Grab; diese suchte des

ihrigen Grab auch noch nach seinem Tode. Beide waren Vormünderinn der Prinzen und des Landes, allein jene brachte durch ihre Herrschsucht Familie und Staat in Verwirrung und Kriege,[1] diese aber söhnte durch ihre Güte Fürsten und Völker aus.

Mathilde hatte zu Heidelberg, wo sie erzogen wurde, die größten Gelehrten Teutschlands und damit die Vortheile kennen gelernt, welche die dort gegründete Universität den pfälzischen Ländern verschaffte. Diese Wichtigkeit gründlicher Wissenschaften schätzend, und von den zwei berühmten würtemberger Gelehrten Reuchlin und Näukler[2] unterstützt, wollte sie schon ihren Gatten, den Grafen Ludwig, bereden, auch in den würtembergischen Landen eine hohe Schule anzulegen. Dieser starb zu früh, um den dazu bereits entworfenen Plan ausführen zu können; sie setzte daher ihr Anliegen bei ihrem Sohne Eberhard dem Bärtigen fort, und dieser gründete im Jahre 1477 zu Tübingen jene Universität, aus welcher so viele würdige Geistliche, Rechtsgelehrte und Aerzte hervorgegangen sind. Eberhard verlieh derselben, mit Bewilligung des Pabstes, mehrere geistliche Pfründen, Güter und Vorrechte. Ihre Vorsteher erhielten später das Recht der Landstände, und brachten sowohl auf die Landtage, als in die Gerichtsstuben einen eigenen Geist der Gesetzlichkeit.

Einen nicht minder großen Vortheil, als die Stiftung der Universität war, brachte Mathilde durch einen andern Rath für Würtemberg hervor, welchen sie ihrem Sohne über die künftige Erbfolge und Erbeinigung der sämmtlichen würtembergischen Länder gab. Nach der Ge-

1. Mit Baden, Zollern und andern Nachbarn.
2. Vergenhans.

wohnheit jener Zeiten nämlich und vielleicht mit Einwirkung der Henriette von Mömpelgard hatten Ludwig und Ulrich, deren Söhne, im Jahre 1441 die würtembergischen Länder unter sich getheilt und zwei Linien gegründet, wovon erstere die Uracher, letztere die von Neufen genannt wurde. Diese Theilung schwächte nicht nur die Gesammtkraft der Grafschaft, sondern sie hatte sowohl auf die Verwaltung als Erziehung der Prinzen die nachtheiligsten Folgen. Die Sprößlinge beider Linien befolgten nun nicht mehr einerlei Zweck des Staatsnutzens. Sie beneideten oder bevortheilten einander vielmehr, als daß sie sich unterstützt hätten. Dieses Uebel wurde noch größer, als nach dem Tode Ludwigs sein Bruder Ulrich die Vormundschaft über dessen Kinder erhielt. Ulrich war ein rechtschaffener gutmüthiger Fürst, der sowohl die Prinzen als die Unterthanen liebte, weßwegen er auch der Vielgeliebte genannt wurde, allein er hatte weder die Einsicht noch die Festigkeit des Charakters, welche zur Regierung angefochtener Länder und zur Erziehung wilder kräftiger Prinzen erfordert wurde. Er ließ das Land durch seine Räthe regieren, und sowohl seine Söhne als seine Mündel ohne gehörige Aufsicht und Leitung heranwachsen. Die alte würtembergische Stammkraft, welche sich zuvor bei den Eberharden und Ulrichen in Fehden und Schlachten ausgetobt hatte, artete jetzt, in einem schon üppigeren Zeitalter, bei diesen Prinzen in Unzucht und Völlerei aus. Sie hielten sich Sänger und Sängerinnen, Pferde und Jagdhunde, Falken und Falkenmeister, zogen auf Schmausen und Trinkgelagen herum, und wo sie keine gefällige Dirne in offenen Häusern fanden, suchten sie selbige hinter den Mauern der

Nonnenklöster. »Wo ist der Herr auf dem Erdreich,« schrieb Ulrich an seinen liederlichen Sohn Eberhard, »der »seine Söhne ehrlicher und löblicher gehalten hat in allen »ihren Wesen, als ich; aber das kommt mir jetzt zu großem »Schaden und Verachtung. Du hast mir zugesagt, du »wolltest keine Jäger noch Jagdhunde haben, nun hast du »deren zwölf, und vier oder sechs Hunde der Falkner, und »zween Leithunde und zwanzig Windhunde, und dazu »einen Jägerknecht, einen Jägerknaben und einen Wind»knecht rc. Wärest du dein eigener Herr, so weis ich »nicht, wie du einen größern Hofstaat haben wolltest. »Hab ich doch je nicht mehr, denn meinen Landhofmeister »und fünf Edelknaben gehabt; du aber hast deinen eigenen »Hofmeister, deine Räthe, deine Tischdiener und sechs »edle Knaben, zween Schneider, einen Scheerer, Mar»staller, Wappenmeister und Knechte, deren Nahmen ich »nicht weis und die ich nicht kenne. Was guter That »hast du und die Deinen am Sonntag zu Nacht gethan; »als mein Herr Herzog Ludwig (von Baiern), hier gewesen »ist? Wärst billiger bei deinem biderbem Weib gelegen, »dann deiner Büberei zu warten. Als wir hinweggefah»ren zu unserm Oheim dem Pfalzgrafen, hast du mehr, »dann siebenhundert Pferde im Marstall gehabt, die man »dir füttern mußte. Wann hat einmal das Fressen und »verderblich Leben ein Ende? Vor kurzem noch bist du »gen Kirchheim gekommen, und hast einen Tanz ange»fangen in dem Kloster zwei Stund nach Mitternacht, »das denn gen Gott und große Sünd, und dazu im »hohen Bann ist. Als ich selbst dahin gekommen, hat »dir dein schändlich Wesen, das du und die Deinen »darin getrieben, noch nicht genügt. Du hast auch deinen

»Bruder mit dir genommen, und ihr habt darin ein »solches Tanzen und Schreien gehabt, daß, wenn es im »offenen Frauenhaus geschehen, noch zu viel wäre. Das »hat auch gewährt lang nach Mitternacht. Lasset Gott »ergebene Leute doch die Metten und ihre Zeit mit An»dacht singen; denn wenn einer eine Klosterfrau umhalst, »ists eine Sünde, als umhalste er seine Schwester. »Frauenfleisch ist ja näher zu überkommen, als Kalbfleisch. »Gott erbarms!«

Diese Nachtheile, welche aus einer Ländertheilung und Vormundschaft entspringen, vorhersehend, und selbige an ihrem eigenen Sohne Eberhard erfahrend, denn er war in seiner Jugend ein eben so lockerer Wildfang, wie seine Vetter, rieth sie demselben, mit diesen einen Haus- und Erbvertrag abzuschließen, wodurch nach dem Ausgange einer Linie, deren Länder wieder auf die andere zurückfallen sollten. Eberhard befolgte diesen klugen Rath der Mutter, und schloß mit seinen Vettern zuerst im Jahr 1473 zu Urach, dann im Jahr 1492 zu Eslingen jenen wichtigen Familienvertrag, in welchem die Rechte der Erstgeburt in männlicher Nachfolge, und die Untheilbarkeit der würtembergischen Länder festgesetzt wurde. Sein Vetter Heinrich, der nicht zum geistlichen Stande zu bringen war, obwohl man ihm die Coadjutorie von Mainz zu verschaffen wußte, erhielt zwar Mömpelgard, allein unter der Bedingung, daß auch diese Grafschaft wieder zum Ganzen zurückfallen mußte.

Wie Eberhard, unter Leitung seiner Mutter, das würtembergische Land in seiner Integrität erhalten hatte, so regierte er es auch an der Hand seiner geliebten Gattin mit Milde und Klugheit. In seinen Jugendjahren

sich, so zu sagen, selbst überlassen, versprach er keine glückliche Regierung; allein durch eben die Kraft, welche zu der Zeit seine Leidenschaften zügellos gemacht hatte, wußte er selbige auch wieder zu bändigen, als er Gatte und Regent geworden war. Von seiner Gattin sanft geleitet, und von klugen Leuten treu berathen, erhielt er im Innern des Landes Ordnung und Gerechtigkeit, gen außen Ansehen und Würde. Dieser vorzügliche Fürstenruhm bewog endlich den Kaiser Maximilian I., daß er die nun ungetheilte Grafschaft von Würtemberg im Jahr 1495 zu einem Herzogthume erhob. Eberhard der Bärtige ging nun den viel ältern Häusern von Hessen und Baden als Herzog vor. Er trug die Reichssturmfahne in der Hand und im Wappen, und der Kaiser nannte ihn noch auf seinem Grabe, einen klugen und tugendhaften Fürsten und seinen treuesten Rathgeber. Wie also Graf Eberhard der Erlauchte, als der Stifter der würtembergischen Grafschaft anzusehen ist, so wurde Eberhard der Bärtige, der Stifter des Herzogthums. Einen so wichtigen Einfluß auf das Wehe und Wohl der Staaten können Weiber haben, wenn sie die Fürsten, entweder wie Henriette zum Bösen, oder wie Mathilde zum Guten, zu verleiten wissen.

Mathilde hatte sich durch die Vorzüge ihres weiblichen Charakters sowohl bei dem Volke als den Fürsten beliebt gemacht. Daher wurde auch noch nach dem Tode ihres ersten Gemahls, ihr Herz und ihre Hand nachgesucht. Sie gab dieselbe Albrechten von Oestreich. Sie wurde dessen treue, redliche Gattin, ohne aufzuhören, Eberhards treue Mutter zu seyn. Beiden Fürsten war sie als Freundin und Rathgeberin zur Seite; und wie sie

ihren ersten Gemahl zur Stiftung der Universität in Tübingen beredet hatte, so jetzt ihren zweiten zu der von Freiburg. Beide hohe Schulen verdanken ihr Entstehung und Fortgang. Nachdem auch ihr zweiter Gemahl gestorben war, sehnte sie sich nach ihrem Stammorte Heidelberg zurück, und verordnete da, daß nach ihrem Tode ihr Körper zu jenem ihres ersten Gemahls getragen werden sollte. Sie starb im Jahr 1482. Noch sieht man ihr Grabmal neben jenem ihres Gatten Ludwig.

Dem Hausvertrage gemäß, welcher durch Mathildens Rath unter den Grafen von Würtemberg abgeschlossen wurde, folgte auf ihren Sohn, Eberhard den Bärtigen, der keine Erben hinterlassen hatte, dessen Vetter gleichen Nahmens in dem erst errichteten Herzogthume. Dieser und sein Bruder Heinrich hatten weder Lust noch Geist zum regieren. Durch die Nachsicht ihres Vaters, Ulrichs des Vielgeliebten, verzogen, hatten sie sich mehr auf Waidwerk und Buhlerkünste, als Staats- und Regierungskünste gelegt. Sie wurden von den Fürsten und ihrem Volke zugleich verachtet. Nach zwei Jahren zwangen die Stände Eberharden das Herzogthum seinem Vetter Ulrich zu überlassen. Er floh mit seinen Schätzen und Silbergeschirren zu dem Kurfürsten von der Pfalz und dieser setzte ihn, nachdem er ihm die Kleinodien abgenommen hatte, auf den Ozberg; Heinrich aber starb als Blödsinniger in der Gefangenschaft seines Vetters.

Von nun an hatten die Stände oder vielmehr die von ihnen angesetzten Vormünder alle Gewalt. Der junge Graf Ulrich, Heinrichs Sohn, war erst zehn Jahr alt, als ihm sein Oheim das Herzogthum überlassen

mußte; seine Vormünder aber versäumten keine Gelegenheit, wodurch sie ihn recht lange in der Minderjährigkeit erhalten konnten. Statt ihm, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, eine seinem künftigen Berufe gemäße Erziehung zu geben, oder ihn durch frühe Theilnahme an den Regierungsgeschäften zu einem guten Fürsten zu bilden, ließen sie ihn bei Jagden und Wohlleben aufwachsen, und sein junges Herz unter brausenden Leidenschaften gleichsam verwildern. Dem ohngeachtet würde dieses wilde Feuer des kräftigen Prinzen, wie bei Eberhard dem Bärtigen, an der Seite einer geliebten Gattin oder durch den Rath rechtschaffener Freunde gemäßigt worden seyn, allein die Vormünder vermählten ihn, um des Kaisers Gunst zu erhalten, mit dessen Schwester Tochter, der Prinzessin Sabine von Baiern; und diese wußte des jungen Fürsten Liebe nie zu gewinnen. Abgeneigt also allen Regierungsgeschäften und in seinem eigenen Hause nicht glücklich, überließ er jene gänzlich seinen Räthen dem Lamparter und Thum; für sein Vergnügen und Hofgeschäfte aber suchte er sich lustige Brüder, die Späte und Hutten. Jagden, Wettrennen, Schmäuse, Turniere und prächtige Gastgelage waren nun seine Beschäftigung. Besonders gefiel ihm seines Erbmarschalls Hutten Frau, und diese machte ihm seiner Gattin Sabine Umgang so lästig, daß es zwischen beiden Eheleuten oft zu Zank und Schlägereien kam. Ein so lustiges Leben erschöpfte bald die Summen der jährlichen Einkünfte. Wo die alten Grafen mit dem Ertrag ihrer Domänen auskamen, weil ihr Aufwand fast nur in einheimischen Erzeugnissen, als Früchten, Hafer, Holz, Wildpret,

Honig und Wein bestand, konnte Ulrich ohne neue Auflagen nicht bestehen. Er belastete sein Land mit einer Schuld von einer Million Gulden, welches zu der Zeit eine ungeheuere Summe war.

Um die dadurch nothwendig gewordenen Zinsen bestreiten zu können, riethen ihm seine lustigen Räthe, das Maas und Gewicht zu verringern, und was dadurch die Weinschenke, die Metzger und Bäcker gewinnen würden, an seine Hofkammer einzufordern. Diese Veränderung brachte ein allgemeines Mißvergnügen bei den Bürgern und dem gemeinen Volke hervor. Die Bauern rotteten sich zuerst in den Wirthshäusern, dann auf öffentlichen Plätzen zusammen. Sie beklagten sich unter einander über das schlechte Maas und Gewicht, und vermehrten täglich ihre Haufen. Der Aufruhr fing zuerst mit Spott an. Einer nannte den andern Herr von Nirgends, oder Herr von Hungerberg. Sie erwählten unter sich einen Obmann und einen Ausschuß, welchem sie den Nahmen Kein-Rath oder armen Konrad gaben. Sie warfen das neue Gewicht in das Wasser, und wollten daran, wenn es entweder oben schwimme oder unterginge, spottweis die Wasserprobe versuchen. Da nun natürlicher Weise der letztere Fall eintrat, verdammten sie das Gewicht und den Herzog mit seinen Räthen und fingen einen Aufruhr fast im ganzen Lande an.

Dieses Mißvergnügen des Volkes wurde noch durch jenes des Adels vermehrt, als Ulrich seinen Marschall und bisherigen Liebling Hans von Hutten ermordete. Da er sich erlaubt hatte, dessen Gattin zu seiner Geliebten zu machen, so glaubte sich auch dieser berechtigt, die

Frau Herzogin für den Verlust der Liebe desselben zu trösten.[1] Ulrich mogte wohl das Verständniß beider Liebenden anfänglich mit Gleichgültigkeit betrachtet haben, weil er sich dafür an des Marschalls Frau entschädigen konnte; als aber dasselbe ein Hofmährchen wurde, und der Herzog den Ring, welchen er seiner Gattin gegeben hatte, an dem Finger seines Nebenbuhlers erblickte, entbrannte Eifersucht und Rache in seinem Herzen und er beschloß, ihn schrecklich dafür zu bestrafen. Er stellte nämlich in dem sogenannten Schönbuch eine Jagd an, wobei Hutten zugegen seyn mußte. Als sie nun zusammen tiefer in das Gehölz geritten waren, ließ der Herzog die übrigen Ritter und Hofleute voran ziehen, er aber blieb mit seinem Nebenbuhler zurück, und forderte von ihm Genugthuung für den ihm angethanen Schimpf. Kaum konnte dieser die Schimpfworte des Herzogs erwiedern, oder vom Leder ziehen, als er schon von dessen Jagdmesser durchbohrt darnieder sank. Ulrich's Rache ging so weit, daß er dem Entseelten den Gürtel vom Leibe lößte und selbigen damit an eine Eiche aufhing. Ja er rühmte sich noch dieses schändlichen Mordes, als er zu seinen Leuten zurückgekehrt war.

Hansens Ermordung war die Losung eines allgemeinen Aufruhrs gegen den Herzog in und außer den würtembergischen Landen; und dessen Vetter der berühmte **Ulrich von Hutten** wurde davon die weitklingende

1. In der Zeitschrift für Baiern rc. IV. Heft wird Sabine vertheidigt; allein Urkunden sind öfters nicht die einzigen Quellen der Hofgeschichten, obwohl des Herzogs Betragen die Ursache aller Mißverhältniße war.

Trompete. Dieser schilderte in mehreren Klagschriften die That als den schändlichsten Meuchelmord, als die unerhörteste Tyrannei, und brachte sie durch den Druck an die Höfe und unter das Volk. Die Bauern waren im Aufstand, die Bürger murrten, der Adel forderte Genugthuung. Sabine die Gattin des Herzogs entfloh zu ihren Verwandten, und der Kaiser war aufgebracht über die schnöde Behandlung seiner Schwester Tochter.

Unter solchen Umständen und von allen Seiten gedrängt, konnte sich Ulrich nur durch zwei schimpfliche Verträge retten, er mußte, um das Mißvergnügen des Volkes zu besänftigen, und die Bezahlung seiner Schulden zu erhalten, den Landständen neue Vorrechte zugestehen, und um der Rache des Kaisers zu entgehen, seinen Feinden Genugthuung geben. Diesem zufolge berief er im Jahr 1514 einen Landtag nach Tübingen, worauf für die Zukunft zwischen ihm und den Ständen ein förmlicher Vertrag über beider Theile Rechte und Befugnisse abgeschlossen wurde. Die Stände übernahmen 900,100 Gulden herzoglicher Schulden zu bezahlen, dagegen mußte ihnen der Herzog feierlich versprechen, ohne ihren Willen und Beirath keinen Krieg anzufangen, kein Stück vom Lande zu verpfänden, keine Schatzung auszuschreiben, jedem freien Abzug zu gestatten, und keinen ohne Urtheil und Recht bestrafen zu lassen.

Zwei Jahre nach diesem Tübinger Vertrage im Jahr 1516 wurde er auch durch einen andern zu Blaubeuren von der ihm angedrohten Acht befreit. Unter der Vermittelung des Cardinals Mattheus Lang, Bischofs von Gurck, versprach er dem Kaiser, seiner Gattin Sabine und der Familie von Hutten Genugthuung zu leisten, sich

sechs Jahre lang der Regierung zu begeben, und eine Statthalterschaft von Landhofmeister, Kanzler und Räthen zu bestellen, welche statt seiner regieren, und seine Schulden bezahlen sollten.

Durch diese zwei schimpflichen Verträge von Tübingen und Blaubeuern war Ulrich zwar für diesmal der Acht entgangen, allein er hielt sich nur so lange daran, als ihm Gefahr zu drohen schien; denn schon den Rückweg von Blaubeuern zeichnete er durch neuen Brand und Verwüstung einiger Dörfer aus. Es liegt im Charakter kräftiger Naturen, daß, wenn sie von Jugend auf an Befriedigung ihrer Leidenschaften gewöhnt, später einen schimpflichen Widerstand erdulden müssen, sie hernach desto wilder aufbrausen, und wenn sie Fürsten sind, in Tyrannen ausarten. Kaum glaubte Ulrich wieder sicher in seinen Ländern zu seyn, als er an allen denen Rache nahm, welche er als die Urheber beider Verträge ansah. An die Versprechungen, welche er den Landständen gethan, kehrte er sich nicht; den aufrührischen Bauern ließ er die Köpfe abschlagen, und die Wilddiebe an beiden Augen blenden; den ältesten seiner angesetzten Räthe, einen Greis von achtzig Jahren, ließ er rädern; einen andern bei einem Kohlenfeuer an Armen und Beinen braten, den Leib mit Brandwein begießen, und so entzündet verbrennen; selbst sein Kanzler Lamparter mußte heimlich die Flucht ergreifen, um nur der Grausamkeit des ergrimmten Fürsten zu entgehen.

Nicht zufrieden, seine wilde Rache an seinen eigenen Unterthanen versucht zu haben, wollte er auch den alten Zwist mit den schwäbischen Städten erneuern, welcher über dreihundert Jahre hindurch seine und seiner Nach-

barn Länder verwüstet und entvölkert hatte. Er saß eben mit den Prälaten, welche des Kaisers Maximilian Leichenbegängniß gefeiert hatten, an der Tafel, als die Nachricht kam, die Bürger von Reutlingen hätten seinen Burgvogt von Achalm erschlagen, um an ihm den Tod eines ihrer Mitbürger zu rächen. Ergrimmt über diese kühne Beleidigung sprang er sogleich von der Tafel auf, rüstete seine Vasallen und Landesknechte, und rückte vor Reutlingen, um volle Rache an diesen alten Feinden seines Hauses zu nehmen. In Zeit von acht Tagen war die Stadt eingenommen und geplündert; aber nun brach auch die bisher zurückgehaltene Strafe über ihn aus. Die Zeiten waren vorbei, wo ein Ulrich oder Eberhard von Würtemberg dem Kaiser und Reiche trotzen konnten. Die Kaiser aus dem Hause Oestreich waren mächtiger geworden, als Rudolph von Habsburg, und die Städte hatten in Schwaben einen Bund gestiftet, welcher auch Herzoge bändigen konnte. Ein großes Reichsheer kam gegen den übermüthigen Ulrich herangezogen, seine mißvergnügten Unterthanen und Vasallen verließen seine Fahnen, und Wilhelm, der Herzog in Baiern, der Hauptmann des bündischen Heeres, hatte seine Schwester Sabine an dem treulosen Gatten zu rächen. In Zeit von einigen Monaten waren Ulrichs Truppen zerstreut oder gefangen, seine Städte und Schlösser weggenommen. Er mußte als ein Geächteter flüchtig werden, und sein Haus verlor eine Zeitlang die schönen Länder, welche seine Vorfahren mit eben so viel Muth als Klugheit erworben hatten. Ohne den Ausbruch der Religionskriege und die Hülfe Philipp's von Hessen wäre sein Herzogthum eine Beute der Oestreicher geworden. Durch Beitritt zu dem protestantischen

Bunde ist er wieder zu seinen Ländern gekommen, und selbst dem Kaiser Karl V. ein gefährlicher Feind geworden. Sein warnendes Beispiel lehrte seinen Sohn Christoph jene Klugheit und Mäßigkeit, wodurch das Herzogthum Würtemberg seine endliche Rundung und Verfassung erhielt. Er und sein Vater beförderten die Reformation in ihren Ländern; ehe wir aber davon weiter reden, wollen wir uns auf das linke Rheinufer wenden, und erzählen, was da die Zeit hindurch vorgefallen ist.

Siebentes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Straßburg, Speier und Worms.

Reihefolge der Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I. II. III. IV.	In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt kann weder die Reihefolge, noch das Sterbejahr der Bischöfe von Straßburg genau angegeben werden; denn erst auf dem Concilium von Cölln nnd Sardica im vierten Jahrhundert erscheint Amandus als Bischof von Straßburg; wir wollen sie also nach der gemeinen Angabe der Alterthumskundigen bis auf des heiligen Bonifacius kirchliche Einrichtung folgen lassen.	
V.	1. Amandus predigte gegen die Arrianer .	334. bis 646.
VII.	2. Arbogast gründete die geistliche und weltliche Gewalt des Fürstbisthums, am Galgen begraben	658.
	3. Rothar, ein Sohn Hildrichs . . .	663.
	4. Florentius liebte die Einsiedelei und den Ackerbau	675.
	5. Answald	680.
	6. Justus schrieb einen Commentar zum hohen Lied. Das Mscpt. in Tritenhausen	681.
	7. Maximus.	686.
	8. Valentinus	689.
	9. Solarius.	694.
	10. Builfus	700.
VIII.	11. Magnus	706.
	12. Albus	714.
	13. Warin, unter ihm stiftete Arnolf das Kloster Schwarzach	721.
	14. Landbert.	727.

Reihefolge der Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr Geb.		Sterbe-Jahr.
VIII.	15. Rothbald.	730.
	16. Magnebert	735.
	17. Ubilin	742.
	18. Gundwald	746.
	19. Gaudo	748.
	20. Utho oder Otto I.	756.
	21. Wiger, unter ihm stiftete Eberhard das Kloster Murbach	761.
	22. Wandelfried	765.
	23. Otto oder Etho II. theilte seine Diöces in sieben Archidiakonate	773.
	24. Aulidulf	785.
IX.	25. Remigius stiftete das Kloster Eschau .	805.
	26. Ratho	812.
	27. Utho II. oder III., ein geborner Straßburger; von ihm erhielt die Uthengaß ihren Nahmen	821.
	28. Erlenhard	828.
	29. Andeloch, unter ihm stiftete die Kaiserin Himmelgard das Kloster Ehrenstein	840.
	30. Bernhold, Schwarzach auf die rechte Rheinseite verlegt	857.
	31. Rathhold.	875.
	32. Grimoald	883.
	33. Regenhard, unter ihm stiftete die Kaiserin Richardis Andlau	895.
X.	34. Baldram	906.
	35. Odobert wurde von den Straßburger Bürgern ermordet.	913.
	36. Gottfried war nur zwei Monate Bischof	913.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
X.	37. Richwin, ein Herzog von Lothringen	928.
	38. Ruthhard wurde entsetzt von Otto I. weil er es mit Eberhard hielt	941.
	39. Utho III. oder IV., ein großer Gelehrter. Seine Werke in der Straßburger Bibliothek	965.
	40. Erkenbald schrieb das Leben seiner Vorfahren in Versen	968.
	41. Baldus	979.
	42. Wilderolf soll von den Mäusen gefressen worden seyn	997.
XI.	43. Alwich, zuvor Abt von Reichenau . .	1006.
	44. Werner I., ein Graf von Habsburg, bauete den Münster und das Schloß Habsburg; ein weiser Fürst	1028.
	45. Wilhelm, Herzog in Franken, und Kaiser Otto's des Großen, Enkel . .	1047.
	46. Hezilo, ein Graf von Dachsburg . .	1065.
	47. Werner II., ein Graf von Hessen, will Hirschau zerstören, gestraft	1078.
	48. Theobald	1084.
XII.	49. Otto II. oder IV., ein Graf von Hohenstaufen, zieht mit Gottfried nach Jerusalem	1100.
	50. Balduin war nur zwei Monate Bischof	1100.
	51. Kuno wurde abgesetzt	1123.
	52. Bruno dankte ab	1131.
	53. Eberhard	1133.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XII.	54. Gebhard vertheidigte das Hochstift gegen die Hohenstaufen	1141.
	55. Burkhard stellte die abgebrannte Kirche von St. Thomas wieder her . . .	1161.
	56. Rudolph wurde abgesetzt.	1179.
	57. Konrad I. von Geroldseck	1186.
	58. Heinrich I. von Hasenburg	1190.
XIII.	59. Konrad II. von Henneberg; von Kaiser Philip gefangen	1202.
	60. Heinrich II. von Veringen	1223.
	61. Berthold I., ein Herzog von Tek, gewann die Schlacht bei Blodesheim . .	1239.
	62. Heinrich III., Graf von Stahleck ordnete das weltliche Fürstenthum	1260.
	63. Walther von Geroldseck, wurde von den Straßburgern geschlagen	1263.
	64. Heinrich IV. von Geroldseck, ein friedlichen Fürst	1273.
	65. Konrad III. von Lichtenberg, vor Freiburg erschlagen	1299.
XIV.	66. Friedrich I. von Lichtenberg, ein strenger Geistlicher	1306.
	67. Johann I. von Dierpheim, erhob zwölf Dörfer zu Städten	1328.
	68. Berthold II. Graf von Bucheck, Judenverfolger	1353.
	69. Johann II. von Lichtenberg, kaufte die untere Landgrafschaft	1365.
	70. Johann III., ein Graf von Luxemburg, war auch Erzbischof zu Mainz. .	1373.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIV.	71. Lambert von Büren übergab das Bisthum gegen Bamberg	1375.
	72. Friedrich II. von Blankenstein belagerte Straßburg, wurde Bischof zu Utrecht	1392.
	73. Burkhard von Lützelstein gab das Bisthum für eine Frau	1394.
XV.	74. Wilhelm II. von Diest, wurde gefangen und entsetzt	1439.
	75. Konrad IV. von Busnang, ein guter Fürst, wurde entsetzt	1440.
	76. Rupert, Pfalzgraf	1478.
XVI.	77. Albert, Pfalzgraf	1506.
	78. Wilhelm III. Graf von Honstein, ein kluger Fürst.	1541.
	79. Erasmus, Erbschenk von Limburg, unter ihm trennten sich die Protestanten .	1568.
	80. Johann IV., Graf von Manderscheid	1592.
XVII.	81. Karl, Herzog von Lothringen, ihm entgegen wählten die protestantischen Domherren Johann Georg von Brandenburg	1607.
	82. Leopold, Erzherzog von Oestreich, dankte ab	1626.
	83. Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oestreich. Unter ihm kam Elsaß an Frankreich.	1662.
	84. Franz Egon von Fürstenberg, eine französische Creatur	1681.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Straßburg.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XVIII.	85. Wilhelm Egon von Fürstenberg, Cardinal und Coadjutor zu Cölln, starb in Frankreich	1704.
	86. Amand Gaston, Prinz von Rohan .	1749.
	87. Amand, Prinz von Rohan	1756.
	88. Ludwig Amand Constantin von Rohan, Cardinal	1769.
	89. Ludwig Renard, Cardinal . . .	1807.
	90. Saurine	

Rheinische Geschichte

von

Elsaß und Straßburg.

Mit der Geschichte der Habsburger und Zähringer hätte ich füglich die Geschichte von Elsaß und Straßburg verbinden können; denn deren Ahnen waren die mächtigsten Herren dieses Landes, und die Stifter seiner reichsten Abteien. Die Habsburger selbst beherrschten einen großen Theil davon unter dem Nahmen von Landgrafen; allein ich habe mir vorgenommen, die Begebenheiten eines jeden Landes oder Staates, welcher aus den alten rheinischen Herzogthümern hervorgegangen ist, besonders zu erzählen, damit dessen Einwohner auch die Anstalten und Thaten ihrer Väter in einem gehörigen Zusammenhange lesen mögten.

Das Land, welches man von der Ill oder Ell, die es durchströmt, das Elsaß nannte, ist ein schönes fruchtbares Thal, von den es umgebenden Vogesen gebildet. Schon unter den Römern wurde es angebaut, und mit vielen Städten und Festungen bevölkert. Unter der frän-

kischen Monarchie haben die Bewohner der Klöster und Städte, durch das Beispiel des Bischofs Florentinus ermuntert, den Landbau in allen seinen Theilen unternommen, und aus den Schachten der Vogesen Eisen und andere Erze gegraben; so wurde das Elsaß allbereits eines der reichsten und schönsten Länder am Rheine, mit Obst- und Weingärten, Getraide und Flachsfeldern, Wiesen und Auen prangend.

Nach der Zersplitterung des großen Herzogthums von Schwaben machte das Elsaß ein eigenes Land aus, dessen beide Gauen, der Sund- und Nordgau, jetzt in zwei Landgrafschaften vertheilt wurden. Die obere fiel dem Hause Habsburg, die niedere dem von Egisheim zu, welche beide von den alten Herzogen ihren Ursprung herleiten. Die übrigen Länder theilten die Kirchen, die Klöster, die Grafen, die Ritter und die Städte unter sich. Erstere waren entweder von den Königen, wie Weissenburg und St. Georgienthal, oder von Herzogen und Grafen, wie Niedermünster, Masmünster, Ebermünster und Ettenheim, oder von frommen Fürstinnen, wie der Ottilienberg und Andlau gestiftet und mit vielen Gütern und Gerechtsamen begabt. Die Grafen zogen sich meistens in die Vogesen zurück, und errichteten da ihre Stammschlösser, wie die von Dachsburg, Lützelstein, Lichtenberg, Thann, Geroldseck, Pfird, Saarwerden und Bitsch. Die Städte waren entweder von den Römern schon angelegt, wie Schlettstadt, Straßburg, Selz und Zabern[1] oder durch Gewerbe entstanden, wie Mühlhausen, Roßheim, Colmar, Kaisersberg, Türkheim, Mün-

1. Z. B. Alcebo, Argentoratus, Saletio, Trestabernae.

ster, Hagenau, Weissenburg, Landau ꝛc. Sie errichteten unter sich gemeine Wesen mit Zünften und Rath, und wurden unmittelbare Reichsstädte. Die Ritter und die niedern Adelichen theilten sich zwischen die Grafen und Städte. Sie setzten sich entweder mit ihren Stammschlössern neben die Erstern in die Vogesen, oder ließen sich als Patricier unter die Gemeinden der Städte nieder. Unter diesen vielen Kirchen, Grafen, Rittern und Städten des Elsaßes wurden das Fürst-Bisthum und die Stadt Straßburg die mächtigsten. Ihre Geschichte muß daher besonders vorgenommen werden, denn sie begreift auch meistens jene der Uebrigen.

Das geistliche Gebiet der Bischöfe von Straßburg erstreckte sich in der römischen Periode nur über die Festungen und Poststationen, welche Drusus und seine Nachfolger längs dem Rheine hin im Elsaß erbaut hatten; denn wer wollte behaupten, daß auch schon diesseits des Rheins bei den decumatischen Aeckern Christenkirchen entstanden seyen? Unter den ersten fränkischen Königen begriff das Bisthum den Sund- und Nordgau. Erst nachdem der heilige Bonifacius die Kirche in Teutschland geordnet hatte, dehnte sich sein Sprengel auch auf dem rechten Rheinufer in den Breisgau und Mortenau aus; der Bischof Etho theilte ihn in sieben Archidiakonate, welche an die Hauptkirchen der Diöces gebunden waren.

Der Bischof Arbogast wird gemeiniglich für den Stifter der geistlichen und weltlichen Macht des Hochstiftes angesehen. Er soll von Irrland nach dem Elsaß gewandert seyn, und sich in dem heiligen Haine oder der Hagenau eine Zelle erbaut haben, um von da aus die Heiden zu bekehren. Durch seinen Eifer und seine Kenntnisse erwarb er sich die Gnade des Königs Dagobert,

und dieser ernannte ihn zum Bischofe zu Straßburg. Nachdem dieser eben so kluge als unterrichtete Prälat, den durch ein wildes Schwein auf der Jagd verwundeten einzigen Sohn des Königs geheilt hatte, schenkte der Vater aus Dankbarkeit seiner Kirche Ruffach, mit zwei und dreißig Dörfern, Eisenberg, das Land Bitenschein und das Land Speries in der Herrschaft Baar. Man nannte die Schenkung das Mundat, welche Benennung entweder von dem Worte Immunität oder Manudatum hergeleitet wird. Bald hernach stiftete der elsäßische Herzog Adalbert die Abtei zu St. Stephan in Straßburg mit funfzehn Ortschaften. Die Nachfolger der elsäßischen Herzoge und Grafen setzten die Stiftungen von Kirchen und Klöstern fort, und die Kaiser begabten diese mit Freiheiten und Vorrechten. So erweiterten schon unter der fränkischen Monarchie die Bischöfe von Straßburg mit der geistlichen auch ihre weltliche Gewalt.

Unter der sächsischen Dynastie übten sie sowohl in Straßburg als den andern ihrem Hochstifte übergebenen Städten und Ortschaften gräfliche Rechte aus. Sie setzten die Vögte und Stadtrichter an, und es scheint, daß sich die Bürger schon frühe ihrer Gewalt entgegen gesetzt haben. Im Jahr 913 mußte Bischof Odobert in das feste Schloß Rokenburg fliehen, um der Wuth des Pöbels zu entgehen. Aber auch hier war er nicht sicher. Da das aufgebrachte Volk ihn nicht mit offenbarer Gewalt anfallen konnte, schlichen sich einige Meuchelmörder heimlich in die Burg, und tödteten ihn auf eine grausame Art.

Dieser wechselseitige Streit zwischen den Bischöfen und Bürgern ließ eine Zeitlang nach, als beide durch mächtige Nachbarn und Feinde bedroht wurden; denn während der Kriege, welche die Bischöfe mit den Herzogen von

Schwaben und den Gegenkaisern führten, finden wir die Bürger unter ihren Fahnen. In den Schlachten stritten sie mit einer Tapferkeit, welche jederzeit einen glänzenden Sieg zuwege brachte. Aber wie das Glück, so theilten sie auch das Unglück zusammen. Als Heinrich II. 1002 zum Kaiser erwählt wurde, ergriffen der Bischof Werner I. und die Bürger von Straßburg seine Partei gegen Herrmann, den Herzog von Schwaben, seinen Nebenbuhler, und dieser ließ sie darob seine ganze Rache fühlen. Er zog mit einem mächtigen Heere über den Rhein, und verwüstete die Länder des Bischofs; er drang selbst in Straßburg ein, plünderte die Häuser und Kirchen, und zerstörte alle öffentlichen Gebäude von Grund aus. Dazu kam noch, daß fast zur nämlichen Zeit die Hauptkirche durch den Blitz getroffen, in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Die Stadt schien zu dem Zustande eines Dorfes herabgesunken zu seyn; allein eben die Noth, wohin Herrmanns Verwüstungen die Bürger gebracht hatten, gab ihrem Muthe neue Schnellkraft. Der Bischof stellte sich an ihre Spitze, schlug den Herzog über den Rhein zurück, und befreite Stadt und Land von den feindlichen Ueberfällen. Aus Dankbarkeit für die erzeigte Anhänglichkeit gab ihm der Kaiser Heinrich II. die reiche Abtei zu St. Stephan, den Bürgern aber große Freiheiten und Vorrechte. Der Bischof selbst erließ der Stadt die Steuern, welche sie ihm bisher entrichten mußte. Von nun an beginnt die weltliche Größe des Hochstiftes und der bürgerlichen Gemeinde.

Man kann die Regierung Werners I. von Habsburg als den Anfang des Wohlstandes von Straßburg ansehen. Bei der Wiederherstellung der verwüsteten Stadt wurde ihr Umkreis über die Breusch und die Ill erweitert, mit

neuen Häusern verschönert, und mit neuen Mauern, Thürmen, und Gräben befestigt. Beide Flüsse wurden durch Kanäle zwischen den Gassen in den Rhein geleitet, und Brücken darüber aufgeführt; die Kirchen von St. Thomas, Peter und Aurelien hinter den Schutz der Stadtmauern und in einen bessern Zustand gesetzt. Viele Ritter und selbst die adelichen Geschlechter von Andlau, Landsberg, Bock, Mühlheim, Zorn, Wormser, Berkheim, Berstadt, Kageneck, und andere zogen in die Stadt, verschönerten sie durch ihre Edelhöfe, und nahmen Theil an ihrer Bürgerschaft und Regierung. Eine Menge Handwerker und Künstler arbeiteten in ihren Zünften, und ihr Handel war einer der stärksten am Rhein. Im Jahr 1267 war die Bevölkerung der Stadt so angewachsen, daß über fünfhundert Pilgrimme aus ihr nach dem heiligen Grabe ziehen konnten, ohne die Gewerbe zu verringern.

Aber das sprechendste Denkmal von Werners glänzender Regierung, wie auch der rheinischen Baukunst, ist unstreitig der Münster oder die Cathedralkirche zu Straßburg. Da dieser mächtige Prälat schon seiner Familie das Stammschloß von Habsburg erbaut hatte, wovon sie auch den Nahmen annahm, war er nun auch darauf bedacht eine Kirche zu errichten, zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau denen er seine Macht und seinen Reichthum zu verdanken hatte. Im Jahr 1015 legte er den Grund zu dem großen, herrlichen Gebäude, aber der Plan dazu war so ungeheuer, daß es nur nach drei Jahrhunderten, und dennoch nicht ganz vollendet werden konnte. Wer den ersten Riß dazu entworfen habe, ist in den Jahrbüchern von Straßburg nicht wohl zu finden, aber die wunderbar schöne Form des Portals und

Thurms ist aus dem schöpferischen Geiste der Meister Erwin von Steinbach und Johann Hilz von Cölln hervorgegangen.

Die Kirche selbst wird wohl an Größe von jenen zu Freiburg und Cölln übertroffen; aber das Portal mit seinem bis zum Himmel aufstrebenden Thurme ist jederzeit für das erste Meisterstück im gothischen Style angesehen worden. Mit unzähligen Säulen, Gesimsen, Schnörkeln, Thürmchen, Fratzen- und Heiligen-Bildern erhebt sich das Ganze, wie ein steinernes altes und neues Testament, oder wie eine Jacobsleiter, zu den Wolken, und führt so das Auge und Herz durch die ganze biblische- und Kirchengeschichte hindurch zu dem Vater, der in dem Himmel thronet und seinen Sohn in der irrdischen Hülle herabgesandt hat.

Der Boden, worauf die Kirche steht, ist mit erlenen Pfählen und einem mit zerstoßenen Kohlen zubereiteten Letten festgeschlagen worden; auf diesem ruhen die Grundmauern siebenundzwanzig Schuh tief in der Erde. Die Seitenwände und Gewölbe streben mit ihren verrankten Fenstern kühn auf zum Dache. Fünf Thüren führen zum Eingange, drei an der vordern, zwei an den Nebenseiten. Unter jenen ist die Hauptthüre die herrlichste und kunstreichste sowohl an Form als Bildung. Auf der Spitze ihres Dreiangels erscheint Gott der Vater, unter ihm die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, und unter dieser der König Salomo auf seinem Löwenthrone sitzend und mit andern Figuren umgeben. Das Thürgestelle hat fünf sich nach innen verjüngende Bilderordnungen. Die äußerste Reihe enthält die Schöpfungsgeschichte, die zweite in sechszehn Abtheilungen jene des alten Testaments, die dritte in vierzehn Bildern die Apostel- und erste Kirchengeschichte;

die vierte in zwölf Bildern die Evangelisten und Kirchenlehrer, die fünfte endlich in zehen Vorstellungen die Wunder Christi. Das Ganze ist von vielen Engeln umgeben, welche mit verschiedenen musikalischen Instrumenten die Herrlichkeit Gottes besingen. Die Thüre selbst hat doppelte Flügel, hölzerne von aussen, metallene von innen. Letztere sind mit vielen Bildern und Schnitzwerk geziert und künstlich gearbeitet. Zwischen derselben erhebt sich ein Tragpfeiler mit dem Bilde der Maria. Ueber der Thüre ist in vier Abtheilungen die Lebensgeschichte Jesu vorgestellt. An beiden Seiten stehen zwölf Bildnisse von Schriftgelehrten und Propheten.

Hinter dem obern Gestelle der Hauptthüre leuchtet in der Kirche die große Fensterrose, mannichfaltig verschlungen und durch die schönste Glasmahlerei glänzend. Sie hat im Umkreise hundertundzwanzig, im Durchschnitte dreiundvierzig Schuhe. Zwischen den äußern Stellungen der Thüren werden die Könige Klodwig, Dagobert und Kaiser Rudolph von Habsburg zu Pferd abgebildet, sie sind aber während der französischen Revolution, wie noch viele andere Bildnisse, zerschlagen worden.

Das größte Meisterstück des Münsters ist der Thurm. Wie eine pyramidalische Pappel schwingt er sich in mehreren Aesten und Blättern über den heiligen steinernen Hain zum Himmel empor. Von dem Grunde aus beträgt seine Höhe vierhundertundneunzig Werkschuhe und einen Zoll; als eigenes Gebäude aber erhebt er sich von dem Platze, welcher sich hoch über dem großen Portale breitet, und der Grund von zwei Thürmen gleicher Art werden sollte. Zwischen den Säulen steigt man an den vier Ecken auf doppelten Schneckenstiegen bis zu seinem Kranze auf und ab; über demselben bis zum Knopfe auf freien Trep-

pen. Er ist durchaus durchsichtig und von seiner Spitze an bis zum Fußboden der Kirche kann man ihn durchschauen. Vierhundert und einundsechszig Jahre gingen vorüber, ehe das große Kunstwerk vollendet war, und zwanzigtausend Menschen wurden erfordert, um daran zu bauen. Selbst die Tochter Meister Erwins hat mit eigener Hand zu seiner Verschönerung beigetragen. Auf einem Bilde der Seitenthüre, den heiligen Johannes vorstellend, liest man folgende Verse als Beweise ihrer Arbeit und Kunst:

Schenke o Herr deine göttliche Gnade der frommen Sabine.
Durch ihre Hand bin ich rauher Stein zum Bilde geworden.[1]

Es war ganz natürlich, daß eine Stadt, welche ein so kühnes Werk hervorbringen konnte, auch selbst im freien bürgerlichen Leben nach Unabhängigkeit strebte. Da aber die Bürger ihre Freiheiten von den Bischöfen selbst erhalten, und mit denselben gegen ihre Nachbarn zu der Zeit einerlei Interesse hatten, so finden wir sie fast zwei Jahrhunderte hindurch in ihrem Bunde und unter ihren Fahnen. Zu der Zeit waren die Herzoge von Schwaben, die Landgrafen vom Elsaß, die Markgrafen von Baden, und die Grafen von Pfird und von Thann, nebst andern Dynasten der Gegend, Feinde der Städte geworden, weil deren Reichthum und Freiheitsliebe die ihrige zu verdunkeln schien. Bei so mächtigen Gegnern mußte es Straßburg mit seinen Bischöfen halten, weil es sich durch deren Macht leichter schützen konnte. Als daher im Jahre

1. Gratia divina pietatis adesto Sabinae,
De petra dura per quam sum facta figura.

1130 der kriegerische Herzog von Schwaben, Friedrich, die Stadt und das Hochstift feindlich überfallen wollte, gingen die Straßburger unter Anführung ihres Bischofs Gebhard über den Rhein, und schlugen ihn bei Gingenheim so tapfer aus dem Felde, daß er sich zurückziehen, und beide in Ruhe lassen mußte.

Bald hierauf hatten sie und ihr Bischof Berthold I. von Teck eine noch gefährlichere Fehde gegen die elsäßischen Grafen und mehrere Städte auszufechten. Kaiser Friedrich I. hatte Hagenau, Colmar und andere Orte des Elsaßes zu Städten erhoben, und sein Enkel Friedrich II. mit neuen Stadtrechten beschenkt. Sie wollten nun nicht mehr die Herrschaft der Bischöfe von Straßburg erkennen. Dazu kam noch, daß im Jahre 1225 das mächtige Haus von Egisheim oder Dachsburg mit Gertruden der letzten Gräfin ausgestorben war. Auf seine wichtigen Lehen und Besitzungen machten die Bischöfe von Metz und Lüttich und die Grafen von Leiningen, von Brabant und Baden Ansprüche. Letztere traten aber ihre Rechte darauf an die Kirche von Straßburg ab, und sie wurden auch auf einem Fürstentage zu Worms im Jahre 1226 den Bischöfen zugesprochen. Ein so wichtiger Erwerb erregte den Neid und die Eifersucht fast aller ihrer Nachbarn. Darunter waren die von Leiningen und Pfird die erbittertsten. Sie wurden von dem römischen Könige Heinrich unterstützt, welcher sich gegen seinen abwesenden Vater Friedrich II. empört hatte, und an dem Bischofe und der Stadt Straßburg Rache nehmen wollte, weil sie dem Kaiser treu geblieben waren. Heinrich hatte seinen Sitz vorzüglich zu Breisach, welches er erweitern und befestigen ließ. Von da aus hetzte er die eifersüchtigen Grafen gegen den Bischof auf, und jener von Pfird wurde Anführer

der königlichen und gräflichen Haufen. Aber Berthold, sich auf seine Rechte und seine wackern Straßburger stützend, zog dem vereinigten Heere muthig entgegen. Bei Blodesheim kam es im Jahre 1228 zu einer Schlacht, worin er den vollkommensten Sieg über seine und seiner Stadt Feinde davon trug. Berthold nahm hierauf die festen Schlösser Thann, Prestein und Geierbaden weg; und Heinrich mußte ihm durch einen Vertrag vom Jahre 1229 nicht nur den Besitz seiner alten Länder bestätigen, sondern auch einen Theil seiner Eroberungen zugestehen.

Hierauf wandte er seine siegreichen Waffen gegen den Markgrafen von Baden, welcher die Fehde benutzen wollte, und in die bischöflichen Länder eingefallen war. Er trieb ihn zurück und sicherte so rechts und links die Grenzen seines Hochstiftes. Aus Dankbarkeit für die ihm von den Straßburgern geleisteten Dienste, stellte er ihnen im Jahr 1243 einen großen Freiheitsbrief aus, wodurch er sie von allen Steuern und Lasten lossagte, welche sie den Bischöfen in den funfzehn ihrer Herrschaft unterworfenen Ortschaften zu entrichten hatten.

Während dieses Krieges war Theobald der Herzog von Lothringen durch die Vogesen in Elsaß eingedrungen, um sich des Steinthales bis über die Breusch zu bemächtigen. Die festen Schlösser nahm er entweder weg oder belagerte sie, und selbst die Stadt Rosheim mußte seinen Truppen die Thore öffnen. Von Sieg und Wein berauscht, dachte aber die Besatzung nicht, daß die Bürger ihrer Ausschweifungen müde wären. Diese griffen zu den Waffen, überfielen die Betrunkenen, und was nicht nieder gemacht wurde, entflohe nach Wich, wo der Herzog sein Lager hatte. Bald hierauf kam der Kaiser Friedrich aus Italien zurück, um seinen aufrührerischen Sohn und dessen

Anhänger zu bestrafen. Er trieb den fehdelustigen Herzog nach Lothringen zurück, und bestätigte den Bischof und die Bürger von Straßburg in ihren Rechten und Freiheiten.

Nach dem Tode Bertholds I. verwüstete der bürgerliche Krieg, welcher zwischen Friedrich's II. Sohn Konrad, und Heinrich von Thüringen ausgebrochen war, das Reich und das Elsaß. Heinrich III. von Stahleck, Berthold's I. Nachfolger, ergriff die Partei des letztern, und Konrad fiel darob in die Länder seines Hochstiftes ein und nahm sie im Nahmen des Kaisers in Besitz. Als aber dieser an der Nid bei Frankfurt geschlagen wurde, ergriff Heinrich die Waffen, vertrieb seine Truppen aus dem Elsaß, ging sodann über den Rhein, nahm Wickersheim, Gengenbach, Ortenburg, Offenburg und Illkirch weg, und setzte sich nicht nur wieder in den Besitz jener Länder, welche er bisher verloren hatte, sondern gewann auch noch andere. Er zerstörte hierauf die Raubschlösser, welche das Hochstift unsicher machten und theilte es, der bessern Verwaltung wegen, in Aemter und Vogteien. Da man die Regierung der Bischöfe Berthold und Heinrich als den Zeitpunkt in der Straßburger Geschichte ansehen kann, wo sowohl die Stadt als das Hochstift ihre künftige Verfassung und Stärke erhielten, so werde ich erst die Veränderungen angeben, welche in ihren äußeren Verhältnissen vorgingen, dann auf die inneren Einrichtungen und bürgerlichen Kriege zurückkommen.

Nachdem die Kaiserdynastie der Hohenstaufen oder schwäbischen Herzoge mit Konradin ausgegangen war, gab das auf sie folgende lange Interregnum den Bischöfen von Straßburg Gelegenheit, ihr weltliches Gebiet zu erweitern. Konrad III. und Friedrich I., beide aus dem Geschlechte derer von Lichtenberg, benutzten die Zerrüttun-

gen, welche jetzt die Willkühr hervorbrachte, zur Vergrößerung ihrer Gewalt. Johann I. von Dierpheim befriegte Rudolph III. Markgrafen von Baden, der sich der Ortenau bemächtigen wollte. Während der bürgerlichen Kriege zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oestreich setzte Bischof Berthold II. von Bucheck, die Fehde mit den Markgrafen von Baden fort, welche sein Vorfahrer begonnen hatte. Mit bewaffneter Hand drang er über den Rhein und nahm ihnen Offenburg, Gengenbach, Ortenburg nebst der Landvogtei über die Ortenau weg, welche bisher von den Gegenkaisern an sie verpfändet waren. Diese wichtigen Eroberungen wurden hernach von den Kurfürsten dem Hochstifte zugesichert. Johann II., wieder ein Lichtenberger, kaufte endlich im Jahre 1359 die untere Landgrafschaft den Grafen von Werd um 20,000 Gulden ab. Nach so wichtigen Erwerbungen konnten die Bischöfe von Straßburg nun auch auf die Verbesserung der innern Gestaltung ihres Hochstiftes denken.

Schon zuvor hatte Johann I. von Dierpheim die zwölf Hauptorte seines Hochstiftes mit Mauern umgeben und zu Städten erhoben. Nach diesen und den erworbenen Schlössern wurde das weltliche Gebiet in acht Aemter, nämlich Zabern, Kochersberg, Dagstein, Schirmeck, Benfeld, Markolsheim, Wanzenau und Ortenau mit Oberkirch und Ettenheim abgetheilt. Ueber dieselben wurden bischöfliche Amtleute oder Vögte gesetzt, welche unter einem Obervogte oder Vicedom standen. Nach dieser weltlichen Eintheilung erhielt wahrscheinlich auch jetzt das geistliche Gebiet eine neue Form mit Archidiakonaten und Dekanaten. Unter dem Archi-

diakonate des Domprobstes standen die vier Dekanate von Schlettstadt, Benfeld, Andlau und Ehenheim; unter jenem des Domdechants die zwei Dekanate von Ober- und Niederhagenau; unter dem Domkustos die von Molsheim und Kochersberg, unter dem Scolaster die von Wilstadt, Ettenheim und Ottweiler in der Ortenau, und unter dem Kämmerer die zwei Dekanate von Markolsheim und Rheinau.

Auf die Art war das Hochstift von Straßburg das mächtigste Fürstenthum, und die Stadt die mächtigste Gemeinde im ganzen Elsaße geworden; allein während dem die klugen Bischöfe Berthold I. und II, Heinrich III. und Johann I. und II., beide gegen äußere Feinde sicherten und stärkten, verwüstete der bügerliche Krieg dasselbe von innen. Da die Bischöfe und Bürger von Straßburg bisher ihre Rechte gemeinschaftlich behauptet hatten, und jene von diesen treulich unterstützt wurden, forderte auch Bischof Walther von Geroldseck, Heinrichs III. Nachfolger, eine ähnliche Bereitwilligkeit in seinen Fehden. Er war ein Fürst, der mehr die Waffen als den Hirtenstab zu führen wußte, und seine Herrschaft zu erweitern suchte, wie und wo er konnte. So einstimmig seine Wahl von den Domherren und Bürgern gebilligt, so glänzend sein Einzug in Straßburg gefeiert wurde, so bald machte er sich bei beiden verhaßt, weil er gegen jene einen unerträglichen Stolz, gegen diese eine drückende Herrschsucht zeigte. Seine Anmaßungen gingen so weit, daß selbst sein eigener Bruder, Heinrich von Geroldseck, der Domkustos, sich auf die Seite seiner Feinde stellte.

Nach dem Tode des Bischofs von Metz wollte Walther die Sedisvacanz benutzen. Er fiel mit einem be-

trächtlichen Haufen Volkes in die Länder dieses Bisthums ein, und eroberte einige Plätze desselben mit gewaffneter Hand. Der Herzog von Lothringen, in dessen Gebiet Metz gelegen war, konnte bei diesem Friedensbruche nicht gleichgültig bleiben; er zog dem kriegerischen Bischofe entgegen, verjagte ihn aus den Ländern des Hochstiftes, und trieb ihn so in die Enge, daß er bei den Bürgern von Straßburg Hülfe suchen mußte, oder vielmehr selbige von ihnen, als seinen Unterthanen, forderte. Diese aber sahen das Unglück ihres Bischofs als die beste Gelegenheit an, wodurch sie sich gegen seine künftigen Zumuthungen sicheren könnten. Sie schlugen ihm daher den geforderten Beistand nicht nur ab, sondern rüsteten sich selbst gegen ihn, und zerstörten seine Festung Haldenburg, eine Meile von der Stadt gelegen.

Diesen unerwarteten Trotz der Straßburger betrachtete der Bischof nicht nur als einen Friedensbruch, sondern auch als eine offenbare Empörung gegen seine landesherrliche Gewalt. Er suchte bei den benachbarten Bischöfen, Grafen und Rittern, Hülfe nach, und erhielt sie auch auf seine dringenden Vorstellungen. Der Erzbischof von Trier, die Aebte von St. Gallen und Murbach, die Grafen von Louisenburg, Kyburg, Freiburg und Neuburg, schickten ihm ansehnliche Truppen, und der tapfere Graf Rudolph von Habsburg wurde ihr Anführer. Die Bürger von Straßburg hatten nur die Herren von Ochsenstein, Gerboten, und die Rheingrafen auf ihrer Seite. Bei so ungleichen Kräften mußten sie sich nach einigen kleinen Gefechten hinter ihre Mauern zurückziehen, und Walther umgab sie mit seinem und dem Heere seiner Bundesgenossen.

In einer so mißlichen Lage war Straßburg, als der Streit zwischen dem Bischof und Rudolphen, wegen

Kyburg sich erhob, und letzterer sich mit mehreren Grafen von dem bischöflichen Heere weg der Stadt zuwendete. Dieser Vorfall änderte plötzlich die Lage der Dinge. Der Bischof mußte sich mit seinen Truppen in das Thal der Breusch zurückziehen. Rudolph rückte mit seinen Leuten in das bischöfliche Gebiet, nahm Colmar durch das Einverständniß mit dem Stadtschultheißen Rösselmann, Mühlhausen und Kaisersberg durch Sturm ein. Die Bürger von Straßburg aber, von neuem Muthe belebt, brachen nun aus ihren Thoren hervor, und verfolgten die Bischöflichen bis nach Molsheim, wo diese sich ihnen entgegenstellten.

Als Reinbold Liebenzeller, welcher die Bürger anführte, merkte, daß sich der Bischof zu einer entscheidenden Schlacht rüstete, rief er die, welche in der Stadt geblieben waren, zu Hülfe, und diese eilten auch sogleich, von dem tapfern Stadtschultheißen Niklas von Zorn angeführt, ihre Mitbürger zu unterstützen. Liebenzeller freute sich ungemein über deren Ankunft und Muth. »Seyd willkommen« sagte er zu dem von Zorn, »noch »nie habe ich euch so gerne gesehen, als heute. Laßt »uns starken Gemüthes seyn, und unerschrocken für un»sere Ehre, unsere Freiheit, Weib und Kinder fechten.«

Indeß hatte der Bischof seine Leute hinter einem Graben aufgestellt, welcher durch Wasser und Verhack gedeckt war. Er selbst führte seine Haufen an; die Bürger aber fochten unter ihrem Stadtschultheißen und ihren Hauptleuten. Niklas von Zorn und Reinbold Liebenzeller standen an der Spitze der bürgerlichen Reuter, Hugo Kuchenbäcker und Heinrich von Eich befehligten das Fußvolk und die Schützen. Da diese Häupter der Bürgerschaft befürchteten, daß der verschanzte Graben

ihrem Angriffe nachtheilig werden könnte, so umgingen sie ihn, des Landes kundig, an einem seichten Orte, und fielen mit ihrer Reuterei die Bischöflichen auf der Seite an.

Bei diesem unerwarteten Angriffe riethen einige Ritter dem Bischofe, nun nicht mehr seine ganze Macht an diesem Tage zu wagen, indem Rudolph von Habsburg bereits seine übrigen Städte eingenommen habe. Allein Walther achtete diese Mahnung nicht: »Wer nicht mit »ihm streiten wolle,« sagte er, »möge nach Hause ziehen.« Mit diesen Worten begann die Schlacht. Der Bischof und sein Bruder thaten alles, was von tapfern Fürsten erfordert werden konnte, um so wohl durch Klugheit als Beispiel ihre Krieger zum Kampfe aufzumuntern. Mehrmalen waren sie in die Reihen der Bürger und ihrer Helfer eingedrungen, und hatten selbige in Unordnung gebracht; aber endlich entschied die muthige Thätigkeit des Straßburger Schultheißen und seiner Hauptleute. Die Bürger, welche jetzt für Haus und Hof stritten, folgten ihnen, wohin sie sie führten. Sie unterstützten die Angriffe ihrer Bundesgenossen. Sie fochten wie die geübtesten Ritter. In der Wuth des Kampfes wurden dem Bischofe zwei Pferde unter dem Leibe erstochen, und sein Heer gänzlich geschlagen; kaum war ihm ein drittes Pferd übrig geblieben, worauf er entfliehen konnte. Sein Bruder nebst vielen andern Rittern blieben auf dem Platze; noch mehrere wurden gefangen, und mit Fahnen und Geschütz von den Bürgern triumphirend nach der Stadt gebracht. Die dankbare Bürgerschaft ließ des bezeigten Muthes wegen, sowohl dem tapfern Rudolph als ihren vier Hauptleuten Bildsäulen und Denkmäler errichten, welche man noch in späten Zeiten sehen konnte.

Diese Schlacht kann man als den Zeitpunkt ansehen, wo Straßburg seine Selbstständigkeit erhalten hat. Die Bürger sagten sich nunmehr gänzlich von der Herrschaft des Bischofs los; und der friedliche Bischof Heinrich IV. von Geroldseck, welcher auf seinen Vetter Walther gefolgt war, bestätigte ihnen ihre Freiheiten. Der Senat regierte die Stadt mit Klugheit und Strenge. Schon im Jahre 1270 wurde ein Gesetzbuch abgefaßt, welches hernach im Jahre 1322, von zwölf Edeln unter Vorsitz Gözens von Großstein und Reinold Hüpfels verbessert, das gemeine Stadtbuch ward. Es wurde der Bürgerschaft anbefohlen, auf jeden Fall zwei tausend Pferde zum Kampfe bereit zu halten. Ueber zwanzig tausend Mann konnten die Waffen ergreiffen, und die Stadt wurde mit neuen Mauern und Bollwerken umgeben.

Der Muth und Wohlstand der Straßburger reitzte auch die übrigen Hauptstädte des Elsaßes zu ähnlichen Unternehmungen. Die meisten dieser Städte waren ursprünglich nur Dörfer und entweder dem Bischofe oder den Landgrafen unterworfen. Ihre Kirchen waren aber von Königen und Fürstinnen gestiftet, ihre Gemeinden mit vielen Vorrechten begabt. Kaiser Friedrich I. hatte sie durch seinen öftern Aufenthalt in Hagenau liebgewonnen, mit Thürmen und Mauern umgeben, und zu freien Gemeinden erhoben. Ueber sie setzte dessen Enkel Friedrich II. einen gewissen Wölfelin zum Landvogt ein, und dieser begünstigte nicht nur ihre Freiheiten, sondern erbauete auch Neuburg an dem obern Rheine.

Durch solche Begnadigungen ermuntert, entzogen sich diese Städte allbereits der Herrschaft der Bischöfe oder Aebte, und errichteten unter sich, wie die von Straßburg, gemeine Wesen mit Stadtschultheißen, Bürgermeistern,

einem Rathe und Zünften. Ihre Verfassung wurde nach der Verschiedenheit ihrer Grösse, Bevölkerung und Lage auch verschieden in der Einrichtung. Einige derselben waren nur in vier, andere in sechs, andere in zehn Zünfte eingetheilt. Nach diesem Verhältnisse war auch der Rath aus wenigern oder mehreren Gliedern und Bürgermeistern zusammengesetzt. Die Schöppengerichte verwalteten die Gerechtigkeit. Gegen das dreizehnte Jahrhundert hatten Colmar, Schlettstadt, Mühlheim, Weissenburg, Hagenau und Landau schon so beträchtliche Vorrechte errungen, daß sie als unmittelbare Städte nur unter dem Reiche stehen wollten, und jedem Fürsten oder Grafen Fehde ankündigten, der eine Herrschaft über sie ausüben wollte. Sie erkannten zwar die Gewalt der kaiserlichen Landvögte an, welche meistens zu Hagenau ihren Sitz hatten; als aber Kaiser Adolph im Jahr 1292 nach dem Elsaße kam, um das Land den Gesetzen des Landfriedens zu unterwerfen, fand er unter diesen Städten schon einen so widerspenstigen Geist, daß er Ruffach und Colmar belagern, und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen mußte.

Indeß aber ihre Macht nach aussen zunahm, störte der bürgerliche Krieg das gemeine Wesen von innen. Man wird dieß wohl in der Geschichte aller Republiken gesehen haben. Wenn sie von keinem äußern Feinde bedrohet sind, werden Unruhen den Geist der Freiheit von innen bewegen. In der Geschichte von Freiburg finden wir dergleichen Auftritte weniger. Sie hatte beständig mit ihren Nachbarn zu streiten. Dagegen sind die Jahrbücher von Straßburg und Colmar mit anhaltenden Bürgerkriegen angefüllt. Die gemeinen Bürger waren bisher ihren Hauptleuten und Edlen mit aller Anhänglichkeit in

die Schlachten gefolgt. Da sie aber mit eben so viel Muth für ihre Vaterstadt gestritten hatten als dieselben, so wollten sie auch eben so viel Theil an der Regierung haben. Sie wagten es zwar nicht, die Vorrechte der edlen Geschlechter unmittelbar anzugreifen, denn diese hatten ihre Gewalt sowohl im Felde als in dem Rathe ehrwürdig gemacht. Die Alten gaben ihnen selbst die Mittel dazu an die Hand. Von den Geschlechtern herrschten zu der Zeit hauptsächlich zwei in Straßburg, nämlich die von Zorn und die von Mühlheim. Unter beide hatten sich die Edlen und Gemeinen getheilt. Seitdem Niklas Zorn die Schlacht bei Dorolsheim gewonnen hatte, wuchs das Ansehen und folglich auch der Stolz der erstern täglich mehr. Sie machten sich sowohl bei den Mühlheimern als den Gemeinen verhaßt.

Diesen Zwiespalt benutzte Burkhard Zwinger, und hetzte die Gemeinen gegen die Alten auf, obwohl er selbst zu ihren Geschlechtern gehörte. Er hoffte durch die Gewalt des Volkes sich zu erheben, und opferte die Vorurtheile seiner Geburt den Vortheilen einer sichern Herrschaft. Er wählte zum Ausbruche seiner Verschwörung einen Tag (20. Juli 1308), wo sowohl die Handwerker in ihren Trinkstuben, als die Adelichen in ihren Höfen zusammen kamen, und sich mit Imbiß, Wein und Tanz belustigten. Er glaubte bei solcher Gelegenheit die berauschten Gemeinen eher zum Kampfe, und die unbesorgten Patrizier desto leichter zum Ueberfalle geschickt. Die Gemeinen, vom Wein und seinen Reden zugleich erhitzt, griffen zu den Waffen, bestürmten die Häuser der Alten, und verlangten drohend Antheil an der Regierung. Bei diesem unvermutheten Ueberfalle suchten die Edlen nur Zeit zu gewinnen, um sich gehörig zum Kampfe

rüsten zu können; und da sie gewohnt waren, nie ohne Waffen auszugehen, auch das Kriegshandwerk von Jugend auf getrieben hatten, so rückten sie, obwohl weit geringer an Zahl, aufgemuntert und angeführt durch den tapfern Niklas Zorn, gegen die Gemeinen an, und schlugen selbige gänzlich in ihre Häuser zurück. Sechszehn Bürger blieben auf dem Platze, dreißig wurden tödtlich verwundet, und über achtzig gefangen und der Stadt verwiesen.

Nach diesem Siege suchten die Patrizier mehr als jemals auf ihre Vorrechte zu halten, und ihre Gewalt zu vergrößern. Sie würde ihnen auch noch lange geblieben seyn, wenn nicht die alte Eifersucht und Zwietracht dieselbe geschwächt hätte. Der Streit, welchen zu der Zeit Friedrich von Oestreich und Ludwig der Baier um die Kaiserkone mit einander führten, theilte auch die beiden Parteien in Straßburg. Die von Zorn waren auf östreichischer, und die von Mühlheim auf bairischer Seite. Nachdem Ludwig über Friedrichen gesiegt hatte, stieg beider Haß und Zwietracht aufs höchste. Die Mühlheimer huldigten dem bairischen Kaiser mit lautem Beifalle, und die von Zorn wandten alle Mühe an, um es zu verhindern. Die Sache blieb endlich nicht mehr bei bloßen Worten und Ränken. Im Jahr 1333 ergriffen sie gegen einander die Waffen, und lieferten sich in dem Hofe derer von Sturm, und in der Brandgasse eine förmliche Schlacht.

Diese Feindseligkeiten der Geschlechter schienen dem Burkard Zwinger die erwünschte Gelegenheit zu seyn, wodurch er die Gewalt der Gemeinen oder vielmehr seine eigene über jene der Patrizier erheben könnte. Seines Vortheiles schon gewiß trat er unter die Zünfte und in

die Trinkstuben, und redete die dort versammelten Bürger also an: »Wie lange, edle Mitbürger, sollen wir noch »diesen Schlägereien der Geschlechter zusehen, ohne die »unserer Stadt nöthige Ruhe zu erhalten? Haben wir »ihnen nur darum die Oberherrschaft über uns gelassen, »daß sie das gemeine Wesen in Gefahr und sich selbst »ums Leben bringen können? Bald werden wir auch noch »Fremde, durch ihren Streit angelockt, in unserer Stadt »sehen, welche sich einander Schlachten liefern und unsere »friedlichen Marktplätze und Rathsstuben in Schlachtfelder »verwandeln. Diese stolzen Geschlechter werden uns end»lich selbst in ihre Händel ziehen, und unsere Weiber und »Kinder gegen ihre Anfälle in den Häusern nicht mehr »sicher seyn. Raub wird dann dem Morde folgen, und »Straßburg der Schauplatz eines bürgerlichen und äußern »Krieges zugleich werden.«

Auf die Art entflammte Zwinger von neuem den Haß der Gemeinen gegen die Patrizier. Während also diese sich einander verfolgten und bekriegten, bemeisterten jene sich der Stadtschlüssel, der Fahnen, der Siegel, der Thürme und Wachen, und endlich der ganzen Stadtgewalt. Sie wählten aus einer jeden Zunft einen zum Rathe, ließen den Alten nur das Münzrecht und ein Drittel an der Regierung. Sie setzten Zunftmeister und Städtemeister an, und gaben der ganzen Stadt eine andere Verfassung.

Die Bürgerschaft blieb zwar noch wie zuvor in Patrizier oder Edle, und Gemeine oder Zünftige getheilt; allein die Zünfte machten doch die Form der ganzen Regierung aus. Die Adelichen theilten sich in acht solcher Zünfte oder Geschlechter, welche man die Constaffel nannte. Sie waren die zu St. Peter, vor dem

Münster, in der Kalbsgasse, zu St. Niklas, in der Spettergasse, zu St. Thomas, in der Ostergasse und am Hohlweg. Die gemeinen Zünfte waren nach den Handwerkern abgetheilt, und deren zwanzig, als die Schiffer, Krämer, Metzger, Wirthsleute, Weber, Müller, Salzmitter, Goldschmiede, Bäcker, Kirschner, Faßbinder, Tischler, Löher, Schneider, Schuster, Weinstecher, Fischer, Zimmerleute, Gärtner und Maurer.

Die oberste und vornehmste Regierungsverwaltung wurde einer Versammlung von dreizehn Männern übergeben, welche man darum die Dreizehner nannte. Sie bestand aus vier Städtmeistern vom Adel, vier Ammeistern, und vier aus der gemeinen Bürgerschaft. Den Vorsitz davon hatte alle Vierteljahre ein regierender Städtmeister, und alle Halbjahre der regierende Ammeister; jener sammelte die Stimmen, dieser hatte den Vortrag. Alle wichtige und geheime Sachen wurden durch diese Dreizehner verhandelt. Die zweite Versammlung war jene der Fünfzehner, worin fünf vom Adel, und zehn aus der Bürgerschaft Sitz und Stimme hatten. Ihnen war die Aufsicht über die Gesetze, das Gericht über wichtige Verbrechen, und die Verwaltung des öffentlichen Schatzes übertragen. Alle Jahre wurden zwei von ihnen zu Vorsitzern gewählt, welche die Geschäfte leiteten. Die dritte Versammlung machten die Einundzwanziger aus. Diese bestanden schon lange. Die Dreizehner und Funfzehner mußten ihnen solche Sachen vortragen, welche nicht vor den großen Rath kommen sollten. Man nannte sie daher die drei geheimen Stuben. Unter sie war die ganze Vollstreckungsgewalt, und auch zum Theil die

richterliche vertheilt. Sie wurden nach der Hand nicht alle Jahre verändert. Ging einer oder der andere ab, so wurden die Dreizehner aus den Fünfzehnern oder Einundzwanzigern, die Fünfzehner aus den Einundzwanzigern oder aus dem großen Rathe, ersetzt.

Die gesetzgebende Gewalt übergab man dem großen Rathe von dreißig Bürgern, wozu zehn vom Adel, und zwanzig Zünftige oder Gemeine gewählt wurden. In demselben hatte ein Städtmeister und ein Ammeister den Vorsitz, welcher letztere nur von dem gemeinen Rathe immer gewählt wurde. Der kleine Rath bestand aus achtzehn Personen, wozu die Adelichen sechs, die Gemeinen zwölf Glieder gaben. Der große Schöffenrath, der eigentlich die richterliche Gewalt ausübte, und auch selbst Gesetze gab, wurde von den zwanzig Zünften gewählt, wozu eine jede zehn Männer zu geben hatte, und folglich eine Versammlung von zweihundert Personen ausmachte.

Dieses war ungefähr die Verfassung, welche die Gemeinen jetzt in Straßburg einführten, und den Adelichen zur Genehmigung vorlegten. Man kann nicht bestimmt sagen, daß sie gleich zu der Vollkommenheit gekommen sey, worin wir sie in spätern Zeiten im Gange finden. Es war den Zünften vor der Hand genug, daß sie einen so wichtigen Antheil an der Regierung erhielten, und die Aristckratie der Alten gemäßigt hatten. Burkhard Zwinger, welcher zeither das Haupt der Gemeinen war, und im Streite gegen die Patrizier an ihrer Spitze stand, wurde auch sogleich mit der Ammeisterstelle zuerst auf ein Jahr, dann auf Lebenslang belohnt. Nach dreizehn Jahren legte er dieselbe freiwillig nieder, und das Volk ertheilte sie dem Peter Schwärber, welcher wie Zwinger ein Patrizier war. Die Straßburger Plebejer folgten

dem Beispiele der Römer, welche, obwohl sie durch ihre Tribunen dem Senate gleichen Antheil an der Regierung abgetrotzt hatten, doch immer noch ihre Konsuln aus den edlen Geschlechtern wählten. Schwärber verlor aber bald die Volksgunst, indem er sich einem Aufstande des Pöbels widersetzte, welcher, ohne Untersuchung und Urtheilsspruch, die Juden verbrannt haben wollte. Die Gemeinde entsetzte ihn 1349 seines Amtes, und gab es dem Johann Betscholt, einem Metzger, welcher es mehr nach den Launen des Volks zu verwalten wußte. Da die Zünfte nun beinahe alle Gewalt in Händen hatten, so achteten sie nicht mehr auf Adel und Geschlecht, und besetzten die wichtigsten Stellen der Stadt mit ihren Lieblingen oder Gemeinen.

In einem solchen Streite sagte Kunz von Geispoltsheim den Wählenden gerade ins Gesicht: »Wenn »die Ammeisterstelle noch einmal an eine ihrer Creaturen »kommt, so will ich lieber mit dem Stadtbanner vor den »Münster ziehen, und einen andern wählen lassen.« Alle diese Demüthigungen konnten aber die Patrizier noch nicht zur Einigkeit bringen. Wie noch kurz zuvor die von Zorn und Mühlheim ihre Zünfte getheilt hatten, so jetzt die von Rosheim und Rebstock. Drei der ersten wurden erschlagen, und zwölf der letztern der Stadt verwiesen, um diesen Mord zu büßen. Statt daß dadurch der bürgerliche Krieg gedämpft werden sollte, zog er sich vielmehr nach Molsheim, wo beide feindlichen Parteien einander verfolgten und vertilgten. Die Patrizier, welche in der Stadt geblieben waren, setzten nicht weniger ihre Beleidigungen gegen die Gesetze und Gemeinde fort. In der Klagschrift, welche die Zünftigen gegen sie ausgestellt haben, werden ihre Junker des nächtlichen Einbruchs, der Nothzucht ehrlicher Weiber und Jungfrauen, der Miß-

handlung der Nachtwächter, und anderer muthwilliger Handlungen beschuldigt. Ein großer Theil von ihnen war gezwungen, die Stadt zu räumen, und die Staatsgewalt fast gänzlich den Gemeinen zu überlassen.

Nach so vielen Widerwärtigkeiten sahen die Patrizier endlich selbst ein, wohin sie ihre Zwietracht und Eifersucht gebracht hatte. Da sie nicht hoffen konnten, durch die Gemeinde wieder zu ihren alten Rechten zu kommen, machten sie nun gemeine Sache mit den Bischöfen, gegen welche sie so lange gestritten hatten. Zu der Zeit hatten nämlich die Bündnisse der Städte und des Adels fast ganz Teutschland in zwei feindliche Parteien verwandelt. Die Schlachten, welche jene gegen diese in der Schweiz und in Schwaben gewonnen hatten, machten sie kühn, und ein gewisser Johann von Erbe brachte auch das Volk im Elsaße auf. Die Zünfte in den Städten und die Bauern auf dem Lande rotteten sich in Haufen zusammen, bewaffneten sich mit Schwertern, Kolben, Sensen, Flegeln und anderem Gewehr. Sie übten sowohl an Geistlichen als den Adelichen so großen Unfug aus, daß der hohe und niedere Adel des Elsaßes sich gegen sie rüstete, um den Aufruhr zu bändigen. Die Straßburger Patrizier sahen diesen Adelsbund als das schicklichste Werkzeug an, wodurch sie die übermüthigen Gemeinen wieder unter ihre Herrschaft bringen könnten. Im Jahre 1400 brachten sie ein großes Heer von allen den Rittern zusammen, welche der Stadt Reichthümer und Macht beneideten, und Bischof Friedrich von Blankenstein wurde ihr Haupt und Führer. Dabei war die Stadt durch Parteien geschwächt, und man suchte einer jeden zu schmeicheln, um alle zu überwältigen. Die Truppen der Ritter und alten Geschlechter waren schon gerüstet, der Bischof drohte mit

seiner geistlichen und weltlichen Gewalt; Straßburg stand auf dem Punkte, eine neue Belagerung aushalten zu müssen, als Kaiser Ruprecht angezogen kam, und den Handel so schlichtete, daß die Stadt jene Verfassung bekam, deren Grundzüge wir oben geschildert haben, und welche mit einigen Abänderungen und Verbesserungen bis in unsere Zeiten bestanden hat.

Durch die Beilegung dieses Streites, noch mehr aber durch die Vertreibung der sogenannten Armagnaks[1] und fremder Völker, welche zu der Zeit den Elsaß bedrängten, haben sich die Pfalzgrafen einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten dieses Landes erworben. Sie hatten schon am untern Theil desselben, das Amt Germersheim und das Schloß Bitsch erhalten, jetzt strebten sie auch nach der bischöflichen Würde in Straßburg. Nachdem nämlich Walther von Geroldseck von den Bürgern besiegt war, verminderten sich die Streitigkeiten der Bischöfe mit der Stadt, aber jene der Domherren unter sich und mit den Bischöfen äußerten sich desto mehr. Besonders war die Partei der Freiherren von Lichtenberg mächtig in dem Kapitel geworden. Vom Jahre 1273 bis 1365 brachte sie drei Prälaten aus ihrem Stamme, nämlich Konrad III., Friedrich I. und Johann II. auf den bischöflichen Stuhl. Diese vermehrten sowohl ihre als die Gewalt des Hochstiftes, und gaben ihrer Partei ein solches Gewicht, daß ihre Nachfolger entweder bei der Wahl oder auch während ihrer Regierung dieselbe fürchten mußten. Friedrich II. von Blankenhein verwechselte, nachdem er Straßburg vergebens belagert hatte, das Bisthum mit jenem von Utrecht; Burkard II. von Lützelstein aber,

1. Das gemeine Volk nannte sie die armen Gecken.

um seinen Stamm fortzusetzen, gegen ein schönes Weib. Nach dessen Abdankung wurde Wilhelm II. von Diest dem Kapitel und der Bürgerschaft von dem Pabste aufgedrungen, beide widersetzten sich daher seiner Regierung und trieben ihn mit Gewalt aus der Stadt. Um sich gegen eine so gefährliche Partei wehren zu können, und sich mächtige Freunde zu verschaffen, verpfändete er die Ortenau an den Kaiser Rupert von der Pfalz, und Zabern an den Herzog von Lothringen; aber die Bürger von Straßburg, angeführt von dem Domdechant Hugelmann von Vinstringen und dem Domkämmerer Friedrich von Hohenzollern, überfielen ihn zu Molsheim, und führten ihn gefangen nach Straßburg. Die Sache wurde hierauf zuerst an den Kurfürsten von Mainz, dann an das Concilium von Constanz zur Entscheidung gebracht. Friedrich wurde durch dessen Ausspruch wieder in seine Rechte eingesetzt, da er aber durch seinen Geitz und seine Kriege das Hochstift entnervt hatte, starb er, von der Stadt, dem Kapitel und der Geistlichkeit zugleich gehaßt, zu Molsheim, wo er auch begraben wurde.

Nach seinem Tode 1439, wählte ein Theil des Kapitels Konraden von Busnang, einen verständigen gerechten Fürsten. Kaum aber hatten ihn seine Anhänger nach gewöhnlicher Art auf den Altar gesetzt, und das Herr Gott dich loben wir, abgesungen, als der andere Theil der Domherren in die Kirche drang, und mit ihrem Erwählten, dem Johann von Ochsenstein eine gleiche Ceremonie vornahmen. Durch diese zwiespaltige Wahl würde die Stadt und das Hochstift in einen neuen bürgerlichen Krieg verwickelt worden seyn, wenn nicht der großmüthige Konrad über sich und den Parteigeist gesiegt hätte. Da Johann schon alt, taub und schwächlich war,

so machte er dem Kapitel den Vorschlag, daß er, sich mit Ruffach begnügend, von seinen Ansprüchen auf das Bisthum abstehen wolle, wenn sie statt seiner den mächtigen Pfalzgrafen Rupert annehmen würden, dessen Einfluß allein fähig wäre, Gehorsam zu gebieten, und den bürgerlichen Krieg vom Lande abzuhalten. Das Kapitel nahm diesen Vorschlag an. Der Pfalzgraf wurde zum Bischofe ernannt, und sowohl mit der Stadt als dem Lande ein neuer Vertrag abgeschlossen, wodurch künftige Streitigkeiten beseitigt werden sollten.

Rupert, von Haus aus an einen fürstlichen Aufwand gewöhnt, verschwendete beim Anfange seiner Regierung die Einkünfte seines Hochstiftes. Da er aber eine neue Partei befürchten mußte, welche ihn, wie seinen Vorfahrer, stürzen könnte, wurde er sowohl in seinen Ausgaben, als seinem Hofstaate mäßiger. Durch diese Selbstbeschränkung brachte er das Bisthum nach seinem Tode auf seinen Vetter Albert. Dieser und sein Nachfolger Wilhelm III., ein Graf von Honstein, stellten die Ruhe und Ordnung in dem Hochstifte wieder her, welches zeither durch Zwiespalt und Verschwendung gelitten hatte. Die kluge Regierung beider Prälaten würde auch für die Zukunft auf Stadt und Land wohlthätig gewirkt haben, wenn nicht unter ihrem Nachfolger Erasmus von Limburg der Religionskrieg ausgebrochen wäre, der das Elsaß und ganz Teutschland verwüstete.

Reihefolge der Bischöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I. II. III.	Von den zwei ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt kennt man die Bischöfe von Speier nicht, erst im vierten Jahrhundert erscheint auf der Kirchenversammlung zu Cölln	
IV.	1. Jesse.	346.
V. VI.	2. Athanasius, König Dagoberts Hofkaplan; unter ihm ward die erste Domkirche zu Speier erbaut	652.
VII.	3. Principius, ihm schenkte König Siegbert II. den Zehnten im Speiergau	678.
	4. Dragobod erhält von Hildrich II. die Freiheit seines Kirchenguts	686.
	5. Basinus soll 69 Jahre Bischof gewesen seyn	
VIII.	6. Hatto	757.
	7. David, von Karl dem Großen geliebt und beschenkt	775.
IX.	8. Siegwin	802.
	9. Otto, ein vortrefflicher Prediger . .	810.
	10. Freydo erhält von Karl d. G. viele Vorrechte	814.
	11. Benediktus.	822.
	12. Hertin, unter ihm ist das Kloster Hirschau, von Erlenfried, Grafen von Calw, gestiftet	841.
	13. Gebhard, war auf der Kirchenversammlung zu Mainz; ward gefangen, geblendet und ermordet	849.

Reihefolge der Bischöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe Jahr.
IX.	14. Godegang wurde auf den über 32 Jahre leeren Stuhl erhoben	884.
	15. Einhard I.	890.
	16. Amalrich I.	891.
X.	17. Bernhard wird von den Grafen Werner und Konrad geblendet und ermordet	913.
	18. Amalrich II.	943.
	19. Reginbald I., vom Herzoge Konrad beschenkt	958.
	20. Gottfried	959.
	21. Ottogar geht mit Otto I. nach Italien; erhält von ihm die Gerichtsbarkeit über Speier	969.
	22. Baldrich war Freund und Rath der drei Ottonen	987.
XI.	23. Rupert.	1005.
	24. Walther, unter ihm bauete Kaiser Konrad II. die Domkirche	1031.
	25. Reginher	1032.
	26. Reginbald II., ein berühmter Prediger	1039.
	27. Siegbod I. erhält von Heinrich III. Rothenfels	1044.
	28. Arnold.	1055.
	29. Konrad I., ihm schenkte Heinrich IV. Spingen und Herrheim	1058.
	30. Einhard II. erhält von Heinrich IV. Kreuznach	1067.
	31. Heinrich I., ein Verschwender, wurde abgesetzt	1075.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XI.	32. Rüdger Husmann, ein geborner Weiblinger (Speirer); vereinigte die Vorstadt mit Speier.	1090.
XII.	33. Johann I., Graf von Kraichgau, schenkte seine Güter dem Hochstift . .	1104.
	34. Gebhard II. Graf von Aurach; verliert viele Rechte	1109.
	35. Bruno, unter ihm erhält die Stadt von Heinrich V. ihre Freiheit. . . .	1110.
	36. Arnolf.	1127.
	37. Siegfried, Graf von Leiningen; unter ihm Speier belagert.	1142.
	38. Günther, Graf von Leiningen, erhält Werbstadt	1156.
	39. Ulrich I. von Dürmenz, stirbt in Italien an der Pest	1168.
	40. Gottfried II.	1178.
	41. Konrad II.	1184.
	42. Raboth	1188.
	43. Ulrich II. von Rechberg, bauete das Schloß zu Bruchsal	1192.
XIII.	44. Otto II., Graf von Henneberg . . .	1202.
	45. Konrad III. von Scharfeneck, beerbte den Grafen von Sulzfeld	1224.
	46. Beringer von Entringen	1232.
	47. Konrad IV. Graf von Druchberg oder Thann	1237.
	48. Konrad V., Graf von Eberstein, verkaufte Kreuznach	1245.
	49. Heinrich II., Graf von Leiningen .	1272.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIV.	50. Friedrich von Bohlanden beschwur der Stadt Freiheiten	1302.
	51. Sieboth II. von Lichtenberg, kriegte mit der Stadt	1314.
	52. Emicho von Leiningen, kaufte Udenheim	1328.
	53. Berthold von Bucheck	1329.
	54. Walram, Graf von Velbenz . . .	1336.
	55. Balduin, Graf von Luxemburg, dankte ab	1338.
	56. Gerhard, Graf von Ehrenberg machte Udenheim zur Stadt	1363.
	57. Lambert von Büren dankte ab . .	1372.
	58. Adolph, Graf von Nassau, wurde Erzbischof zu Mainz, bezähmte die Stadt	1390.
	59. Nikolas, zu Wiesbaden von geringen Eltern geboren	1396.
XV.	60. Raban von Helmstädt, belagerte die Stadt; wurde Erzbischof von Trier . .	1430.
	61. Reinhard von Helmstädt	1456.
	62. Siegfried von Venningen, ein guter Fürst	1459.
	63. Johann II., Nix von Hoheneck, dankte ab	1462.
	64. Matthias von Ramingen, bauete das Schloß Marientraut	1478.
XVI.	65. Ludwig von Helmstädt, bestrafte eine Verschwörung	1505.
	66. Philipp I. von Rosenberg	1513.
	67. Georg, Pfalzgraf	1529.

Reihefolge der Fürst=Bischöfe von Speier.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe=Jahr.
XVI.	68. Philipp II. von Flörsheim, unter ihm wird die Stadt reformirt. Er erhielt die Probstei von Weissenburg	1534.
	69. Rudolph von Frankenstein	1560.
	70. Marquard von Hattstein	1581.
XVII.	71. Eberhard von Dienheim	1610.
	72. Philipp II. von Sötern, auch Kurfürst von Trier, bauete Philippsburg . . .	1652.
	73. Lothar Friedrich von Metternich, auch Kurfürst von Mainz und Bischof von Worms	1676.
XVIII.	74. Johann Hugo von Ursbeck; unter ihm ward Speier verbrannt	1711.
	75. Heinrich Hatart von Rollingen, hat Streit mit der Stadt	1719.
	76. Damian Hugo Philipp, Graf von Schönborn, Cardinal	1743.
	77. Franz Christoph von Hutten, Cardinal	1770.
	78. Philipp Karl von Limburg Stirum	1797.
XIX.	79. Wilderich, Graf von Walderndorf .	1808.

Geschichte von Speier.

Nach dem sogenannten Elsaße folgten längs dem linken Rheinufer hinab der Speier- und Wormsgau unter der fränkischen Monarchie. Das Land, welches beide begriffen, hat die Natur sowohl mit Fruchtbarkeit als Schönheit begabt. Es ist eigentlich nur ein fortgesetztes Thal der Vogesen, welche hier den Nahmen der Hartgebirge erhalten. Die Häupter derselben sind mit Waldungen bedeckt und bilden aus der Ferne her ein sanft aufstrebendes Amphitheater um das Thal. Die Abdachungen der Berge sind mit Weinreben besetzt, welche zu Türkheim und Deidesheim vortrefflichen Wein, sowohl rothen als weißen, geben. Die Fläche aber scheint ein üppiges großes Saatfeld zu seyn, mit Obst und Getreide aller Art bepflanzt, und durch Wiesen und kleine Haine verschönert.

Sowohl Speier als Worms waren lange der Sitz der Könige und rhein-fränkischen Herzoge. Letztere nannten sich wohl auch Grafen von Worms, und Kaiser Konrad II. aus diesem Geschlechte, fand in Speier seine Wiege und sein Grab. Diese Stadt und der sie umgebende Gau bekamen ihren Nahmen von der sie durchfließenden Speierbach, denn zuvor hießen sie das Land der Neumätter oder Nemeter. Beide wurden in der altfränkischen Verfassung von Gaugrafen regiert, und da viele darunter den Nahmen Emicho führen, glauben einige Genealogen, daß die Grafen von Leiningen, unter welchen dieser Nahme gebräuchlich war, von denselben hervorgegangen seyen.

Das alte Gaumal oder Gauding wurde in einem Walde gehalten, welchen man den Lautramsforst

nannte;[1] der Grafensitz aber später nach Winzingen oder Neustadt verlegt. Als die fränkischen Könige viele Grafenrechte an die Bischöfe von Speier verschenkt hatten, gründeten die Grafen von Leiningen ihr Stammschloß an dem Hartgebirge zwischen dem Speier- und Wormsgau. Von da aus übten sie noch nachher als Landvögte kaiserliche Gewalt in den Gauen.

Der erste Graf von Leiningen, welchen wir mit Gewißheit angeben können, ist Emicho, der im Jahr 1140 das Kloster Hänringen stiftete. Kremer behauptet, daß der altleiningische Mannsstamm im Jahre 1197 ausgegangen, und die Grafschaft durch Lutgarde, die Erbgräfin, an Saarbrücken gekommen sey. Ihr Sohn oder Enkel Friedrich I. gründete aber im Jahre 1239 einen neuen, und erbauete wahrscheinlich Neuleiningen nicht weit von dem alten. Seine Nachkömmlinge dehnten ihr Gebiet bis nach Guntersblum an dem Rheine aus, und waren entweder die Beschützer oder die gefährlichsten Feinde der Hochstifter von Speier und Worms. Der Abt Trithemius zählt in seinen Jahrbüchern über zwanzig Fehden, welche die Grafen von Leiningen mit oder gegen die Bischöfe gefochten haben. Vom Jahre 1127 bis 1320 besaßen vier Herren aus ihrem Geschlechte selbst den bischöflichen Stuhl.[2]

Von so vieler Macht umgeben, erweiterten sie theils durch Waffen, theils durch Heirathen und Verträge ihr Gebiet in und außer dem Speiergau. Diesen Erwerbungen gemäß theilten sie sich in drei Linien, wovon die erstere sich von Leiningen-Westerburg, die andere

1. Vermuthlich das nachherige Haynhofen, wo noch später Gericht gehalten wurde.

2. Siegfried, Günther, Heinrich II. und Emicho.

l

ingen.

Emicho I.

Emicho II.
starb
ohnbeerbt.
*

Speier,

Gottfried.

Emicho IV.

tha, Gemahlin
rds von
terburg.

von Leiningen-Hartenberg, Dachsburg und Aspremont, und die dritte von Leiningen-Forbach und Rixingen nännte. Unter oder doch gleich nach der Regierung der Bischöfe aus ihrem Geschlechte erhielt sowohl die Stadt als das Hochstift von Speier jene Verfassung, unter der wir beide noch in unsern Tagen gesehen haben.

Während der Herrschaft der Römer an dem Rheine mogte sich der Speierische Kirchsprengel nicht weit über die Stadt erstreckt haben. Aus dieser Zeit kennt man nur den Bischof Jesse, welcher im Jahre 346 auf der Synode zu Cölln erschien. Durch die Einfälle der Wenden und Hunnen scheint die Reihe der Bischöfe sogar eine Zeitlang unterbrochen zu seyn. Erst unter dem Könige Dagobert finden wir wieder einen Athanasius, welcher von diesem die bischöfliche Würde erhielt, und die so lange zerstörte Kirche wiederherstellte. Die Könige Siegbert und Hilderich gestatteten dem Bischofe Principius den Zehnten auch wohl gräfliche Rechte, im Speiergau. Pipin und Karl der Große beschenkten dessen Nachfolger mit Gütern und neuen Rechten.

Als der heilige Bonifacius die Kirchenverfassung in Teutschland gründete, erstreckte sich das geistliche Gebiet der Bischöfe von Speier auch auf das rechte Rheinufer. Dasselbe wurde später hin in vier Archidiakonate und mehrere Dekanate vertheilt, welche an die vier Hauptkirchen zu unserer Lieben Frau im Dom, zu St. Johann und Guido, zu St. German und den Allerheiligen gebunden waren. Ersteres umfaßte die Dekanate im Speiergaue; das zweite jene von Weil, Grüningen und Vahingen im Wirmgau, Glemsgau und untern Enzgau; das dritte die Dekanate von Pforzheim,

Bruchsal, Bretheim, Brunigheim und Marbach im obern Enzgau, Kraichgau, Zabernachgau und Murrachgau; das letzte endlich die Dekanate in Koppenheim, Durlach und Graben im Uffgau, Pfunzinggau und Anglachgau.

So wurde der geistliche Staat in dem Hochstifte von Speier allbereits eingerichtet; der weltliche aber wollte nicht so schnell gedeihen. Die Kirche von Speier ist zwar schon von den merwingischen und karlingischen Königen mit vielen Gütern und Vorrechten begabt worden, allein die mächtigen Grafen und Herzoge von Franken, besonders aus dem salischen Hause, hinderten ihre künftige Vergrößerung. Man findet zu dieser Zeit einen auffallenden Widerspruch in den Handlungen dieser weltlichen Herren. Während sie auf der einen Seite Kirchen stiften oder beschenken, berauben und beschränken sie selbige auf der andern auf eine oft grausame Weise; so sehr kämpfte Andacht und Eigennutz in ihrem Gemüthe. Der Bischof Gebhard wurde von den Grafen des Landes zuerst geblendet, dann ermordet, weil er seinen Bruder und den Grafen Theobald beredet hatte, ihre Güter seiner Kirche zu schenken. Das Bisthum blieb hierauf über zweiunddreißig Jahre erledigt; kaum aber war es wieder durch die folgenden Bischöfe Godegang, Einhard I. und Amalrich I. besetzt, als die Grafen Werner und Konrad den Bischof Bernhard blendeten und ermordeten, weil sie sich der speierischen Herrschaft bemeistern wollten.

Erst unter der den Geistlichen so holden Dynastie der sächsischen Kaiser ist das Hochstift zu einem weltlichen Fürstenthume heran gewachsen. Auf Anrathen Ottos I. hat der fränkische Herzog Konrad der Weise dem Bischofe Reginbald I. den Zehnten und die Rechte wieder zuge-

standen, welche der König Siegbert seiner Kirche geschenkt hatte. Der Bischof Ottokar erhielt von eben diesem Kaiser für die ihm in Italien geleisteten Dienste die Gerichtsbarkeit über die Stadt. Der Bischof Balderich war Freund und Rath der drei Ottonen. Er ließ seinen Einfluß am kaiserlichen Hofe nicht unbenutzt für seine Kirche. Durch die Schenkungen, welche zu der Zeit theils von den Kaisern, theils von Grafen und Herren an das Hochstift gemacht, und mit der weltlichen Gerichtsbarkeit begleitet wurden, waren die Bischöfe Herren von vielen Ortschaften und Höfen im Speier- und Wormsgau geworden. Als nach Ausgang der sächsischen Dynastie die rheinfränkischen Herzoge auf den Kaiserthron erhoben wurden, gaben sie den Städten und Kirchen ihres Stammgebietes einen vorzüglichen Glanz. Konrad II. erweiterte und verschönerte die Stadt herrlich. Er bauete den Münster in Speier mit einer königlichen Pracht, von Grund aus, und verlegte dahin sein und seiner Nachfolger Grab.[1] Nebst diesem errichtete er dem heiligen Johannes zu Ehren auf dem Guiden- oder Weidenberge eine Kirche, welche unter seinem Sohne Heinrich III. dem heiligen Guido geweiht wurde. Als sein anderer Sohn von dem Schlosse Limburg herabgestürzt war, verwandelte er auch dieses in eine Kirche. Das Kloster zu St. German, welches schon Dagobert gestiftet hatte, erneuerte er. Sowohl die Stadt als die Kirchen beschenkte er mit vielen Freiheiten und Gütern. Seine Nachfolger Heinrich III. und IV. setzten diese großmüthigen Schenkungen fort. Ersterer gab dem Bischofe Siegbod I. Bruchsal, das Schloß Rothenfels mit den Dörfern Nußdorf,

1. Siehe das dritte Buch.

Sempach und Scheid; letzterer dem Bischofe Konrad Eppingen, Herrheim und das Dorf Spingen, dem Bischofe Einhard II. Kreuznach, und dem Bischofe Rüdger die Stadt Weiblingen und das Dorf Otterstab. Dieser, ein geborner Speierer aus dem Geschlechte derer von Husmann, erweiterte hierauf Speier und verband damit die Vorstadt. Sein Nachfolger Johann I., ein Graf vom Kraichgau, übergab, nachdem sein Bruder der Graf Zeysolf gestorben, und der Gatte seiner Nichte Adelheid, der Pfalzgraf von Tübingen, ertrunken war, alle Güter und Rechte, welche sein Haus besaß seiner Kirche. Der Bischof Günther erhielt von Kaiser Friedrich I. das Schloß Werbstadt. Unter dem Bischofe Konrad III. vermachte der letzte Graf von Sulzfeld seine Güter dem Hochstifte im Jahre 1212.

Deidesheim verwirkte dessen Graf Heinrich im Jahre 1226 an das Hochstift; und Udenheim, das nachmalige Philippsburg, erkaufte im Jahre 1316 der Bischof Emicho mit Rheinhausen von einem mächtigen Patrizier der Stadt Speier, Heinrich, aus dem Geschlechte derer von Cölln. Diese Ortschaften machten schon in dem vierzehnten Jahrhundert mehrere Vogteien oder Aemter aus, die unter dem Obervogte oder Vizthume des Bischofs standen. Sie hießen in spätern Zeiten, diesseits des Rheins, Bruchsal, Lißlau, Grombach, Rothenburg, Udenheim und Gersberg; jenseits Kirweiler, Deidesheim und Marientraut. Dazu erhielt das Hochstift noch im Jahr 1369 Odenheim und die fürstliche Abtei Weissenburg.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bischöfe von Speier schon unter den fränkischen Königen eine Art von gräflicher Gewalt in der Stadt erworben hatten. Diese

wurde dem Bischofe Ottokar vom Kaiser Otto bestätigt; denn selbst in spätern Zeiten finden wir sie dort im Besitze beträchtlicher Rechte. Indeß hatten auch sie, wie mehrere andere Bischöfe am Rheine, das Kaiserhaus verlassen, als es von den Päbsten gebannt war. Heinrich IV., dessen Vorfahren die Domkirche erbaut, und mit vielen Gütern beschenkt hatten, konnte bei dem Bischofe von Speier nicht einmal Hülfe in seinem Leben, und ein Begräbniß nach seinem Tode finden. Nur die Bürger der Stadt sind seine Freunde geblieben. Heinrich V., sein Sohn, wollte diese Treue, welche die Bürgerschaft seinem Hause bewiesen hatte, nicht unbelohnt lassen, und ertheilte, als er im Jahre 1111 das Grab seiner Väter besuchte, der Stadt zwei Freibriefe, welche noch bis auf unsere Zeiten auf großen metallenen Tafeln über den Thüren des Münsters prangten. Durch den ersten machte er die Einwohner von Speier, welche das Bürgerrecht erlangt hatten, von jenen Abgaben frei, welche man das Budtheil nannte.[1] Durch den zweiten entzog er die Stadt selbst der Gerichtsbarkeit seiner Reichsbeamten, und übertrug ihr ihre eigene Verwaltung. Er verordnete ferner, daß die Bürger aus ihrer Mitte sich einen Rath von zwölf Personen mit zwei Bürgermeistern an der Spitze wählen, und diese der Stadt Angelegenheiten verwalten sollten. Diese Freiheiten wurden von seinen Thronfolgern nicht nur bestätigt, sondern von einigen, als Philipp, Adolph und Ludwig V. sogar vermehrt. Von dieser Zeit an konnte man Speier schon als eine unmittelbare Reichsstadt ansehen.

1. Vermöge welcher der Herr zwei Theile vom hinterlassenen Vermögen einziehen konnte.

Bald nach dieser Verordnung Heinrichs V. hat sich die Verfassung der Stadt ohngefähr folgendermaßen gebildet. Die ganze Bürgerschaft bestand aus Edlen oder Patriziern, und aus Zünftigen oder Gemeinen. Jene wurden wie in andern rheinischen Städten, die Haus- und Münzgenossen genannt. Unter sie kann man füglich folgende Geschlechter zählen: Bernhoch, von Brettheim, Brusse, von Cölln, Enape, Ebelin, Engelmann, zum Eck, Geizhorn, Eppen, Füschel, Fuchs, Hun, zu der Krone, Knoblauch, Hunstube, Klüpfel, Knolz, zum Kranich, Lamesbuch, von Landau, von Lauterburg, von Mömpelgart, von Münster, von Neberau, von Pforzheim, Prumbaum, Retscheln, Röteler, Rorhaus, Seidenschwanz, Stern, von Schaf, Scheffeln, zum Salzhof, zur Tauben, Verlin, zum Widder und Zoller rc. Die Zünfte waren nach den Handwerkern abgetheilt. Derselben werden verschiedene genannt, als die Tüncher, Gewändler, Schneider, Rhein-Kaufleute, Metzger, Bäcker, Fischer, Kirschner, Kohlhänger, Gürtler, Ackerleute, Zimmerleute, Steinmetzler, Schiffleute, Schuster, Loher, Weber, Schmiede, Krämer, Leinweber, Altgewändler, Müller, Sackträger rc.; aber mehrere davon bildeten nur eine, und sie zusammen bald zwölf, bald vierzehn Zünfte.

Die Gemeinen hatten vor der Hand weiter keinen Antheil an der Regierung, als durch die Wahl der Rathsglieder, denn über zweihundert Jahre findet man keine anderen Bürger im Rathe und an der Spitze der Regierung, als die Alten oder die Haus- und Münzgenossen. Diese vertheilten unter sich die bürgerliche Gewalt also;

daß der ganze Rath, aus zwölf Rathsherren bestehend, die gesetzgebende; vier aus ihnen gewählte Richter, die richterliche; und die gleichfalls von ihnen gewählten Bürgermeister die vollstreckende Gewalt ausübten. Das Richteramt war aber unter drei oder vier Stellen vertheilt; zuerst war das Monats- oder Mondsgericht, welches vier von dem Rathe gewählte Richter monatlich und abwechselnd verwalteten, und größtentheils über Kriminalsachen urtheilte; das zweite war das Kammergericht, welches zuerst mit dem Vogte, dann mit dem Stadtschultheißen bürgerliche Händel zu schlichten hatte, oder den Rechtsstreit einleitete; und endlich das geistliche Gericht, welches in des Bischofs Nahmen gehalten wurde. Die Gesetze, wornach gerichtet wurde, waren eine Sammlung alter Statuten und Herkommen. Lehmann hat einen großen Theil davon in dem sechszehnten Kapitel des vierten Buches seiner speierischen Chronik gesammelt. Die Bürger wurden alle bewaffnet, und die Bürgermeister führten sie an.

So ohngefähr bildete sich die Verfassung der Stadt nach Heinrich's V. Verordnung. Da die Bischöfe selbst zu diesen Vorrechten ihre Einwilligung gegeben hatten, so findet man auch anfänglich weniger Streitigkeiten zwischen ihnen und den Bürgern. Indeß aber waren gegen das zwölfte Jahrhundert die Grafen von Leiningen im Speiergau mächtig geworden, und vier Prälaten aus ihrem Hause, Siegfried, Günther, Heinrich II. und Emicho, bestiegen den bischöflichen Stuhl. Auf ihre nahe Hausmacht trotzend, sahen sie die Freiheiten der Bürger mit eifersüchtigen Augen an, und wollten sie schmälern. Diese aber behaupteten sich wacker in dem Besitze ihrer kaiserlichen Vorrechte. Unter dem Bischofe

Ulrich II. kam es zu einem heftigen Streit mit Worten und Waffen. Die Bürger trieben ihn aus seinem Hofe und der Stadt. Um gegen solche schimpfliche Anfälle künftig sicher zu seyn, bauete er sich zu Bruchsal ein Schloß, wohin er seine Residenz verlegte. Seitdem ist diese Stadt der weltliche Sitz seiner Nachfolger geblieben.

Der Streit zwischen den Bischöfen und Bürgern dauerte nach Ulrich II. fort bis auf Friedrich II., aus dem Hause Bohlanden. Dieser bestätigte der Bürgerschaft von Speier ihre bereits erworbenen Rechte und Freiheiten, und beschwor sie ihr feierlich. Von nun an wurde es üblich, daß jeder Bischof bei dem Antritte seiner Regierung diesen Schwur wiederholen mußte. Die Art aber, wie ein gewählter Bischof von Speier seinen Einzug hielt, und den Bürgern die Erhaltung ihrer Freiheiten gelobte, war folgende: Ehe er in die Stadt gelassen werden konnte, mußte er zuvor durch einen offenen Brief der Bürgerschaft ihre Freiheiten und Gerechtsame bekräftigen. Nachdem nun die Stadtobrigkeit denselben der alten Gewohnheit gemäß und gleichlautend befunden hatte, wurden dem Bischofe mit einem Gefolge von nicht mehr als fünfzig bewaffneten Männern die Thore geöffnet, aber sobald er durchgekommen war, wieder verschlossen. Die Bürgerschaft empfing ihn in den Straßen, durch welche der Zug ging, die Bürgermeister und der Rath aber an dem Rathhause, feierlich. Er stieg hierauf von dem Pferde, und ging, begleitet von ihnen, in den Saal. Nachdem ihn hierauf der Bürgermeister gebeten hatte, der Stadt gewogen zu seyn, zog er seinen Chorrock an, und verfügte sich mit seinem Hofstaate nach dem Dom, wo ihn das Kapitel und die Clerisei erwarteten, und unter einem Himmel in die Kirche führten, um ihn zu intronisiren. Nach

dieser Ceremonie ließ der Bischof einen vor dem Dom stehenden Napf mit Wein füllen, und jeder Bürger schöpfte daraus, und trank auf sein Wohlseyn.

Diesen Napf nannte man die Schwabenschüssel; er war mit einem messingenen Reif umgeben, worauf die Verse eingegraben waren:

Quid velit, haec relegas, ut tuae cavus iste cathinus
Dum novus Antistes procerum comitante caterva,
Urbem hanc intrat eques, huc Bacchi munera fundit.
Virginis a templo, cleri simul ecclesiarum,
Terminus et limes, stat libertate asylum.
Et fit confugium, portus et ara reis. 1490.

Die letzten Verse sollen andeuten, daß dieser Napf zugleich als Gränze des geistlichen Gebietes und als Asyl für flüchtende Verbrecher gedient habe.

So verwalteten die von Kaiser Heinrich V. angestellten zwölf Rathsherren aus den alten Geschlechtern über zweihundert Jahre friedlich die Stadt, als der Geist der Demokratie, welcher gleich nach dem Städtebund in andern Reichsstädten erwachte, auch die Zünftigen von Speier ergriff. Es ist zwar von den Geschichtschreibern und in Urkunden nicht deutlich angegeben, wann die Beschwerden der Zünfte gegen die Patrizier oder Alten in Speier ihren Anfang genommen haben; indeß wird es aus der freiwilligen und friedlichen Aufnahme der Zünftigen in den Rath, welche im Jahre 1204 geschahe, deutlich, daß die alten Geschlechter, um einen förmlichen Ausbruch zu verhüten, es für nöthig erachtet hatten, den Gemeinen Theil an der Regierung zu geben.

Nach der Uebereinkunft, welche zu der Zeit zwischen den Alten und den Zünftigen verabredet wurde, hat eine jede der Zünfte sechs ansehnliche kluge Bürger aus ihrer Mitte gewählt, welche sodann mit den alten Rathsherren über folgende Veränderungen in der Verfassung übereingekommen sind:

1) Wurden statt der vorigen zwölf Rathsherren aus den alten Geschlechtern nun nur noch eilf von denselben, und dreizehn von den Zünften gewählt, welche zusammen einen Rath von vierundzwanzig Personen ausmachten.

2) Von diesen beiden Abtheilungen der Alten und der Zünftigen wählte eine jede einen Bürgermeister aus ihrer Mitte, so daß ein Adelicher und ein Gemeiner an der Spitze des Rathes standen.

3) Wenn ein Rathsherr aus den Zünftigen durch Tod oder andere Fälle abging, wählte der Zunftausschuß, wozu er gehörte, einen andern aus ihrer Mitte zum Rathe; war aber einer aus den Patriziergeschlechtern abgegangen, so wählte der ganze Rath das zu ersetzende Glied aus den Alten.

4) Die Unterämter der Stadt wurden unter beide Theile vertheilt. Im übrigen blieb es bei den alten Formen.

Durch diese Veränderung der Regierung erhielten die Zünftigen das Uebergewicht, indem sie sowohl im Rathe, dreizehn gegen eilf, als in der Gemeinde die zahlreichsten waren. Die alten Geschlechter aber behaupteten ihren Einfluß durch Ansehen und Geschicklichkeit, und entfernten die bürgerlichen von der Regierung. Da sie als Ritter die Kriegskunst, als gebildete Leute die Regierungskunst, und als Reiche die Bestechungskunst am besten ver-

standen, so waren die Zünftigen gezwungen, ihnen die Geschäfte allein zu überlassen, und so geschah es, daß öfters der Rath nur mit sechszehn, statt vierundzwanzig Rathsherren besetzt war, welche größtentheils Adeliche gewesen.

Diese Schmälerung der zünftigen Rechte und Gewalt wurde bald so auffallend, daß sich die Gemeinen zusammenthaten, und schwuren, über kurz oder lang diese Unbilden zu rächen. Die Alten, welche das Ungewitter heranziehen sahen, suchten diesem Ausbruche bürgerlicher Wuth entgegen zu kommen, und dachten auf Mittel, wie sie die Zünftigen mit Gewalt unter sich bringen könnten. Damit aber von ihren Anschlägen nichts verrathen werden möge, errichteten sie unter sich einen geheimen Ausschuß von fünf Männern, auf deren Klugheit und Verschwiegenheit sie sich verlassen konnten, und übertrugen es diesen, das ganze Unternehmen anzufangen, zu leiten und zu vollbringen. Sie wählten dazu den Berthold Fuchs, Gottschalk und Werner Schaf zum Eck, zwei Brüder, Heinrich von Cölln und Siegfried von Retscheln. Diese legten mit aller Behutsamkeit die Verschwörung an; sie machten sich Freunde und Anhänger sowohl in- als außerhalb Speier, und nachdem sie viele Ritter und Bürger gewonnen hatten, verließen sie mit den tapfersten Hausgenossen heimlich die Stadt, und versammelten sich mit 1500 Pferden bei dem sogenannten Rechholz.

Sie hatten durch die zurückgebliebenen Patrizier und deren Anhänger die Sache so verabredet, daß man sie über den Hasenpful durch das Lauer- und Salzthor zur Nachtzeit in die Stadt einlassen sollte, wo sie dann die Bürger überfallen und desto leichter bezwingen könn-

ten. Das Unternehmen war mit so vieler Vorsicht eingeleitet, und mit Verschwiegenheit ausgeführt, daß ihre ganze Mannschaft sich schon am St. Severins Abend, im Jahr 1330, vor der Stadt befand, und auf dem Punkte stand, dieselbe zu besetzen. Durch einen Zufall wurde der ganze Handel verrathen.

Es kam nämlich gerade zu der Zeit, als der Patrizier Mannschaft bei dem Rechholz versammelt war, ein Bote von Straßburg nach Speier, welcher im Vorübergehen die Heerhaufen entdeckt, und ihre Absichten ausgekundschaftet hatte. Dieser begab sich sogleich nach der Stadt, machte die Bürger aufmerksam, und brachte sie noch an selbigem Abend unter Waffen. Als daher die Patrizier gegen die Thore mit ihren Haufen angezogen kamen, fanden sie selbige nicht nur verschlossen, sondern sie wurden von den Bürgern mit so vielen Schüssen und Stichen empfangen, daß sie wieder zurückziehen und das Regiment den Gemeinen überlassen mußten. Als sich die Bürger durch ihre tapfere Gegenwehr gerettet und sicher fanden, geriethen sie in Wuth. Sie stürmten und plünderten der Alten Häuser, setzten die Verdächtigen gefangen, verbannten die Anführer aus der Stadt, und übernahmen selbst die Regierung. Um endlich diesen Streit gänzlich beizulegen, wurden Abgeordnete von den Bundesstädten Mainz, Strasburg, Worms, Frankfurt und Oppenheim herbeigerufen, und selbst der Bischof trat ins Mittel, und besänftigte die gegen einander aufgebrachten Bürger.

Die Punkte, worauf die beiden Parteien versöhnt wurden, waren in der Hauptsache folgende:

1) Sollte unter ihnen ein beständiger Friede und Freundschaft seyn; 2) sollten die ausgewanderten oder

ausgetriebenen Alten so lange aus der Stadt bleiben, bis der Eid, welchen die Bürger gegen sie geleistet hätten, vom Pabste aufgehoben wäre; 3) wurden alle die Satzungen, welche die Bürgerschaft ohne Wissen und Willen des Raths gemacht hatte, als ungültig erklärt; 4) mußten die Ausgewanderten den Bürgern allen Schaden ersetzen, welchen der Anfall ihnen verursacht; dagegen mußten diese jenen ihren Hausrath und Waffen wieder ausliefern; 5) zu jedem Stadtthore sollten zwei ungleiche Schlüssel verfertigt und davon einer den Alten, der andere den Zünftigen vom Rathe zugetheilt werden; 6) die Gefangenen wurden, auf geleistete Urphede, von beiden Seiten herausgegeben; 7) wer diesem Vertrage entgegen handelte sollte allerseits als ein meineidiger Mann betrachtet, gefangen und gerichtet werden. Hierauf setzten die Vermittler die Anzahl der Rathsherren einer jeden Partei auf vierzehn, so daß der ganze Rath aus achtundzwanzig bestand, und diese theilten unter sich die Regierung.

So war der Friede zwar vor der Hand hergestellt; allein die Alten oder Hausgenossen schienen damit nicht zufrieden, ja viele davon, unter andern Berthold Fuchs, Heinrich von Cölln, Werner zur Eck, und sein Sohn Heinsmann, Siegfried Retscheln, Scheffel Stern, Engelmann auf dem Berg, Klüpfel der Jüngere, Albert Retscheln, Scheffel Schafssohn, Henze Stern, Jakob Knolz, Fritz Rote, Göz von Lauterburg, Widder und Kunz Lammesbuch ꝛc. blieben lieber auf ihren Gütern außer der Stadt, als daß sie sich einer Verfassung unterwerfen wollten, wodurch sie ihre Vorrechte gekränkt glaubten. Obwohl die Geschichte von Speier nach dieser Revolution sehr mangelhaft ist, so erhellet doch aus einem

gegen die Ausgewanderten gefällten Urtheile und einer neuen Niederlage der Alten, daß selbige mehrmalen Versuche zur Wiedererhaltung ihrer Herrschaft gewagt hatten. Die Bürger nahmen aber endlich im Jahre 1349 die Häupter gefangen, und drangen ihnen eine gänzliche Verzichtleistung auf alle ihre Vorrechte ab. Bald hierauf wurde folgende Verfassung eingeführt. Aus den zwölf bestehenden Zünften wurde aus einer jeden ein Rathsherr gewählt, und diese zwölf gewählten Personen machten den ständigen Rath aus. Dieser hatte das Recht, aus den von einer jeden Zunft ihm vorgeschlagenen Candidaten noch zwölf zu sich zu nehmen, welche zusammen der regierende Rath wurden, und die zwei Bürgermeister wählten. Wenn jährlich diese letzten zwölf abgingen, so nahm der beständige Rath andere zwölf aus den von den Zünften vorgestellten Candidaten auf, welche deren Stelle ersetzten. Aus den Abgehenden wurden die Monats- oder Mondsrichter nebst andern Stadtbeamten angesetzt. Der ganze Verwaltungskörper bestand auf diese Weise aus sechsunddreißig Personen. Der Rath wählte aus seiner Mitte jährlich zwei Bürgermeister. Die übrigen Stadtbeamten waren die vier Rechenmeister, die vier Monatsrichter, die vier Fürsprecher, die vier Richter zum Verhör, zwei Rentmeister, die Zollbeamten, Einnehmer und Allmosenpfleger rc.

Unter einer so gemäßigten Verfassung würden die Bürger in einer glücklichen Beschränktheit gelebt haben, wenn nicht die Herrschsucht von innen und außen das gemeine Wesen gefährdet hätte. Gegen das Jahr 1370 erhielt von den Patriziern Rudolph von Offenburg ein besonderes Gewicht in der Gemeinde. Er hatte bisher in der Geschäftsführung viele Geschicklichkeit und Ge-

wandtheit bewiesen, wodurch er sich die Achtung der Alten und der Bürger erwarb. In öffentlichen Verhandlungen zeigte er sich immer unter dem Gewande eines eifrigen Patrioten und Bürgerfreundes, aber im Herzen strebte er nach unumschränkter Gewalt. Er hetzte die Patrizier gegen die Gemeinen, und diese gegen jene auf, in Hoffnung durch deren wechselseitige Zwietracht Meister von beiden zu werden. Die Klügern aber unter den Rathsherren durchschaueten seine Absichten, sie klagten ihn der Verrätherei und Verleumdung ehrbarer Bürger an. Die Sache kam zur Untersuchung, und als man durch Zeugen und Aussagen seine verborgenen Gänge an den Tag brachte, wurde er des Bürgerrechts verlustig erklärt und aus der Stadt vertrieben.

Durch diesen Rathsschluß war zwar Rudolph aus der Gemeinde verbannt, nicht aber seine Ränke und sein Anhang. Auf dem flachen Lande gewann er durch Verleumdungen die Ritter und die Bischöflichen, welche die Freiheit der Bürger haßten; in der Stadt stiftete er heimlich eine neue Verschwörung an, welche seine Freunde Eberhard zum Laub, Werner von Kirweiler und Heinrich von Landau leiteten. Seiner Sache schon gewiß, drohete er sogar seinen Feinden, daß er sie bald werde züchtigen lassen. Unter Anführung Heinrichs von Landau brach auch im Jahre 1374 der Aufruhr wirklich aus. Sein Anhang überfiel die Rathsherren gewaltsam im Rathhause, und bemächtigte sich der Wache, der Thürme, der Thore und der öffentlichen Gelder. Rudolph wurde gleichsam im Triumphe zur Stadt gebracht, und in seine Stelle wieder eingesetzt.

Auch bei diesem Siege verließ ihn seine Heuchelei nicht. Als ein unbescholtener Patriot erschien er vor dem

geistlichen Gerichte und legte einen Eid ab, daß er dem gemeinen Wesen, wie bisher treulich dienen, vom Rathe nie abtrünnig werden, und keinen Bürger, ohne ordentliches Gericht, aus der Stadt verweisen würde. Indeß aber waren die Abgeordneten von den Bundesstädten Mainz und Worms angekommen, um die Sache gehörig zu untersuchen und den bürgerlichen Krieg nach Recht und Gerechtigkeit beizulegen. Als Rudolph von Offenburg und Heinrich von Landau merkten, daß diese ihre Verschwörung zu bestrafen Willens seyn würden, entflohen sie mit andern Häuptern des Aufruhrs heimlich aus der Stadt. Die Schiedsrichter verdammten daher einige der Aufrührer zum Tode, andere zur Verbannung. Ueber die Häupter wurde die Acht erkannt und ihre Güter eingezogen.

Nach dieser wiederholten Strafe suchten Rudolph von Offenburg und Heinrich von Landau Hülfe bei dem Bischof Adolph von Nassau nach; sie versprachen ihm durch ihren Anhang die Stadt zu überliefern, nach deren Besitz er schon lange gestrebt hatte. Da die Bischöfe, seit Ulrich II., fast in einem beständigen Streite mit dem Rathe befangen waren, so wurde der Vorwand zu einer neuen Fehde bald gefunden. Adolph, von den Erzbischöfen von Trier und Cölln unterstützt, kam mit einem großen Heere vor die Stadt, und hoffte sie, da viele der Vertriebenen sich wieder eingeschlichen hatten, desto leichter überrumpeln zu können. Im ersten Anfalle war er auch so glücklich, die Vorstadt zu überwältigen, da er aber die Stadt selbst angriff, fand er die Bürger gerüstet auf den Thürmen und Mauern, und bereit ihr Leben für die Vertheidigung ihrer Weiber und Kinder zu lassen. Dreimal ließ er Sturm laufen, und dreimal wurde er von

den wackern Bürgern zurückgeschlagen. Der Eifer in Behauptung der Freiheit war so stark, daß einige gemeine Bürger sich in die Vorstadt wagten, wo Adolphs Truppen standen, und selbige hinter ihnen in Brand steckten. Nach so sprechenden Beweisen von Bürgersinn sah der Bischof ein, daß die Stadt nicht zu überwältigen sey. Durch Vermittelung des Pfalzgrafen Rupert vertrug er sich wieder mit der Bürgerschaft auf die alten Verträge. Die Verräther aber, welche ihm die Stadt überliefern wollten, wurden theils gehängt, theils gerädert, theils geviertheilt.

Unter dem Nachfolger Adolphs Niklas genoßen die Bürger einer ungestörten Ruhe, denn dieser, selbst eines Bürgers von Wiesbaden Sohn, wußte auch die Rechte der Bürger zu ehren. Seine Regierung zeichnete sich durch Milde, Gerechtigkeit und Sparsamkeit aus. Desto größer wurde die Gefahr nach seinem Tode. Unter seinem Nachfolger Rhaban von Helmstätt haben einige sittenlose Chorherren des St. Hermannstiftes, welches vor den Thoren von Speier lag, unter verschiedenen Vorwänden die Weiber und Töchter der Bürger eingeladen; sie mißbrauchten aber deren Gutmüthigkeit und Schönheit auf eine Art, welche Geistlichen gar nicht geziemt. Die Gatten und Väter, über dieses schändliche Betragen aufgebracht, zogen daher bewaffnet vor die Stadt, und zerstörten das Kloster von Grund aus. Diese Rache konnte zwar den Männern verziehen werden, welche so tief an ihrer Ehre und den natürlichsten Rechten gekränkt waren; da aber die Zerstörung selbst auf Geheiß des Rathes und der städtischen Obrigkeit geschehen war, so wollte der Bischof Rhaban die Rechte seiner geistlichen Gerichtsbar-

keit behaupten, und belagerte die Stadt über zwei Jahre lang. Sein Heer war groß, von den benachbarten Rittern verstärkt, und er entschlossen, die Bürger entweder durch Sturm oder Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Diese aber, von einem Muthe belebt, welchen Freiheit und gekränkte Ehre einflößt, vertheidigten ihre Stadt von den Thürmen und Mauern gegen alle Anfälle des Bischofs. Nach einer zweijährigen Belagerung wurde endlich der Streit vom Kaiser Sigismund auf einem Reichstage zu Nürnberg beigelegt, und beide Parteien bei ihren alten Rechten erhalten. Hierauf wurde Rhaban Kurfürst von Trier und übergab das Hochstift seinem Vetter Rheinhard.

Dieser innern Fehde folgte bald eine äußere, welche das speierische Land noch größern Verwüstungen aussetzte. Rheinhard's Nachfolger, Johann II., ergriff nämlich die Partei Adolphs von Nassau, gegen Diether von Ysenburg, während des Zwiespalts beider Erzbischöfe von Mainz.[1] Darob verwüstete des erstern Bundesgenosse, Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, sein Hochstift, und nahm ihm die Schlösser Rotenburg und Wersau weg. Er mußte das Bisthum dem Freunde Friedrichs, Mathias von Ramingen, überlassen. Dieser und seine beiden Nachfolger Ludwig und Philipp bemüheten sich, die Wunden zu heilen, welche die Kirche von Speier erlitten hatte; aber bald ergriff die Reformation und der Bauernkrieg fast das ganze Rheinufer. Seine Kirchen und Staaten wurden von Grund aus erschüttert.

1. Siehe die zwei folgenden Bücher.

Reihefolge der Bischöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I. II. III.	Auch in diesem Bisthume wird erst im vierten Jahrhundert mit Gewißheit angegeben:	
IV.	1. Victor	348.
	2. Amandus I.	
V.	3. Karl.	
VII.	4. Chrothold bauete die Kirche zu Wimpfen	627.
VIII.	5. Rupert I. wurde Bischof zu Salzburg	716.
	6. Amandus II. erhält von Dagobert den Lobdengau	738.
	7. Gerold, auch Bischof zu Mainz	739.
	8. Gewilieb, des Vorigen Sohn; wegen Mord abgesetzt	745.
IX.	9. Ehrenbert, unter ihm wurde das Bisthum wieder hergestellt	803.
	10. Bernher oder Werner	813.
	11. Fulco	841.
	12. Samuel	859.
	13. Gunzo	872.
	14. Adelhelm	890.
X.	15. Dietlach	914.
	16. Richov	950.
	17. Anno	978.
	18. Hildebold, Otto's II. Kanzler	993.
	19. Franko	998.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
X.	20. Erpo	999.
	21. Razo	999.
XI.	22. Burkard I. Gesetzgeber von Worms, erbauet den Dom	1025.
	23. Hazecho, Graf von Laurenburg oder Nassau	1044.
	24. Adelgar	1044.
	25. Arnold I.	1065.
	26. Adelbert I., Graf von Rheinfelden	1070.
XII.	27. Adelbert II. wurde vertrieben . .	1108.
	28. Ditmar	1109.
	29. Eppo	1115.
	30. Burkard II. von Ahorn	1151.
	31. Konrad I. von Steinach	1163.
	32. Konrad II. von Sternberg	1187.
	33. Heinrich I. von Utrecht	1196.
XIII.	34. Leopold von Schönfeld, auch Erzbischof zu Mainz	1217.
	35. Heinrich II., Graf von Saarbrücken	1234.
	36. Landolf von Hoheneck, unter ihm Worms belagert und verbrannt . . .	1247.
	37. Konrad III. von Dürkheim regierte 30 Tage	1247.
	38. Richard von Thann	1257.
	39. Eberhard I. Raugraf von Baienburg; unter ihm wurde Worms zweimal verbrannt	1277.
	40. Friedrich, Raugraf von Baienburg	1283.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIII.	41. Simon von Schöneck, der Spiegel der Geistlichkeit	1291.
	42. Eberhard II. von Stralenberg . .	1293.
	43. Emicho, Raugraf von Baienburg . .	1299.
XIV.	44. Eberwein von Kronenberg	1303.
	45. Heinrich von Schöneck	1318.
	46. Heinrich III., von Thann	1319.
	47. Kuno von Schöneck	1329.
	48. Gerlach von Erpach	1332.
	49. Salomon Waldbort von Mainz . .	1349.
	50. Theodorich I., Baier von Boppart .	1366.
	51. Johann I. Schadland	1373.
XV.	52. Ekard von Dersch	1405.
	53. Matthäus von Cracau, zuvor Rektor der Universität von Paris und Prag .	1410.
	54. Johann II. von Flekenstein	1426.
	55. Friedrich von Dorneck	1445.
	56. Ludwig von Ast, dankte nach 6 Wochen ab	1445.
	57. Reinhard I. von Sikingen	1483.
XVI.	58. Johann III. von Dahlberg	1505.
	59. Rheinhard II. von Ripour; unter ihm Unruhen und Reformation . . .	1524.
	60. Heinrich IV. Pfalzgraf	1552.
	61. Theodorich II. von Pettenhof . .	1580.
	62. Georg von Schönberg	1595.
XVII.	63. Philipp I von Rotenstein	1604.
	64. Philipp II. Craz von Scharfenstein	1604.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XVII.	65. Diethelm von Essern	1616.
	66. Georg Friedrich von Greiffenklau, auch Kurfürst von Mainz	1619.
	67. Georg Anton von Rotenstein . . .	1652.
	68. Hugo Eberhard, Craz von Scharfenstein.	1663.
	69. Johann Philipp von Schönborn, auch Kurfürst von Mainz, und Fürst zu Würzburg	1673.
	70. Lothar Friedrich von Metternich, Kurfürst von Mainz, und Bischof von Speier	1675.
	71. Damian Hatard von der Layen, Kurfürst von Mainz	1678.
	72. Karl Heinrich von Metternich, Kurfürst von Mainz	1679.
	73. Franz Emmerich von Bassenheim	1683.
	74. Johann Karl von Frankenstein, starb, da die Franzosen Worms verbrannt, zu Frankfurt	1691.
	75. Ludwig Anton, Pfalzgraf . . .	1694.
XVIII.	76. Franz Ludwig, Pfalzgraf und Kurfürst von Mainz.	1732.
	77. Franz Georg von Schönborn, Kurfürst von Trier	1756.
	78. Johann Friedrich Karl, Graf von Ostein, Kurfürst von Mainz. . .	1763.
	79. Johann Philipp von Waldendorf Kurfürst von Trier	1768.
	80. Emmerich Joseph von Breidenbach, Kurfürst von Mainz	1774.

Reihefolge der Fürst-Bischöfe von Worms.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIX.	81. Friedrich Karl von Erthal, Kurfürst zu Mainz	1802.
	Karl von Dahlberg, Coadjutor . .	

Geschichte von Worms.

Unter Speier breitet sich rechts und links am stillen Rheine hin von dem Hartgebirge und der Bergstraße umgeben jene schöne Ebene aus, welche schon unsere Väter den Wonnegau genannt haben. Fruchtfelder, Gärten, Haine, Weinberge und Auen machen sie zu einem natürlichen Garten, und die ältesten Dichter Teutschlands haben sie zum Schauplatze ihrer Helden gewählt. In ihrer Mitte lag das römische Kastell Borbetomajus, welches unter den Franken den Nahmen Worms erhielt.

Auf einem alten Grabsteine dieser Stadt siehet man das Bild eines Königs Vittlius und seiner Gemahlin Placidia, welche in der fränkischen Geschichte nicht vorkommen. Auf einem andern alten Steine sind drei schöne Jungfrauen mit Kronen und Palmzweigen fein gebildet. Sie werden für fränkische Fürstinnen gehalten; über ihnen stehen die Nahmen: St. Ehrembede, St. Barbede nnd St. Willebede eingehauen. Das Heldenbuch und die Niebelungen reden von einem Könige Gibico, und von seiner schönen Tochter Chrimhilde, um die sich so viele Ritter und Fürsten schlugen, und welche auf einer nahen Insel den Rosengarten angelegt hat. Sie besingen ferner den hörnern Siegfried, der es der schönen Prinzessin zu Liebe mit Drachen und Riesen auf-

genommen habe, dessen eiserne Keule und dessen Grab man noch sieht. Alle diese Sagen und Denkmäler, so fabelhaft sie auch seyn mögen, beweisen immer die Größe und Schönheit von Worms unter der fränkischen Monarchie. Eine Stadt, von der man so wunderbare Sagen und Seltsamkeiten aufbewahrt hat, ist sicher zu irgend einer Zeit berühmt gewesen. Wenn aber auch alle diese Fabeln keinen historischen Grund hätten, so finden wir in unbestrittenen Urkunden die Beweise der ehemaligen Größe dieser Stadt.

Als die alte Metropolis Moguntiacum, welche größtentheils in einer Festung bestand, durch die Wenden und Hunnen so lange zerstört lag, schien Worms sowohl in geistlicher als weltlicher Hinsicht die erste Stadt des rheinfränkischen Herzogthums geworden zu seyn. Seine Bischöfe übten eine Zeitlang Metropolitanrechte aus. Der königliche Pallast machte sie zum Sitze der Kaiser und zum Versammlungsorte des gesetzgebenden Volkes. Die saalfränkischen Herzoge hatten darin ihren Grafensitz, und nannten sich auch vorzüglich Grafen von Worms. Die älteste teutsche Ritterfamilie, die von Dahlberg, hatte das Kämmerer-Amt. Wir finden in Schannat's Geschichte dieses Hochstiftes eine Urkunde von Dagobert I. angeführt, worin dieser König der Domkirche zum heiligen Petrus viele Güter im Worms- und Lobdengau, das Forstrecht im Odenwalde, ja sogar seine Palläste in Neuhausen und Ladenburg geschenkt haben soll. Das Original davon hat sich in spätern Zeiten nicht vorgefunden, indessen beziehen sich doch die ächten Urkunden der fränkischen Könige auf diese Schenkungen, und aus der ächten in Schannat's Geschichte wird es deutlich, daß sich das Gebiet der Wormser Kirche unter den Karlingern schon über Wimpfen und einige dabei gelegene Orte erstreckt habe.

Unter der sächsischen Dynastie war Bischof Hildebold Freund und eine Zeitlang Kanzler der Kaiser. Er benutzte sein Ansehen zur Erweiterung seiner Gerechtsamen, und ließ sich von Otto III. die gräflichen Rechte über seine Kirchengüter ertheilen. Aber der wahre Gesetzgeber des Hochstiftes von Worms war Burkard I., ein Zögling und Liebling des Erzbischofs Willigis von Mainz. Kaum war er zum Bischof ernannt, als er sogleich darauf dachte, seiner Kirche jene Macht und Ordnung zu geben, welche sie am Rheine ehrwürdig machen konnte. Dagegen fand er aber einen mächtigen Widerstand an Otto dem Herzog in Franken, welcher im Besitze des Pallastes und vieler Güter war. Diesen mußte er erst mit Worten, dann mit Waffen aus der Stadt bringen, ehe er aus dem Hochstift ein Ganzes bilden konnte. Dazu gab ihm die streitige Kaiserwahl Gelegenheit. Nach dem Tode Ottos III. war nämlich Herrmann der Herzog von Schwaben gegen seinen Nebenbuhler Heinrich II. bis nach Worms vorgerückt, um diesem den Weg zum Throne zu versperren; Burkard aber und sein Lehrer Willigis ergriffen des letztern Partei, und ließen ihn zum Kaiser erwählen. Dieser wichtigen Unterstützung eingedenk, vermogte Heinrich den Grafen Otto, daß er Burkarden den Pallast und seine Güter in Worms gegen Bruchsal abtrat. Dazu gab er dem Hochstifte noch die Güter, welche der Graf Bezelin im Lahngaue besaß, den Wildbann im Föhrhag und die Grafschaft über den Lobdengau. So bereichert und beschenkt wollte er auch jetzt sein Vermögen auf die Verbesserung und Verschönerung seiner Kirche und seiner Stadt verwenden. Zuerst ließ er den herzoglichen Pallast niederreißen und daraus, dem heiligen Paulus zu Ehren, eine Kirche erbauen. Die Kirche zu St. Andreas, zu

St. Martin und zu Neuhausen beschenkte er mit neuen Gütern und stellte dabei Chorherren an. Die Stadt umgab er mit Mauern und Thürmen. Die Plätze um die Kirchen ließ er mit neuen Häusern verschönern, aber das merkwürdigste Denkmal seines fürstlichen Baugeistes ist der Dom oder die Hauptkirche zu St. Peter. Der König Dagobert hatte den Grund dazu gelegt, aber Burkard sie mit festen Quadersteinen neu aufführen lassen.

Der Dom zu Worms ist, wie jener von Speier und Mainz, in ein hohes auf schlanken Säulen ruhendes Langhaus, einen obern und untern Chor eingetheilt, über deren kühn aufstrebendem Gewölbe sich vier oder auch sechs Thürme erheben. Dieses Gebäude ist, wie sowohl seine runden Massen als Verzierungen beweisen, in dem eilften Jahrhundert vom Bischof Burkhard aufgeführt worden; allein das gegen die Südseite hervortretende Portal mag späterhin daran gebaut worden seyn, denn es erscheint im Style des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Mit vielen Bildern von Heiligen geziert, läuft es nach gothischer Art in doppelter Reihe spitz zu, wovon die äußere die Hauptepochen des alten, die innere die des neuen Testamentes enthält. Ueber beiden auf der Spitze erscheint ein Weib mit einer Krone und herrlich angekleidet auf einem vierfüßigen Thiere, dessen Kopf aus mehreren Gesichtern gestaltet zu seyn scheint. Einige Alterthumsforscher halten sie für die triumphirende Kirche, andere für die Stadt Worms, andere gar für die in der Apokalypse geweissagte babilonische Hure. Die sonderbare Stimmung, welche die Künstler im Mittelalter erhielten, könnte wohl den, der dieses Portal entworfen hat, auf die sonderbare Bildung gebracht haben. Da die zwei Reihen der Schnitzwerke das bereits schon Geschehene der Bibel enthalten,

so mogte er wohl oben das noch Künftige haben vorstellen wollen, was die Apokalypse weissagt.

Neben dem hohen Dom stand ehemals die Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer; jetzt ist sie zertrümmert. Sie war vermuthlich das Baptisterium und älter als jener. Eigentlich bestand sie aus drei aufeinander gebaueten Kirchen, wovon die untere in die Erde, die obere unter dem Dache gewölbt waren, die mittlere diente dem gewöhnlichen Gottesdienste. Vielleicht war sie vom Könige Dagobert erbauet, denn ihre Formen und Gestalten verriethen ein hohes Alter. Die Kirche zum heiligen Paulus gleicht in der Bauart dem Dom. Die zu St. Andreas, zu unserer Lieben Frau, zu St. Markus, nebst der Menge von Kapellen, sind späteren Ursprungs und liegen in und außer der Stadt zerstreut.

Sowohl die Gebäude, welche Burkard I. in Worms aufführen ließ, als die Verfassung und Gesetze, welche er dem Hochstifte gab, beweisen seinen hohen Geist. Sie tragen zwar die Spuren finsterer Jahrhunderte, aber sie wurden Muster für die Bischöfe und Fürsten jener Zeit. Wie wir also seine steinernen Gebäude umständlich beschrieben haben, so wollen wir jetzt auch seine gesetzlichen anführen. Ich werde zuerst die geistliche, dann die weltliche Verfassung darstellen, welche Burkard seiner heiligen Familie zu Worms gab.

Die Dioces von Worms war, wie alle Kirchsprengel am Rhein, nach den Gauen in Archidiakonate, Dekanate und Pfarreien abgetheilt. Die Archidiakonate der geistlichen Regierung wurden den vier Hauptstiftern des Bisthums, nämlich der Domkirche, der Kirche zu St. Peter in Wimpfen, welche Bischof Chrotold im Jahr 451 gestiftet haben soll; der Kirche zu Neuhausen, und der von Burkard selbst gestifteten Kirche in Worms zu

St. Paul beigelegt. Unter dieselben waren zuerst acht, hernach zehn Landkapitel oder Landdechancien vertheilt, nämlich Dirmstein mit 21, Guntersblum mit 15, Dahlsheim mit 22, Neuleiningen mit 26, Freinsheim mit 12, Landstuhl mit 21, Weinheim mit 22, Weibstadt mit 53, Schweigern mit 32, und Heidelberg mit 15 Pfarreien.

Das weltliche Gebiet der Bischöfe von Worms war zu den Zeiten Burkards I. fast so groß, wie ihr geistliches. Auf dem linken Rheinufer besaßen sie einen großen Theil des Wormsgaues, und einige Stücke im Nahe- und Speiergau; auf dem rechten, den ganzen Lobdengau, einen großen Theil des Odenwaldes und Elsengaues, Wimpfen und Mosbach in dem Wingartriba, und Weilburg mit dem Nassauer Hof im Lahngau. [1] Es ist sehr wahrscheinlich, daß Burkard die Gaugrafengewalt im Lobdengau unter seiner Herrschaft habe fortbestehen lassen, weil seine Kirche diesen Gau ganz besaß; denn wir finden noch nach seiner Regierung einen Boppo und Heinrich dort als Gaugrafen; dagegen aber gab er seinen übrigen Ländern, welche er die Familie des heiligen Petrus nennt, eine bessere Verfassung. Er theilte sie nämlich in Aemter und Vogteien ein, worüber er Vögte und Amtleute setzte, um nach altteutscher Art Recht zu sprechen, und seine Gefälle zu beziehen.

Nachdem er die Stadt Worms mit neuen Mauern und Gräben umgeben und erweitert hatte, theilte er auch die Bürgerschaft nach den Pfarreien oder Kirchspielen ab, und gab ihr einen Rath mit Schultheißen und Bürgermeistern. Er setzte den Stadtvogt und das Schöppenge-

1. Siehe die Urkunden davon bei Schannat und Kremer.

richt an, und regierte mit seinem Kapitel und seinen Ministerialien den ganzen geistlichen und weltlichen Staat.

Wie die Domkirche das schönste Denkmal seiner geistlichen Regierung war, so sein Gesetzbuch jenes seiner weltlichen. Ich halte es daher der Mühe werth, den Inhalt davon hier anzuführen, und das um so mehr, weil man daraus sieht, wie wenig sich noch der alte Geist der Teutschen verändert habe. »Ich Burkard,« sagte er im Eingange, »Bischof von Worms, habe wegen des beständigen Klage»geschreis der Bedrängten, und wegen der öftern Ränke »der Richter, welche, indem sie meinen Untergebenen ver»schiedene Gesetze auflegen, und den Schwachen durch ihre »Gerichte unterdrücken, unsere Familie zum heiligen Pe»trus auf eine hündische Art zerreißen, mit Rath und »Hülfe der Geistlichkeit, des Adels und meiner Dienst»leute folgende Gesetze schreiben lassen, auf daß weder »ein Vogt, noch ein Vizthum, noch sonst ein Gesetzver»dreher, unserer Familie etwas Neues aufdringen könne, »sondern ein und dasselbe Gesetz, den Reichen wie den »Armen, als gemeinschaftliche Richtschnur gelten möge.«

Hierauf folgen in den ersten acht Artikeln Verordnungen über Mitgift, Erbschaft auf Kinder und Verwandte, über Kauf und Verkauf ꝛc. ganz im Geiste der altteutschen Erbschaftsgewohnheit. Im neunten Artikel ist das alte Wehrgeld eines Kammer- und Dienstmannes auf fünf Pfund zur bischöflichen Kammer, und drittehalb Pfund für dessen Verwandte angesetzt. In dem zehnten Artikel heißt es: wenn in einer Familie ein Mann oder Frau mit Tod abgehen, und einen Sohn mit einer Tochter hinterlassen, soll der Sohn die Erbschaft des Dienstgutes, die Tochter aber der Mutter Kleider, und was sie sonst erworben, erhalten. Das übrige mögen sie theilen. In dem zwölf-

ten Artikel wird, um falsche Eidschwüre zu verhüten, geboten, daß alle Streitsachen über Aecker, Weinberge, Wiesen und andere dergleichen Dinge vor dem Ortsbeamten und seinen Mitbürgern ohne Eid abgethan werden sollen. Wäre es aber, daß dieses nicht geschehen könne, so soll nach dem einunddreißigsten Artikel, die Sache durch Zweikampf ausgemacht werden, und wessen Fechter bleibt, verlieren. In dem dreizehnten Artikel ist festgesetzt: daß, wenn ein Dienstmann von der Familie des heiligen Petrus eine Ungerechtigkeit begangen hat, er zum Banne des Bischofs mit fünf Schilling [1] gehen, und dem Beleidigten mit fünf, wenn er von der nämlichen Gemeinde ist, außer derselben, aber nur eine Unze und ohne Eid erstatten soll. Die folgenden Artikel verordnen: daß, wenn einer aus des Bischofs Lehenbann in einen andern heirathet, er dem Bischof für die Lehenpflicht verantwortlich seyn solle, und so auch in dem umgewandten Falle, dem Lehensherrn. Wenn ein Dienstmann eine Tagwärterin heirathet, sollen die Kinder nach der ärgern Hand schwören, wie auch wenn ein Tagwart eine Dienstmännin heirathet. Wer außer der Familie des heiligen Petrus eine Frau nimmt, von dessen Erbschaft fällt, wenn er stirbt, das Budtheil [2] der bischöflichen Kammer zu, und das von Rechtswegen. Die folgenden Artikel gebieten: daß, wenn einer das Vogtding oder Vogtsmal entweder durch ungebührliches Schreien stören, oder zornig seinen Sitz verlassen, oder zu gehöriger Zeit nicht darauf erscheinen würde, und von den Beisitzern nicht überwiesen ist, soll er nicht schwören, sondern dem Weisthume der Schöffen anheimfallen; ge-

1. Solidus.
2. Zwei Theile.

wöhnlich aber sey der Eidschwur mit einer Hand gültig, es sey dann eine Lehenssache, wo mit sieben Händen[1] und vor dem Bischofe geschworen werden soll. Wenn der Schwur nicht von der Gegenpartei angenommen wird, soll die Sache durch Zweikampf entschieden werden; wenn aber der Geforderte eine so hohe Person ist, daß, sich mit seinem Gegner zu schlagen, unter seiner Würde wäre, soll er für sich einen Mann stellen. Wenn einer einem Dienstmann sein Recht versagen wolle, sey es zur Tagwart oder ungerechter Steuer, soll dieser mit sieben unbestochenen Anverwandten sein Recht nachsuchen. Würde er von väterlicher Seite verworfen, soll er zum Beweise zwei von dieser und einen von mütterlicher Seite hernehmen. So auch, wenn es von der Mutter Seite her geschehe; es sey dann, daß er durch Urtheil der Schöffen und das Zeugniß der Verwandten überwiesen wäre. Wenn der Bischof, sagt der neunundzwanzigste Artikel, einen Dienstmann zu seinem Dienste fordern wollte, soll er ihm keinen andern übertragen können, als jenen bei dem Kämmerer oder Mundschenk, oder Truchseß, oder Küchenmeister, und wenn er diesen nicht übernehmen wollte, soll er vier Denarien zur königlichen Kammer, sechs zur Ausfertigung entrichten, und drei ungebotene Dinge im Jahr besuchen; übrigens mag er dienen, wem er will. Die folgenden Gesetze sind meistens peinlich, und gehen auf Haut und Haar. Wenn einer in der Stadt Worms durch Zweikampf überwunden gefallen ist, soll er sechszig Schilling, wenn es aber außer der Stadt, doch innerhalb der Grenze der Familie geschehen, dreifach so viel dem Bischof, dem Vogte aber zwanzig entrichten,

1. Sieben Zeugen.

oder Haut und Haar verlieren. Wenn einer mit bewaffneter Hand in eines andern Haus gedrungen, und dessen Tochter geraubt hat, soll er die ganze Kleidung, womit sie während des Raubes angethan war, dem Vater oder ihrem Vormund dreifach, dem Bischof aber für jedes Kleidungsstück den Bann ersetzen. Nebstdem noch selbige mit dreifacher Vergütung zu des Bischofs Bann dem Vater erstatten; da er sie aber nach den kanonischen Gesetzen nicht rechtmäßig nehmen kann, soll er ihren Verwandten zwölf Schilder, eben so viel Lanzen, und ein Pfund Denarien als Friedgeld bezahlen. Wenn einer einen andern in der Stadt so geschlagen hat, daß dieser zur Erde fällt, soll er dem Bischof sechszig Schilling, wenn er ihn aber mit einem Dolche oder einer Peitsche nur blutrünstig geschlagen hat, so, daß er nicht niedersinkt, nur fünf Schillinge entrichten. Wenn einer in der Stadt gegen einen andern von Leder zieht, oder Pfeil und Bogen spannt, oder mit der Lanze zielt, soll er mit sechszig Schillingen vergüten. Um aber, so lauten die letzten Artikel, die vielen Todtschläge zu verhüten, welche fast täglich innerhalb der Familie des heiligen Petrus auf eine viehische Weise begangen werden, indem einer wegen nichts, oder in der Trunkenheit, oder aus Stolz, wüthend auf den andern eindringt, so, daß im Laufe eines einzigen Jahrs fünfunddreißig Knechte unserer Familie ohne Schuld von andern ermordet wurden, und die Mörder, statt Busse zu thun, sich dessen noch rühmen, darum haben wir mit Beirath unserer Getreuen folgende Besserung vorgeschrieben: Wenn Einer aus unserer Familie seinen Mitbürger ohne Noth, und zwar, ohne daß er nicht sich zu vertheidigen gezwungen war, umgebracht hat, soll er Haut und Haar verlieren, und auf beiden Backen gebrandmarkt werden.

Mit den Verwandten aber des Erschlagenen soll er, wie gebräuchlich, sich durchs Wehrgeld ausgleichen, und diese den Frieden annehmen. Wenn aber die Verwandten des Erschlagenen jene des Mörders verfolgen wollten, und sich einer unter diesen von allem Beirath oder Zuthat des Mordes durch einen Eid reinigen kann, sollen die Verwandten des Erschlagenen beständigen Frieden mit ihm halten. Wenn aber die Verwandten desselben nichtsdestoweniger dieses Gesetz nicht achten wollten, und ihren Feinden ferner nachstellen, sollen sie, wenn es nicht zu Thätigkeiten kommt, Haut und Haar verlieren ohne Brandmarkung; wenn sie aber einen derselben tödten oder aus Verachtung verwunden, auch gebrandmarkt werden. Wenn der Mörder entflieht, ohne daß man seiner habhaft werden kann, soll alles, was er besitzt, der bischöflichen Kammer anheim fallen, und seine Verwandte, wenn sie unschuldig sind, festen Frieden haben. Wenn er aber nicht entflieht, sondern gegen die Verwandten des Erschlagenen seine Unschuld durch einen Zweikampf beweisen will, und siegt, soll er das Wehrgeld entrichten, und mit den Verwandten Frieden halten. Wenn keiner der letztern sich mit ihm schlagen will, soll er sich durch die Wasserprobe gegen den Bischof reinigen, das Wehrgeld bezahlen, und die Verwandten des Erschlagenen gezwungen werden, Frieden zu halten. Wenn aber diese aus Furcht vor dieser Verordnung in eine andere Familie wandern, und selbige gegen ihre eigenen Mitbürger aufhetzen, und keiner sich herausstellt, der mit ihnen fechten will, sollen alle sich durch die Wasserprobe reinigen, und wer darin nicht besteht, obige Strafe dulden. Wenn einer einen Mord in der Stadt begeht, soll er die ganze obige Strafe leiden; wenn es ein Fremder ist, soll er entweder die obgenannte

Strafe und Genugthuung leisten, oder von unserm Vogte verfolgt werden. Wenn aber einer unserer Hof- und Dienstleute sich eines solchen Verbrechens schuldig macht, behalten wir es uns vor, darüber mit Zuthun unserer Getreuen zu richten und zu strafen. Wenn einer aus unserer Familie einen Diebstahl begeht, und zwar nicht aus Hungersnoth, sondern aus Habsucht oder Gewohnheit und das Entwendete nicht mehr als fünf Schilling beträgt, derselbe aber entweder auf dem Vogtsding oder dem Gaumal des Verbrechens überwiesen ist, so soll er, zur Besserung, seines natürlichen Rechts verlustig, und, wenn er wieder beschuldigt wird, ihm kein Eid zu gestatten seyn, sondern er soll sich entweder durch Zweikampf, oder Wasser- oder Feuerprobe reinigen. Gleiche Strafe ist für jene verordnet, welche öffentlich einen Meineid schwören, oder falsches Zeugniß geben, oder mit Schande im Zweikampf gefallen, endlich gegen jene, welche sich mit den Feinden ihres Lehensherrn, des Bischofs, vertragen, oder gegen dessen Ehre und Wohl etwas unternehmen.

Auf die Art hatte Burkard I. seine Kirche und Familie zu Worms geordnet, von innen und außen gestärkt und verschönert. Sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen war er ihr Herr und Gesetzgeber. Die Macht und Würde, welche er seinem Hochstifte zu verschaffen wußte, erweckte entweder die Ehrfurcht oder den Neid der weltlichen Herren und Fürsten umher. Die vom niedern Adel stritten um dessen Pfründen und Aemter, die vom höhern, um dessen Länder und Herrschaften. Jene suchten entweder Prälaten des Hochstiftes, oder wenigstens dessen Marschälle, Kämmerer, Mundschenken und Jägermeister zu werden; diese aber fielen mit gewaffneter Hand die wormsischen Länder an, um sie zu erobern. Die Pfalzgrafen

und die Grafen von Leiningen trachteten nach dem Worms- und Lobdengau; die von Katzenellenbogen und Spanheim nach den wormsischen Gütern im obern Rhein- und Nahegau; die von Laurenburg machten Ansprüche auf Weilburg und Nassau im Lahngau. Dazu kamen noch die Bürger von Worms, welche, wie ihre Nachbarn am Rhein, sich der bischöflichen Gewalt entziehen wollten. Unter solchen Umständen mußten die Nachfolger Burkards I. beständige Fehden mit ihren äußern und innern Feinden führen, und waren oft gezwungen, jenen ganze Herrschaften als Lehen, diesen neue Freiheiten zu gestatten. Der Bischof Adelbert II. mußte gegen den Kaiser Heinrich IV. und der Bischof Burkard II. gegen Heinrich V. streiten; aber beide wurden vertrieben. Die Bischöfe Konrad I. und II. wurden von den Pfalzgrafen, den Grafen von Leiningen, Katzenellenbogen, Nassau und Spanheim zugleich befehdet. Unter Ersterem fiel der Pfalzgraf Hermann II. mit diesen Grafen die wormsischen Länder an, und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. Sie wurden zwar auf einem Fürstentage zu Worms vom Kaiser Friedrich I. zum Hundetragen verdammt; aber der Bischof mußte, um Ruhe zu haben, seine Rechte auf Nassau an Hillin, den Kurfürsten von Trier, abtreten, und dafür ein Gut zu Partenheim annehmen, welches seinen Ländern näher lag. Dem Bischof Konrad II. wollte der Pfalzgraf Konrad von Staufen den Lobdengau, Heidelberg und Mosbach wegnehmen. Er aber behauptete seine Rechte mit dem Degen in der Faust, und starb als ein Held unter mächtigen Feinden. Sein Nachfolger Heinrich I. setzte die nassauische Fehde mit Walram von Laurenburg fort. Er ließ sich seine Rechte auf Weilburg vom Kaiser Lothar bestätigen, da er aber der Entfernung wegen, diesem Ausspruche

keine Vollstreckung geben konnte, blieben die Nassauer im Besitze dieser Stadt. Heinrich's Nachfolger, Leopold, mußte die Waffen gegen seinen Nebenbuhler, Siegfried von Eppstein ergreiffen, und diesem, da sein Beschützer, der Kaiser Philipp, ermordet war, das Erzstift von Mainz überlassen. Heinrich II. erbte von seinen Vorfahren die Feinde und Fehden von innen und außen. Seines Waffenruhms ohngeachtet mußte er dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, die Graffschaft auf dem Stahlbühel mit dem Lobdengau, und dem Kaiser Heinrich VI. die Herrschaft über Wimpfen abtreten. Nachdem ihm die Bürger von Worms einen wichtigen Freibrief abgetrotzt hatten, empörten sich noch am Ende seines Lebens, seine eigenen Geistlichen, weil er ihnen zur Wiederherstellung des Hochstiftes eine Steuer abgefordert hatte.

Heinrich's II. Nachfolger, Landolf, wurde während des Bürgerkrieges unter den Hohenstaufen von beiden Parteien verfolgt. Zuerst jagte ihn Friedrich II. von seinem Stuhle, weil er dessen Sohn Heinrich begünstigt hatte, dann wurde sein Hochstift von dem Erzbischofe von Mainz angefallen, weil er dem Kaiser gegen Heinrich von Thüringen treu geblieben war. Die Feinde des Hochstiftes waren zu der Zeit so aumaßend und zahlreich geworden, daß sogar die Bauern von Osthofen den Bischof befehdeten, und seine zahlreichen Haufen hinter ihre Mauern zurückschlugen. Bei einem so anhaltenden und harten Kampfe blieben den Bischöfen von Worms, von den wichtigen Ländern und Städten, welche ihren Vorfahren von Königen und Kaisern geschenkt wurden, nur noch fünf kleine Aemter, nämlich Dirmstein, Lampertheim, Neuleiningen, Horchheim und Neuhausen übrig, welche sie durch Vögte und Amtleute verwalten ließen.

Diesem zufolge hatten in neuern Zeiten die Bischöfe von Worms zwar einen großen Lehenhof und eine große Diöces, aber ein kleines Fürstenthum.

Zu diesen äußeren Unfällen kamen noch innere, welche viel nachtheiliger waren. Zwiespaltige Bischofswahlen, Aufruhr der Bürger, Unsittlichkeit der Geistlichen, Brand in der Stadt und Noth auf dem flachen Lande. Seit der unglücklichen Regierung Heinrichs II. findet man einen fast anhaltenden Streit zwischen den Parteien des Kapitels und der Bürgerschaft. Der Tod eines jeden Bischofs brachte eine zwiespaltige Wahl hervor. Gegen Landolf setzte sich Konrad III, gegen Reichard Eberhard I., gegen diesen Burkard, gegen diesen Friedrich, gegen diesen Eberhard II., gegen diesen Emicho, und nach dessen Tode gegen Konrad IV. Gerlach, gegen diesen Salmann. Die beiden Familien der Raugrafen von Baienburg und der von Schöneck haben zu der Zeit einen solchen Einfluß auf das Kapitel erhalten, daß sie über hundert Jahre das Hochstift entweder beherrscht oder entzweit haben. Ich würde meine Leser ermüden, wenn ich alle die Fehden, welche dadurch entsprungen, alle die Verträge anführen wollte, welche sie geendigt haben. Ihre Erzählung wäre eine ekelhafte Reihefolge wechselseitiger Verfolgungen, ihre Resultate eine Wiederholung der nämlichen Bedingnisse. Desto merkwürdiger ist aber der Streit der Bischöfe mit ihrer Stadt, denn keine Klasse ihrer Feinde machte ihnen mehr zu schaffen, als ihre eigenen Unterthanen, die Bürger von Worms.

Es ist wahrscheinlich, daß Hildebold und Burkard von den Kaisern zugleich auch die Grafengewalt über die Stadt erhalten haben. Wenigstens übten ihre Nachfolger das Recht aus, derselben ihre Richter und Stadtgrafen zu geben. Sie ertheilten den vorzüglichsten Bür-

gern das Münzrecht, und machten die übrigen von dem Kopfgelde frei. Die Gesetze, welche Burkard für seine Stiftsleute schrieb, hatten auch ihre Rechtskraft über die Stadt verbreitet. Als die Herzoge von Rheinfranken, welche zu Worms ihren Sitz hatten, zugleich Kaiser wurden, unterstützten sie die Bürger gegen die Gewalt ihrer Bischöfe, und diese hingen ihnen mit offener Ergebenheit an, weil sie sich durch deren Würde und Macht selbst geehrt glaubten. Wir finden daher in dem Streite Heinrichs IV. und seiner Nachfolger mit dem päbstlichen Stuhle die Bischöfe mit ihrer Geistlichkeit auf der Seite des Pabstes und die Bürger von Worms auf der Seite ihrer Kaiser. Sie trieben ihren Bischof Adalbert, welcher sich gegen Heinrichen erklärt hatte, aus der Stadt, und zogen mit Jubel und Frohlocken dem Kaiser entgegen, als er gen Worms kam. Sein Einzug schien ein Triumph zu seyn. Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, kamen ihm mit festlichen Kleidern geschmückt und Blumen streuend entgegen. Die Bürger schwuren ihm, seine Rechte und Würde mit ihrem Blute zu vertheidigen, und er gab ihnen einen großen Freiheitsbrief, wodurch er sie, um ihre Treue zu belohnen, von dem Zolle und andern bürgerlichen Lasten los sagte. Aus Dankbarkeit errichteten sie ihm ein Denkmal mit der Innschrift:

DIVO. HENRICO IIII. ROM. REGI. AUG.
VANGIONES.
GRATIAS. IMMORTALES. DEBERE. NULLO.
SAECULO. NEGABUNT.

**Heinrichen IV., dem geheiligten römischen Könige
und Augusten werden
die Bürger von Worms
ewigen Dank schuldig bleiben.**

Indeß hatten sich die Reichsfürsten gegen Heinrich zu Tribur versammelt und den Bischof wieder auf seinen Stuhl nach Worms geführt; da er aber bald hierauf gegen den Kaiser die Waffen ergriff, wurde er gefangen, und abermals seiner Würde entsetzt. Vier Jahre saß er bereits schon im Gefängnisse, weil er Heinrichs Partei nicht rechtfertigen wollte, als es ihm gelang, seine Wächter zu überlisten, und zum Gegenkönige, dem Rudolph von Schwaben, zu entfliehen. Dieser führte ihn auch wieder nach Worms zurück; allein dort hatte er sich gegen eine mächtige Partei von aussen und eine aufrührerische Bürgerschaft von innen zu wehren. Erst, nachdem er Heinrich IV. zu Ingelheim mit Hülfe der Erzbischöfe von Mainz und Cölln seines Thrones entsetzt hatte, kam er zum ruhigen Besitze seines Bisthums. Von nun an war er darauf bedacht, die Bürger durch kluge Maasregeln und gemeinnützige Anstalten zu gewinnen. Er nahm mit ihnen eine neue Abtheilung der Zünfte vor, und ließ die Stadt bis zum Rhein erweitern, um der Fischer- und Metzgerzunft zu ihrem Gewerbe bequemere Plätze und Häuser zu geben. Er unterwarf die Scharn und öffentlichen Backhäuser der polizeilichen Aufsicht des Domprobstes und erhielt die Ruhe und Ordnung unter den Bürgern.

Nach seinem Tode wollte der Kaiser Heinrich V. die Ansprüche wieder geltend machen, weßwegen er seinen Vater so schändlich vom Throne gestoßen hatte, und besetzte den ledigen Stuhl zu Worms mit seinen Creaturen. Zuerst gab er das Bisthum einem Benedictiner-Mönche von Lorsch, Eppo mit Nahmen; und als die Domherren nach dessen Tode Burkarden II. erwählt hatten, vertrieb er ihn von seinem Stuhle, und setzte einen gewissen Arnold an dessen Stelle. Durch diese eigenmächtigen

Handlungen verlor Heinrich die Liebe des Wormser Volks in eben dem Grade, als sie Burkard gewann. Da der Kaiser seinen Clienten mit Gewalt in der bischöflichen Würde behaupten wollte, ergriffen die Bürger die Waffen, und hielten lieber eine fürchterliche Belagerung aus, als daß sie ihre Rechte kränken ließen. Heinrich kam im Jahre 1125 mit einem mächtigen Heere angezogen, und umgab ihre Stadt mit Reisigen und Geschoß. Nach einer blutigen Gegenwehr zwang er sie den Bischof zu entlassen; Leben und Plünderung mußten sie aber um fünftausend Pfund abkaufen. Nach dem Tode Heinrichs V. kam Burkard ruhig zum Besitze seines Bisthums, und suchte den Schaden wieder zu vergüten, welchen die Stadt und das Land erdulden mußten.

Als nach dem Abgang der salischen Kaiserdynastie die hohenstaufische in alle die Rechte und Länder eingetreten war, welche jener gebührten, erwiesen ihr die Bürger von Worms eben die Treue und Anhänglichkeit, wodurch sie sich unter der erstern ausgezeichnet hatten. Dessen eingedenk gab der Kaiser Friedrich I. der Stadt Worms eine Verfassung, wodurch, zu den von dem Bischofe angesetzten zwölf Richtern, noch achtundzwanzig aus der Gemeinde genommen wurden, welche vierzig Magistratspersonen die Stadt regieren sollten, und Bischof Konrad II. mußte sie bestätigen. Die Bürger glaubten dadurch der bischöflichen Regierung entledigt zu seyn, und machten diese ihnen von dem Kaiser gestatteten Freiheiten, schon im Jahr 1231 gegen den Bischof Heinrich II. geltend. Dieser kriegerische Prälat war ein Bundesgenosse des eben so kühnen Erzbischofs von Mainz, Siegfried III., und wollte, wie dieser die Bürger von Mainz sich unterwürfig gemacht hatte, ein gleiches bei jenen von Worms

versuchen, allein er fand auch, wie dieser, in seiner Stadt einen gleichen Widerstand und kräftige Gegenwehr.

Den Anfang der Empörung versuchten die Patrizier. Sie hatten durch die Freiheitsbriefe des Kaisers Friedrich und des Bischofs Konrad das Münz- und andere Vorrechte erworben, und wollten jetzt dieselben nicht nur gegen die Gemeinen, sondern auch gegen den Bischof selbst geltend machen; dieser aber brachte darüber seine Klage an den römischen König Heinrich, welcher im Jahre 1231 einen Reichstag zu Worms hielt, und die stolzen Herren wurden durch ein an sie erlassenes kaiserliches Gebot in ihre alten Schranken verwiesen. Hierauf verbot der römische König auf dem nämlichen Reichstage alle Verbindungen und neuen bürgerlichen Stellen unter den rheinischen Städten, welche ohne Wissen und Willen der Bischöfe errichtet würden. Dieses Verbot bekräftigte der Kaiser auf einem Reichstage zu Ravenna. Die von Worms ließen sich aber dadurch nicht abschrecken. Patrizier und Gemeine glaubten sich in ihren Freiheiten gekränkt, und da sowohl der Kaiser, als ihr Bischof in Italien waren, und sie keine nahe Macht zu fürchten hatten, empörten sie sich gegen die bischöfliche Gewalt. Sie wählten unter sich und aus eigenem Willen einen neuen Rath und baueten selbst auf dem bischöflichen Grund und Boden ein großes Haus, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten, und welches sie das **Bürgerhaus** nannten.

Ein so eigenmächtiges Verfahren brachte sowohl den Kaiser als den Bischof gegen sie auf. Beide bedrohten die Bürger mit geistlicher und weltlicher Acht, wenn sie nicht von ihren Anmaßungen abstehen, und das Haus sogleich niederreißen würden. Allein auch dieses Gebot

blieb unerfüllt; denn die Bürger waren heimlich von dem Pfalzgrafen Ludwig unterstützt, welcher dem Bischofe Neckerau weggenommen hatte, und der Landvogt zu Lautern war nicht stark genug, um des Bischofs Rechte gegen einen mächtigen Fürsten und eine aufrührerische Stadt zu schützen.

Endlich kam der Kaiser zurück nach Frankfurt, und nun erst erhielten seine Aussprüche Kraft und Vollstreckung. Die Bürger schickten Abgeordnete an ihn, um Vergebung zu erhalten, er aber an sie Siegfried den Kurfürsten von Mainz, Herrmann den Markgrafen von Baden und Gerlach den Grafen von Büdingen, um die Sache zu vermitteln. Mit diesen zog der Bischof Heinrich gleichsam im Triumphe nach Worms. Die Thore wurden mit Truppen besetzt, der neue Rath entlassen, das Bürgerhaus niedergerissen, und Heinrich glaubte nun wieder Herr seiner Stadt zu seyn. Da fiel Konrad der Landgraf von Thüringen des Kurfürsten von Mainz Länder in Hessen an. Beide Prälaten, Siegfried und Heinrich, verließen den Rhein, um als Bundsgenossen den gefährlichen Feind zurückzuhalten. Sie wurden aber bei Fritzlar geschlagen und Heinrich gefangen. In dieser Noth mußte der Bischof im Jahre 1253, wie Siegfried mit Mainz, so mit seiner Stadt Worms einen Vertrag eingehen, welcher der Grund ihrer künftigen freien Verfassung wurde. Es wurde nämlich zwischen beiden Theilen ausgemacht: daß der Bischof neun Bürger ernennen sollte, welche er zu seinem und der Stadt Nutzen für tauglich hielte. Diese sollten alsdann aus den ritterlichen Geschlechtern sechs Biedermänner wählen, welche fünfzehn Personen den Rath ausmachen, und in ihrem und des Bischofs Nahmen das gemeine Wesen verwalten würden. Diesem Rathe

wurde auch die Gewalt ertheilt, unter Leitung des Bischofs die Stadtschultheißen und die Richter zu ernennen. Die fünfzehn vom Rathe wählten ferner aus jeder der vier Stadtpfarreien vier redliche Bürger, zusammen sechszehn, als Vorstände der Gemeinde; sie hatten die gemeinen Beiträge einzutreiben, und selbige zu der Stadt Nutzen zu verwalten.

Durch diesen Vertrag hatten die Bürger zwar große Rechte erworben; allein der wichtigste Antheil der Regierung blieb doch immer in den Händen der adelichen Geschlechter; denn sie allein herrschten im Rathe, und selbst die sechszehn Bürger, welche die Gemeinde vorstellen sollten, wurden von ihnen gewählt. Die Zünfte und gemeinen Bürger sahen diese Vorrechte der Patrizier mit neidischen Augen an. Im Jahre 1264 sammelten sie sich in einem gemeinschaftlichen Hause, und forderten Rechenschaft über das Ohmgeld,[1] welches zur Erhaltung der Stadtmauern und Thürme verwendet werden sollte, und gleichen Antheil an der städtischen Verwaltung. Der Streit war schon zu wechselseitigen Gewaltthaten und blutigen Auftritten gekommen, als der Bischof Eberhard I. dazwischen kam, und die Bürgerschaft mit dem Kirchenbanne bedrohete, wenn sie sich nicht zur Einigkeit verstehen wolle. Durch dessen Vermittlung wurde auch der Zwist vor der Hand beigelegt, allein die Eifersucht beider Parteien nichts weniger als erstickt.

Eberhard's Bruder der Bischof Friedrich und dessen Nachfolger Simon von Schöneck erhielten durch ihre Klugheit und Verträglichkeit die Ruhe in der Stadt und

1. Gemeinlich das Ungelt oder Ohngelt genannt. Vermuthlich wurde es vom Einlaß des Weins erhoben; daher Ohmgeld.

unter der Geistlichkeit. Letzterer hatte seine Regierung mehr durch die Tugenden eines friedlichen Seelenhirten, als eines kräftigen Fürsten ausgezeichnet, weswegen er auch ein Spiegel der Geistlichen genannt wurde. Er wollte die Clerisei durch sein Beispiel, die Bürger durch seine Nachgiebigkeit besänftigen, nährte aber vielmehr beider Kühnheit und Zügellosigkeit. Das wechselseitige Mißvergnügen brach auch im Jahre 1295 unter seinem Nachfolger Emicho in einen förmlichen Aufruhr aus. Die Gemeinen kamen auf ihre alten Forderungen zurück, und verlangten gleichen Antheil an der Regierung; die Patrizier aber suchten mit Standhaftigkeit ihre Vorrechte zu behaupten. Diese Zwietracht beider Parteien wollte der listige Bischof zu seinem Vortheile benutzen. Er versprach den Gemeinen, sie gegen die alten Geschlechter zu unterstützen, und nur sie in Ertheilung der Aemter zu begünstigen. Er hoffte, wenn er die tapfern Adelichen gestürzt haben würde, seine Herrschaft um so sicherer unter den Gemeinen zu erweitern, worunter er sich durch Versprechungen und populäre Künste einen großen Anhang erworben hatte.

Von zwei so mächtigen Feinden, dem Bischofe und den Gemeinen, zugleich bedroht, suchten die Patrizier die Hülfe Kaiser Albrechts I. nach, der so eben seinen Gegner Adolph von Nassau bei Gelheim geschlagen hatte, und siegreich in Worms eingezogen war. Da Albrechts Partei größtentheils aus Adelichen und Rittern zusammengesetzt war, so bestätigte er der Patrizier Vorrechte und bürgerliche Gewalt. Der Haß, welcher bisher die Bürger entzweit hatte, fiel nun gänzlich wieder auf die Bischöfe. Die alten Geschlechter wußten die Gemeinen durch Mäßigung und einige Freiheiten, welche sie ihnen gestatteten, zu

gewinnen, und erweiterten dadurch die ihrigen gegen die bischöfliche Regierung. Sie erneuerten hierauf die Bündnisse mit den benachbarten rheinischen Städten. Sie nahmen viele Ritter umher in ihren Sold, damit sie in ihren Streitigkeiten auch eine kräftige Unterstützung und tüchtige Anführer haben möchten. Von nun an wird die Geschichte von Worms ein anhaltender Kampf zwischen der Bürgerschaft und der Geistlichkeit, dem Stadtrathe und dem Bischofe. Von der Regierung Emichos an bis auf jene Johanns III. aus dem Geschlechte der Kämmerer von Dahlberg, mußten die Bischöfe ihre Rechte theils durch Waffen, theils durch Verträge behaupten; aber wie sie bei ihren äußern Streitigkeiten fast in einer jeden Fehde einen Theil ihrer Länder verloren haben, so jetzt bei ihren innern einen Theil ihrer Gewalt.

Unter dem Bischofe Ewerwin, dem Nachfolger Emichos, hatten im Jahre 1308 die Unruhen der Bürgerschaft auch eine Empörung unter der niedern Geistlichkeit oder dem sogenannten Clerus secundarius hervorgebracht. Obwohl die Geistlichen gemeinschaftliche Sache mit dem Bischofe gegen die Stadt hätten machen sollen, so traten sie doch jetzt auf die Seite der Bürger, weil sie durch die Forderungen und den Stolz der Domherren aufgebracht waren. Um einem so gefährlichen Aufruhr der Geistlichen und Bürger bei Zeiten zu begegnen, suchte der Bischof die Hülfe des Erzbischofs von Mainz, als seines Metropoliten, und jene Friedrichs Grafen von Leiningen, als seines Vasallen und Nachbars nach. Durch deren Vermittelung gelang es ihm die Geistlichen von den Bürgern zu trennen und seine Gewalt aufrecht zu erhalten. Aber nach seinem Tode theilte sich das Domkapitel wieder in der Wahl eines neuen Bischofs. Da durch

diesen Zwiespalt auch neue Unruhen unter der Bürgerschaft zu befürchten waren, übergab der Pabst Clemens V. eine Zeitlang die Verwaltung des Hochstiftes dem mächtigen Kurfürsten von Trier Balduin. Dieser wußte die Stadt nicht nur im Zaume zu halten, sondern er vereinigte auch endlich die Domherren dahin, daß sie Emerichen von Schöneck wählten, welcher, wie sein Bruder der Bischof Simon, große Demuth und Verträglichkeit versprach. Allein diese Tugenden waren nur ein bisher ausgehängter Schein, wodurch er das Zutrauen seiner Chorbrüder zu gewinnen suchte. Sobald er auf dem bischöflichen Stuhle saß, übte er seine Gewalt sowohl gegen das Kapitel als gegen die Bürgerschaft mit einer solchen Kraft, daß beide zuerst erstaunt, dann aufgebracht wurden, und mit einer neuen Empörung droheten. Dieses durch die Strenge des Bischofs allgemein verbreitete Mißvergnügen machte endlich auch die Juden muthig. Sie, die bisher sowohl von den Bischöfen als den Bürgern bedrückt waren, glaubten nun von letztern unterstützt zu werden, und versagten im Jahre 1312 dem Bischofe den bisher geleisteten Gehorsam und Zins. Ehe ich aber diesen neuen Kampf erzähle, muß ich zuvor die Verhältnisse der Judenschaft, sowohl gegen die Bischöfe als gegen die Bürgerschaft, hier besonders angeben, denn in keiner Stadt am Rheine, ja vielleicht in Teutschland, waren sie zahlreicher und ihre Verfassung bestimmter, als in Worms.

Bekanntlich wurde dieses Volk nach der Zerstörung von Jerusalem in alle Welt zerstreuet, und da ihm zu seinem Unterhalte kein anderes Erwerbsmittel übrig geblieben ist, als der Handel, so war es natürlich, daß sich eine Menge von Juden in Worms niederließen, wo der königliche Hof und die Anzahl der Bewohner dem Ver-

kehr einen freien Markt gaben. Um sich sowohl den Schutz des Kaisers, als auch der Bürgerschaft zu erwerben, rühmten sich die schlauen Israeliten, schon vor Christi Geburt eine Synagoge in Worms gehabt zu haben, welche nicht in den Tod des Erlösers gewilligt. Dagegen aber behaupteten die Christen, daß sie mit dem Stammvater der Familie von Dahlberg als Sclaven nach Worms gekommen seyen, und legten ihnen die drückendsten Lasten auf. Wie das Vieh mußten sie jährlich acht Malter Korn für die Stadt in einer Roßmühle mahlen, und wenn es den Kaisern oder der Bürgerschaft an Geld fehlte, fiel man über sie her, um es entweder durch Schrecken oder Gewalt zu erpressen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß in Worms der allgemein bekannte Volksroman, der ewige Jude, erdichtet wurde, welcher nebst dem Doktor Faust einer der reichhaltigsten Stoffe teutscher Poesie ist. Um sowohl den Spott als andere Mißhandlungen von dem gedrückten Volke abzuhalten, wurden die Juden der Obhut derer von Dahlberg übergeben, und diese stellten einen ihrer Beamten an, welcher sie bei ihrem Gottesdienste und ihren Leichenzügen gegen die Anfälle des Pöbels schützte. Uebrigens hält man die Familie von Dahlberg für die älteste von Worms, ja der ganzen teutschen Ritterschaft; daher fragte auch ein jeder neugewählter Kaiser nach seiner Krönung »ob kein Dahlberg »vorhanden sey, den er zum Ritter schlagen könne.« Die von Dahlberg hießen ursprünglich Kämmerer von Worms, und eine eigene Gasse wurde von ihnen die Kämmerergasse genannt. Ob sie diesen Nahmen von einem königlichen oder bischöflichen Amte her haben, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Ehemals rühmten sie

sich, durch die Jungfrau Maria mit Christus verwandt zu seyn,[1] und ich selbst habe noch einen alten Stammbaum gesehen, worauf ihr Urahn als Verwandter der heiligen Familie Christi vorgestellt war. Dessen Sohn soll mit der XXII. Legion nach Worms gekommen seyn, und da das Geschlecht fortgepflanzt haben. Gegen das zwölfte Jahrhundert waren sie schon so reich an Gütern im Wormsgaue, daß im Jahre 1119 Eckenbert ein Manns- und ein Nonnenkloster stiften konnte, welchem die Stadt Frankenthal ihren Ursprung zu verdanken hat.

So ohngefähr waren die Verhältnisse der Judenschaft in Worms, als sie dem Bischofe Steuern und Gehorsam versagte. Sie würde ein so kühnes Unternehmen nicht gewagt, und der stolze Emmerich selbiges auch mit aller Strenge bestraft haben, wenn die Juden nicht von der Bürgerschaft unterstützt gewesen wären; denn diese wünschten sie schon lange unter ihre Gemeinde aufzunehmen, weil sie die Steuern, welche die Juden dem Bischofe entrichten mußten, und die sehr ansehnlich waren, gerne in ihre Stadtkassen gezogen hätten. Um also seine Rechte über dieses stets erwerbende Volk nicht gänzlich zu verlieren, gab Emmerich der Judenschaft eine eigene Verfassung mit einem aus ihrer Gemeinde gezogenen Rathe von zwölf Israeliten und einem Vorsteher. Dieser wurde, weil er des Bischofs Rechte übte, von dem Pöbel der Judenbischof genannt. So geordnet wurde die Judenschaft

1. Man erzählt sich daher die spaßige Anekdote: daß, als einsmals der Kutscher eine Frau von Dahlberg fragte: wohin er sie fahren sollte, sie geantwortet habe: zu meiner Cousine nach Liebfrau.

im Jahre 1315 von Kaiser Ludwig dem Baiern unter die Stadtgemeinde aufgenommen; dessen Nachfolger Kaiser Karl IV. übergab sie alsdann ganz der Stadt, aber unter bischöflichem und dahlbergischem Schutze.

Durch solche Vergünstigungen der Kaiser wurde sowohl der Muth als die Gewalt der Bürgerschaft täglich vermehrt, und folglich auch ihre Forderungen an die Bischöfe und Geistlichkeit. Nach dem Tode des Bischofs Emmerich erhielt der Empörungsgeist, durch die zwiespaltige Wahlen des Domkapitels und den Streit des Bischofs Salmann gegen den Bischof Gerlach, neue Nahrung. Das Mißvergnügen aller Stände des Hochstifts stieg endlich auf den höchsten Grad, als ihnen der Pabst Urban V. seinen Großinquisitor den Johann Schadland aufdrang, welchen das Volk spottweis den Landschaden nannte. Der Adel haßte ihn, weil er ein Bürgerlicher war, und die Bürger verachteten ihn, weil er keine Kraft zeigte. Er war schon zuvor von dem Pabste zum Bischof von Hildesheim ernannt; als er aber beim Antritte seiner Regierung sogleich nach der Bibliothek fragte, führten ihn die Domherren in das Zeughaus, und sagten, ihm die Waffen zeigend: »dies sind die Bücher, wodurch bisher »die Bischöfe ihren Unterthanen ihre Rechte bewiesen »haben.« Unter einem solchen Fürsten, der mehr an Bücher, als an Schlachtenstaub gewöhnt war, und in einem Zeitalter, worin die Bischöfe mehr das Schwert als den Hirtenstab zu führen, gezwungen waren, konnte der Freiheitsgeist der Bürger nicht zurückgehalten werden. Er brach auch unter seinem Nachfolger Eckard von Dersch im Jahr 1386 in eine offene Fehde aus.

Die Bürgerschaft von Worms hatte sich bisher begnügt, ihre Freiheit gegen die Herrschaft der Bischöfe

errungen zu haben, jetzt aber, da diese ihnen von den Kaisern bestätigt war, wollten sie auch die Geistlichkeit in allen Rechten und bürgerlichen Lasten sich gleichgesetzt sehen. Dem zufolge forderten sie: daß die Geistlichen, wie andere Bürger, von ihren in die Stadt geführten Weinen und Früchten den gehörigen Zoll, und von dem Weinzapf eine Steuer geben sollten. Dieser Anmaßung widersetzten sich der Bischof und die Clerisei, und da die Bürgerschaft von ihren Forderungen nicht abstehen wollte, zog er mit der Geistlichkeit aus der Stadt und belegte sie mit dem Kirchenbanne. Die bischöfliche Bedrohung hatte sie aber mehr aufgebracht, als geschreckt. Die Rädelsführer des Aufruhrs, besonders die Weinwirthe, versammelten in den Trinkstuben und Wirthshäusern das Volk um sich her, und hetzten es, da der Wein ohne dies die Köpfe erhitzt hatte, gegen den Bischof und die Geistlichen auf. »Warum« sagten sie, »sollen wir uns durch »einen ungerechten Bannfluch von unsern gerechten Forderungen abhalten lassen. Christus der Herr hat die »Bischöfe und Geistlichen eingesetzt, auf daß sie uns wie »Lämmer weiden, nicht aber scheeren sollen. Die Kaiser »haben ihnen so viele Güter und Zehnten gegeben, daß »sie reichlich leben können. Dafür sollen sie in der Kirche »für uns singen und beten, nicht aber die Kirchen zu »Wirthshäusern machen, und durch Weinzapf und andere »weltliche Handthierungen ehrlichen Bürgern die Nahrung »wegschnappen.[1] Wir haben unsere Freiheiten und Privilegien so gut von den Kaisern erhalten, als sie, dafür »sind wir denselben stets dankbar geblieben, und haben

1. Das Volk wurde hauptsächlich darum aufgebracht, weil die Geistlichen im Kreuzgange zapften.

»für ihre Majestät unser Gut und Blut daran gesetzt;
»die Pfaffen aber haben stets Aufruhr gegen sie gepredigt,
»und selbst das weltliche Schwert gegen sie ergriffen. Da-
»her wird auch der Kaiser in unsere gerechten Forderun-
»gen Einsehen haben, und uns darin mit kaiserlicher Ge-
»walt unterstützen.«

Durch solche Reden zum Aufruhr gebracht, ergriffen die Bürger die Waffen und Stadtfahnen, und zogen unter Anführung ihrer Bürgermeister gegen den Bischof und die Geistlichkeit zu Feld. Erst verwüsteten sie deren Güter und Häuser, und führten über achtunddreißig Prälaten und Geistliche gefänglich nach der Stadt. Hierauf vertheilten sie sich in Schaaren, sie durchsuchten die Felder, die Dörfer und Häuser, und setzten, was sie von Geistlichen fanden, in Thürmen, Löchern und Gerichtsstuben fest. Endlich hetzten sie auch noch die Bauern auf, und versprachen diesen Geld und Atzung, wenn sie einen oder mehrere derselben einbringen würden.

Die Fehde ist bald so verwüstend und umgreifend geworden, daß nicht nur die benachbarten Städte und Fürsten, sondern der Pabst und der Kaiser selbst Einhalt geboten. Unter der Vermittelung des Pfalzgrafen Rupert und der Städte Mainz und Speier wurde die Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens versucht, aber der Bischof Eckard konnte eine vollkommene Ruhe nicht erleben. Nach seinem Tode wurde Matthäus von Cracau zu seinem Nachfolger, der Pfalzgraf Rupert aber zum römischen Könige gewählt. Beide Fürsten und Nachbarn brachten durch Vermittelung des Kurfürsten von Mainz, Johann von Nassau, einen Vergleich zu Stande, vermöge dessen den Bürgern und dem Rathe die Auf-

rechthaltung ihrer bisher erlassenen Verordnungen über Weinmaaß noch siebenundzwanzig Jahre lang, auch mit Bewilligung des Bischofs die auf dem Stiftsboden erbaueten Häuser gestattet wurden, jedoch aber mußten sie der Geistlichkeit alle die Rechte, welche dieselbe bisher bei Ein- und Ausfuhr, Zehnten und Gefällen geübt hatte, zugestehen, und dem Bischofe den Eid der Treue leisten.

Diese Bedingungen, so sehr sie auf alte Vorrechte und Verträge gegründet waren, konnten einer Gemeinde nicht gefallen, welche schon so viele Jahre hindurch mit der Geistlichkeit im Streite lag, und nun die Herrschaft des Bischofs wieder anerkennen sollte. Das Mißvergnügen brach auch schon wieder unter dem Nachfolger des Matthäus, Johann II., in einen offenbaren Aufruhr aus. Dieser hatte weder an dem Kaiser Rupert, welcher gestorben war, noch von dem Kurfürsten von Mainz, welcher sich bei der Bischofswahl als seinen Nebenbuhler herausstellte, eine Unterstützung zu hoffen. Die Bürger, seine Schwäche bemerkend, traten also wieder mit ihren vorigen Forderungen hervor, und Johann II. mußte um gegen die Wuth des aufgebrachten Pöbels und der von ihm gedungenen Söldner sicher zu seyn, nach Neuhausen entfliehen.

Die Zwietracht schien nun wieder in die verderbliche Fehde auszuarten, welche man kurz zuvor erst beigelegt hatte. Johann, der Kurfürst von Mainz, vergaß daher seinen alten Groll, welchen er gegen Johann den Bischof von Worms gehegt hatte, und beredete sich mit seinem Nachbarn Ludwig, dem Kurfürsten von der Pfalz, wie der ihnen selbst so gefährliche Aufruhr zu bändigen sey. Während aber beide Kurfürsten die Gemüther zu besänf-

tigen suchten, bestätigte der Kaiser Sigismund der Stadt ihre alten und neuen Freiheiten. So blieben die Versuche wechselseitiger Rächtungen und Verträge, die aber alle nicht gehalten wurden, unter den kurzen Regierungen Johanns II., Friedrichs und Ludwigs fruchtlos, bis endlich Rheinhard I. von Sikingen den wormser Stuhl bestieg, und sowohl gegen die Geistlichen als Bürger eine kräftigere Sprache zu führen wußte. Unterstützt von der rheinischen Ritterschaft, und seinem Freunde, dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich dem Siegreichen, gebot er seinen Geistlichen eine sittliche Lebensweise, und hielt sie zu ihren geistlichen Pflichten an. Den Bürgern begegnete er mit Kraft und Würde, und behauptete sich, ohne drückend zu seyn, in seinen Rechten und Gewalten. Da die Bürgermeister und der Rath an diesem Bischof einen so kräftigen Fürsten fanden, suchten sie seinen Ansprüchen durch List auszuweichen. Es war nämlich üblich, daß, wenn ein armer Sünder gehängt werden sollte, die Bürgermeister immer den Strick bei dem Bischofe nachsuchen mußten, weil dieser das Blutgericht hatte. Um diese Gewohnheit zu vermeiden, ließen sie den Dieb an einer dünnen Kette aufhängen. Rheinhard hatte diesen Vorgang kaum gehört, als er den Rath vor sich kommen ließ, und ihn mit folgenden Worten anredete: »Ihr habt euch, »wie ich höre, unverzeihliche Eingriffe in meine Gerichts»barkeit erlaubt, und einen armen Sünder aufgehängt, »ohne, wie es sich gebührt hätte, den Strick bei mir »nachzusuchen. Ich hoffe, daß dieser Unfug hinführo un»terbleibe, und, ohne mein Wissen und Willen kein neuer »Gebrauch in der Stadt eingeführt werde. Ihr müßt »wissen, daß ihr euere Freiheiten und Vorrechte von mei-

»nen Vorfahren aus Gnade erhalten habt. Auch ist mein »Hochstift noch nicht so arm geworden, daß ich eueren »Bürgermeistern nicht einen Strick sollte kaufen können.« Mit diesen Worten drohend, entließ er den geschreckten Rath, und ordnete bald hierauf seine Gerichte nach Maßgabe der allgemeinen Reichsgerichte.

Durch eine so kräftige Regierung erhielt er nicht nur die Ruhe zwischen den Bürgern und der Geistlichkeit in Worms, sondern er wurde auch noch Schiedsrichter bei den blutigen Fehden, welche die zwiespaltigen Wahlen in Mainz und Cölln hervorgebracht hatten.[1] So viel kann selbst in den unruhigsten Zeiten ein Fürst wirken, der Klugheit mit Kraft zu vereinigen weis, und nur die Gerechtigkeit vor Augen habend, zwischen den aufgebrachten Parteien mit Verstand und Muth durchgreift.

Nach dem Tode Rheinhards 1482, glaubte das Domkapitel ihm keinen würdigern Nachfolger geben zu können, als Johann von Dahlberg. Dieser hatte sich durch seine Gelehrsamkeit und durch Stiftung der Heidelbergischen Akademie in ganz Teutschland berühmt gemacht.[2] Er war ein Freund Philipps des Kurfürsten von der Pfalz und Nachbars von Worms; seine Familie rühmte sich die älteste der Stadt zu seyn; demohngeachtet wollten ihm die von seinem Vorfahrer gezähmten Bürger bei seinem Einzuge den Eid der Treue nicht schwören. Sie widersetzten sich allen seinen Forderungen, droheten mit Worten und Waffen, und der Aufstand entbrannte wie unter Johann II.

Um eine neue blutige Fehde zu verhüten, machte der

1. Siehe unten die Geschichte von Mainz und Cölln.
2. Davon im folgenden Theile.

Bischof den Bürgern den Vorschlag, den Streit durch fünf unparteiische Schiedsrichter entscheiden zu lassen. Johann wählte dazu von seiner Seite den Itel von Sikingen, und den Probst Johann Stoll; die Stadt Peter Schott, Bürger von Straßburg und Arnold von Holzhausen von Frankfurt, welchen Ludwig der Bischof von Speier vorsaß. Diese erkannten einstimmig die Rechte des Bischofs an; aber nur die Patrizier oder Münzgenossen unterwarfen sich dem Richterspruche. Die gemeinen Bürger und das Volk sahen das Urtheil als eine Kränkung ihrer Freiheiten an; sie jagten die alten Geschlechter mit ihren Weibern und Kindern aus der Stadt, und trotzten, wie zuvor, dem Bischofe und den Schiedsrichtern. Um ihrer Gewalt noch sicherer zu seyn, suchten sie sich Freunde sowohl unter den benachbarten Fürsten, als den kaiserlichen Räthen; und Johann, zu schwach, um durch eigene Macht die Bürger bezähmen zu können, brachte endlich seine Sache vor den Kaiser und die Reichsgerichte.

Zu der Zeit war Maximilian I. durch Worms gekommen, und beide Theile hatten jetzt Gelegenheit, ihm ihre wechselseitigen Beschwerden vorzutragen. Der Kaiser hörte sie auch gnädig an; da er aber nach den Niederlanden eilte, verschob er die Sache bis zu seiner Rückkunft; aber die Gemeinen hatten unter der Zeit Mittel gefunden, seinen Kanzler, Konrad Stürzel, zu gewinnen, und dieser bewirkte ihnen von seinem Herrn eine Bestätigung ihrer Ansprüche. Trotzend auf des Kaisers Gnade, erweiterten sie täglich ihre Gewalt, und da Johann wegen dieser Widerspenstigkeit abermals des Kaisers Schutz und Hülfe angesucht hatte, versammelten sie sich bei dem Schalle

der Wolfsglocke auf dem Pelzmarkt, und setzten einen neuen, aus Bürgerlichen gewählten, Rath an, sie verlegten hierauf das Stadtgericht von dem Bischofshofe nach dem alten Münzhause, und bemeisterten sich des ganzen Stadt-Regiments.

Nun sahe der Bischof deutlich, daß das aufgebrachte Volk durch Güte und Richtersprüche nicht zu bändigen sey. Er gebot der Geistlichkeit, aus der Stadt zu ziehen, und schleuderte auf die Widerspenstigen den erwirkten Reichs- und Kirchenbann. Die Bürger, eine Zeitlang geschreckt, unterwarfen sich endlich den kaiserlichen Mandaten. Sie erkannten die Vorrechte des Bischofs an. Der neue Rath wurde ab, und der alte wieder eingesetzt. Johann verzieh den Häuptern des Aufruhrs, den ruhigen Bürgern ließ er ihre alten Freiheiten. Nachdem er also das Zutrauen und auch die Liebe der Gemeinen erworben hatte, zog er unter dem Zurufen des Volkes und der Clerisei in die Stadt, und empfing den Huldigungseid mit großer Feierlichkeit.

Die wechselseitige Ruhe und Vertraulichkeit dauerte nur so lange, als der Bischof die Bürger durch Wohlthaten zu gewinnen suchte. Nachdem er aber die Wunden, welche der bürgerliche Krieg dem Hochstifte geschlagen, wieder heilen, und seine alten fürstlichen Rechte üben wollte, empörten sie sich nochmals, und erklärten ihm fast ins Angesicht: »daß alles, was bisher geschehen, gegen »ihre Freiheiten, und was sie zu thun geschienen, nur »mit Protestation geschehen wäre.« Sie droheten dabei mit Worten und Waffen. Johann mußte vor dem aufgebrachten Volke zuerst nach Ladenburg, dann nach Heidelberg flüchten, wo er bei seinem Freunde

Philipp, dem Kurfürsten von der Pfalz, Schutz und Ruhe fand. [1]

Unter diesen Unruhen, und gehaßt von seinen eigenen Unterthanen, starb dieser Fürst-Bischof im Jahre 1503 zu Heidelberg. Seine sonst so ruhmwürdige Geschichte gibt das seltsame Beispiel, daß ein Fürst auch mit dem besten Willen und den wohlthätigsten Absichten Widersprüche erdulden muß, wenn sein Volk durch Parteiwuth und Mißtrauen geleitet wird. Er, der für den Reichsfrieden so eifrig gewirkt, und, selbst ein Gelehrter, für die Aufnahme der Wissenschaften so viel gethan hatte, [2] konnte die Liebe und Ruhe des Wormser Volkes nicht einmal auf seinem Todbette erhalten. Auch seinem Nachfolger Rheinhard II. hinterließ er den Haß der Stadt und den bürgerlichen Krieg. Da dieser, wie Johann, den Schutz und die Freundschaft der Pfalzgrafen nachsuchen mußte, wurde er, wie dieser, ein Unterdrücker des Volkes, und ein Verräther des Hochstiftes gescholten. Seine Lage wurde noch gefährlicher als die Pfalzgrafen durch ihre Fehde mit Baiern, selbst den Reichsbann und den Reichskrieg ertragen mußten. [3] Von seinem Stuhle und seiner Stadt vertrieben, irrte Rheinhard in Teutschland herum, und suchte Hülfe nach. Endlich wurde durch Vermittelung kluger Fürsten und der Reichsgerichte der Streit auf die Art

1. Das meiste dieser Geschichte habe ich aus einer noch ungedruckten Chronik von Worms gezogen, welche bei der Erbin des seel. Weihbischofs Würdwein, des seel. Mahlers Schüz Wittwe in Frankfurt nachzusehen ist.

2. Davon im dritten Theile.

3. Siehe davon das folgende Buch.

beigelegt, daß Worms jene Verfassung bekam, welche sie als freie Reichsstadt bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Es wurde nämlich festgesetzt: daß der Rath künftig aus sechsunddreißig Personen, nämlich sechs von der Ritterschaft, zwölf von den alten Geschlechtern, und achtzehn aus den Zünften bestehen sollte. Erstere wählte der Bischof nach altem Gebrauche unter seinen Adelichen und Lehensleuten, von den zwölfen wählten sechs die Geschlechter selbst, sechs nahm der Bischof aus den ihm von der Ritterschaft vorgestellten neun Männern oder Neunern. Waren aber die sechs von den Geschlechtern und die sechs von der Ritterschaft nicht einig, so entschied das Loos. Die Letzten oder Zünftigen wurden aus den siebenzehn Zünften [1] also gewählt, daß von einer jeden derselben dem Bischofe zwei Männer vorgeschlagen wurden, wovon er siebenzehn zum Rathe setzte. Diese wählten alsdann wieder zwei Männer, woraus der Bischof dann auch den achtzehnten Rathsmann erkießte. Der ganze Rath von sechsunddreißig Gliedern schlug jährlich demselben zwei aus der Ritterschaft und zwei aus den Zünften vor, wovon er einen zum Stadtmeister, den andern zum Bürgermeister ansetzte. Den Stadtschultheißen, den Stadtgrafen, und die Gerichtsschöffen wählte der Bischof aus den abgehenden Rathsgliedern, doch so, daß meistens zwei aus der Ritterschaft, vier von den Geschlechtern, und sechs von den Zünftigen zu Gericht saßen.

1. Die siebenzehn Zünften waren die Metzger, Weber, Schilder, Krämer, Schneider, Bäcker, Faßbinder, Ackerleute, Schmiede, Schuster, Lauerkircher, Weinschröter, Fischer, Sackträger, Weingartsleute, Zimmerleute und Kürschner.

Auf die Weise hatten die wormser Bürger jene Freiheit und Verfassung erhalten, wonach sie schon über zweihundert Jahre gestrebt; allein der Geist des Aufruhrs, welcher bisher gegen ihre Bischöfe gerichtet war, traf nun, da er keinen äußern Gegenstand mehr fand, auf ihre eigene bürgerliche Obrigkeit. Im Jahr 1513 entspann sich zwischen der Gemeinde und dem Rathe eine Zwietracht, welche bald in eine offenbare Empörung ausartete. Jakob Wohnsam, Philipp Salzmann und andere unruhige Köpfe hetzten die Bürger auf, und warfen dem Rathe vor: Er habe die gemeinen Alimente der Bürgerschaft geschmälert, die öffentlichen Gelder veruntreut, und der Stadt Einkünfte unter sich getheilt, worüber sie ihn nun zur Rechenschaft stellen wollten. Einige Rathsglieder mögen auch wohl in ihrer Verwaltung nicht ganz unschuldig geblieben seyn; der bei weitem größere Theil aber erklärte dieses kühne Betragen der Bürger als Aufruhr, und wandte sich mit seinen Klagen an die kaiserlichen Gerichte, und die benachbarten Städte.

Dieses rechtliche Betragen brachte die Volksführer eher auf, als daß es selbige geschreckt hätte. Sie bemeisterten sich des Zeughauses, der Wächter, der Thore und der Sturmglocke, und brachten den Pöbel und auch einige Zünfte zu einem offenbaren Aufruhre gegen den Rath. Sie wollten dessen vorzüglichste Glieder bestraft, und eine neue Verwaltung eingeführt haben, wodurch sie die Herrschaft in der Stadt erhalten hätten.

Zu dieser Zeit kam der Bischof Rheinhard der Reichstags Angelegenheiten wegen nach Worms, und hoffte durch den Zwiespalt der Bürgerschaft die vorige Ge-

walt wieder zu erhalten. Er unterredete sich heimlich mit den Volksführern, und versprach ihnen, daß, wollten sie seine alten Ansprüche anerkennen, er sie in allen ihren Unternehmungen unterstützen würde. Diesem zufolge hinterließ er ihnen einen seiner Notarien, Balthasar Schlör, um durch diesen den Anschlag weiter zu betreiben. Es wurde hierauf von den Volksführern ausgesprengt, als wollte der Rath heimlich fremde Söldner in die Stadt aufnehmen, um selbige an andere Fürsten zu übergeben; auch beredeten sie sich untereinander, daß sie auf St. Jakobstag das Rathhaus bestürmen, die vornehmsten des Raths gefangen nehmen, und durch ein Blutgericht zum Tode verdammen wollten. Dieser Anschlag ist zwar mißglückt, weil die Rathsherren sich zu den kaiserlichen Kommissarien verfügt hatten; nichtsdestoweniger brachten es die Anführer endlich dahin, daß ein neuer Rath aus den Zünften gewählt, die alten Rathsglieder größtentheils aus der Stadt verwiesen, und keine Gelehrten mehr in den Rath aufgenomen werden sollten.

Die Gewaltthaten der Empörer waren nun zu offenbar geworden, als daß die Reichsgerichte nicht hätten eingreifen sollen. Die verwiesenen Rathsglieder waren nach Oppenheim geflüchtet, und brachten ihre Klagen an den Kaiser Maximilian und an ihre Bundesstädte Frankfurt, Weissenburg und Straßburg; selbst viele rechtliche Bürger waren über das Verfahren der Aufrührer mißvergnügt. Es wurde daher abermals eine kaiserliche Kommission ernannt, welche es endlich dahin brachte, daß durch einen Vergleich der Friede zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft hergestellt, die vertriebenen Rathsverwandten

wieder zurückberufen, und die Rädelsführer des Aufruhrs zur Rechenschaft gezogen wurden. Jene zogen auch wieder freudig in die Mauern ihrer Vaterstadt, diese aber, die Untersuchung und Strafe fürchtend, dachten auf neue Listen und Verschwörungen.

Es war zu der Zeit gerade die Fastnacht herangenaht, wo bei Höfen und in Städten am Rheine sich alles belustigte, und den Frohsinn sogar durch Mummereien und Narrenlarven ausdrückte. Dieses Volksfest suchten die Rädelsführer zu benutzen, um dadurch gegen den Rath eine neue Empörung zu wege zu bringen. Die Stadt Worms hatte nämlich, vielleicht von den alten Maifeldern her, dies und jenseits des Rheins eine große Wiese, welche man das Bürgerfeld nannte. Sie war nach Maßgabe der Viehtrift, in die Gänse=, Schweine= und Kühe=Wiese abgetheilt, und die Bürger hatten das Recht, zu gewissen Zeiten ihr Vieh darauf zu weiden. Als aber die Mißvergnügten vor einigen Jahren ihre Kühe länger dahin trieben, als es vorgeschrieben war, ließ der Rath selbige durch Bewaffnete einfangen und in Beschlag nehmen. Darüber entstand ein Auflauf des Volkes, und dieser Vorgang war eine Ursache mit, von dem künftigen Aufstande. Als nun die Fastnacht herangekommen war, beredeten sich die Mißvergnügten, daß einige unter ihnen in Reiter, andere in Kühe verkleidet, auf einander losgehen, und erstere die letzteren gefangen wegnehmen sollten, damit dadurch das Volk an die ehemals vom Rathe erlittene Bestrafung erinnert, zuerst zum Spotte, dann zum Aufruhr verführt werden möge. Sie selbst wollten alsdann schon das weitere vollführen. Da aber dieser Anschlag entdeckt,

und das sogenannte Kuhspiel verboten wurde, trat einer der Verschwornen, mit Nahmen Nolenhans, ein Nadelmacher, auf die Straße, und fiel mit gezogenen Waffen einen andern Bürger an.

Unter diesem Streite lief einer der Bürgermeister mit seiner Wache herbei, um die Ruhe wieder herzustellen, und ließ den Nolenhans ins Gefängniß werfen. Dies war eben das Signal zu einem neuen Aufruhr. Jakob Wohnsam ließ sogleich die Sturmglocke ertönen; die Bürger liefen bewaffnet und unbewaffnet auf dem Markte zusammen; die Verschwornen waren schon in den Gassen oder der Münze versteckt, um auf alle Fälle die Gemeinen in Furcht zu setzen, oder die Rathsherren niederzuwerfen. In dieser Noth trat Valentin von Sunthausen, kaiserlicher Kammerrichter, unter das Volk, um Ruhe und Ordnung zu gebieten; allein zwei der Anführer, Bartholomäus Strohschneider und Albrecht Körschön, ein Sackträger, ließen ihn nicht zu Worte kommen, und drängten ihn so gewaltig von dem Platze, daß er nach Hause ziehen mußte. Da nun die Rathsherren sahen, daß die Verschwornen wieder die Oberhand behalten würden, flüchteten sie sich in ihre Häuser, oder auch in die Klöster; allein der aufgehetzte Pöbel verfolgte sie überall. Die Thüren und Gemächer wurden erbrochen; das Heiligthum der Kirchen nicht geachtet; schwache Kinder und Weiber aus den Betten gejagt, und die Flüchtigen entweder vertrieben oder gefangen genommen. [1]

1. Zum Theil aus noch ungedruckten Berichten an die Stadt Frankfurt.

Der Unfug war nun schon so weit gediehen, daß das hohe Reichsgericht mit Gewalt eingreifen mußte. Der Kammerrichter, Bischof von Straßburg, und der Graf von Rapoltstein, Landvogt von Elsaß, wurde mit vierhundert Reitern und Fußgängern nach Worms geschickt, und diese geboten mit gewaffneter Hand Ruhe. Durch ein kaiserliches Kammergerichts-Urtheil wurde der Rath wieder eingesetzt, und die Anführer des Aufruhrs vertrieben.

So standen die Sachen in Worms, als Franz von Sickingen, welchen man, seiner Gestalt wegen, das Fränzchen nannte, vor den Thoren erschien, um sich die Unruhen zu Nutze zu machen, und die Stadt zu brandschatzen. Die Familie von Sickingen war zwar eine der ältesten, aber nicht der mächtigsten am Rheine. Ihre Herrschaften bestanden größtentheils nur in den Schlössern von Landstuhl, Ebernburg und einigen Dörfern, welche in den Wäldern und Schlünden von Kaiserslautern und Kreuznach versteckt lagen. Franz aber wußte sich von da aus durch seine List und Tapferkeit den mächtigsten Fürsten und Städten am Rheine fürchterlich zu machen. Da er seine Kriegsleute und Söldner hauptsächlich durch Beute und Brandschatzung erhalten mußte, so waren die Unruhen in Worms ihm eine schickliche Gelegenheit geworden zu neuen Fehden und Unternehmungen. Dabei wird es durch seine Aeußerungen an die gemeinen Bürger der Stadt wahrscheinlich, daß er in seinem Anschlage auf Worms von dem Bischofe heimlich unterstützt war, weil dieser dadurch die Gemeinde sich wieder zu unterwerfen hoffte.

Zu diesem Fränzchen von Sickingen flüchteten jetzt die Geächteten und Vertriebenen von Worms, und suchten dessen Hülfe nach. Der fehdelustige Ritter nahm selbige mit offenen Armen in seinem Schlosse auf, und fand durch sie bald einen Vorwand, mit der Stadt Worms anzubinden. Vermuthlich hatte der Bischof von Worms seinen Notar, Balthasar Schlör, ihm zugeschickt, um der Sache auch einen Schein von Gerechtigkeit zu geben. Dieser gab vor, eine Schuldverschreibung von drei Wormser Bürgern in Händen zu haben, welche er an den von Sickingen abtrat. Franz forderte nun in dessen Nahmen die Schuld, und drohete im Verweigerungsfalle, sich selbst Gerechtigkeit mit dem Degen in der Faust zu verschaffen. Der Rath, erschrocken über diese Zumuthungen, und eingedenk der eben gestillten Unruhe, erbot sich, die Sache zu untersuchen, und das geforderte Geld bei dem Reichs-Kammergerichte bis zur Entscheidung niederzulegen; allein Sickingen bestand auf seinem Verlangen, und warf, da man ihm die angegebene Schuld nicht gleich bezahlte, drei Bürger von Worms nieder, welche in dem Marktschiffe von Heidelberg nach der Frankfurter Messe fahren wollten.

Aufgebracht über eine so offene Gewaltthat gegen Reichsfrieden und kurfürstliches Geleit suchte der Rath die Hülfe des Kaisers und der benachbarten Fürsten nach, und Franz wurde vermöge kammergerichtlichen Spruchs in die Acht erklärt. Der geächtete Ritter suchte sich hierauf durch Briefe und Manifeste zu vertheidigen; aber keines Bannes oder Reichsheeres achtend, umgab er mit seinen Reisigen und vielem Geschütz die Stadt Worms, um sie zu

seiner Forderung zu zwingen. An beständige Anfälle und Ueberfälle gewöhnt, brauchte dieser sonderbare Krieger in seinen Fehden eben so viel List als Tapferkeit. Bald wagte er an den schwachen Theilen der Stadt einen Sturm, bald warf er Briefe den Wächtern und gemeinen Bürgern zu, worin er ihnen den Schutz des Bischofs, und viele Freiheiten versprach. Bald drängte er die Stadt auf allen Seiten, und bald schien er während der Dunkelheit der Nacht abzuziehen, und versteckte sich in einen Hinterhalt. Um diese List noch mehr zu verbergen, ließ er seinen Pferden die Hufeisen rückwärts anschlagen, wodurch man meinte, er habe sich zurückgezogen, da er doch vorwärts gegangen war.

Indeß hatte der Rath und auch der größte Theil der Bürgerschaft alle Vorsicht und Mühe angewandt, sich gegen diesen eben so gewandten als muthigen Feind zu wehren. Die Thore der Stadt wurden wohl verschlossen und verrammelt; die Mauern und Thürme bewacht, und von da herab auf die Anrückenden geschossen; die Ausfälle nur mit Vorsicht gewagt, und wenn Franz im Hinterhalte lag, sogleich wieder zum Rückzuge unter die Stadtmauern Befehl gegeben.

Um dieser, dem Handel und Gewerbe so schädlichen, Fehde ein Ende zu machen, und da zu der Zeit auch gegen gemeine Ritter die Reichsgerichtssprüche noch nicht zum Vollzuge kommen konnten, verstand sich der Rath und die Gemeinde von Worms zu Entrichtung einer nicht unbeträchtlichen Summe Geldes an den muthigen Sickingen; und dieser nahm es, um damit Unterhalt zu einer neuen Fehde zu erhalten. Wir werden es in der Ge-

schichte von Trier hören, was er ferner unternahm, und wie er endlich durch seine eigenen Waffen den Tod fand [1]. Die fernere Geschichte von Worms aber wird in jener der teutschen Kirchenreformation um so merkwürdiger werden.

1. Siehe weiter unten die Geschichte von Trier.

Achtes Buch.

Rheinische Geschichte

von der Pfalz und Katzenellenbogen-Hessendarmstadt.

Rheinische Geschichte

von der

Pfalz und Katzenellenbogen - Hessendarmstadt.

Um das Gebiet der Bischöfe von Speier und Worms breiteten gegen das dreizehnte Jahrhundert die Pfalzgrafen aus dem Wittelsbachischen Hause ihre Herrschaft rechts und links am Rheine aus. Die ersten Pfalzgrafen schienen ihre Stammsitze am untern Rheine genommen zu haben. Die Wittelsbacher herrschten aber vorzüglich am Mittelrhein; denn erst in neuern Zeiten wurden sie durch die jülichische Nachfolge auch mächtig am untern.

Im Jahre 1215 entsetzte Kaiser Friedrich II. Heinrichen von Braunschweig seiner pfalzgräflichen Würde, weil er sich mit seinem Bruder Otto, den Hohenstaufen entgegen gesetzt hatte, und gab sie an Ludwigen von Wittelsbach den Herzog in Baiern. Einige Geschlechtsforscher lassen die Wittelsbacher von den Agilolfingern abstammen, welche schon unter den Merwingern Baiern beherrschten. Wahrscheinlicher aber werden Leutpold und Ar-

nulf unter ihre Ahnen gezählt, welche unter den letzten Karlingern das Herzogthum Baiern gegen die Einfälle der Slaven und Hungarn wacker vertheidigt haben, auch wohl selbst Nebenzweige der Karlinger gewesen seyn mögen. Otto I. nannte sich einen Grafen von Scheiern; dessen Enkel aber, Otto III., bauete gegen das Jahr 1101 das Schloß Wittelsbach, von welchem hernach sich alle Fürsten aus diesem Hause Wittelsbacher genannt haben. Als im Jahre 1180 der Kaiser Friedrich I. Heinrich den Löwen in die Acht erklärt hatte, entriß er dem mächtigen Hause der Welfen das Herzogthum Baiern, und gab es Otto V. Grafen von Wittelsbach. Dessen Sohn Ludwig erhielt sonach von Friedrich II. auch die Pfalzgrafschaft bei Rhein.

Es ist in der Geschichte nicht deutlich, wie weit sich das Gebiet der Pfalzgrafen damals am Rheine erstreckt habe. Sie waren freilich nach Abgang der salischen und schwäbischen Kaiserdynastien nach und nach in die Rechte der alten rheinfränkischen Herzoge getreten. Dem zufolge hätte sich ihre Gewalt über alle die Länder ausgedehnt, welche zwischen der Saar, der Mosel, der Lahn und dem Neckar lagen; allein dieses waren nur Ueberreste der alten Pfalzgrafschaft, ihr eigentliches Erbgebiet am Rheine umfaßte anfänglich nur einige Schlösser und Ortschaften. Man muß daher einen Unterschied zwischen ihrer pfalzgräflichen und landesherrlichen Gewalt machen. Jene erstreckte sich noch, wie unter den vorigen Pfalzgrafen, fast über das ganze rheinfränkische Herzogthum, diese aber nur über einige Burgen und Aemter. Diesem doppelten Verhältnisse gemäß wollen wir die pfalzgräfliche Gewalt der Wittelsbacher in den Trümmern des alten

ses.

.
Freisinger

.

, Erzbisc
inz, † 1

nd Pfalzg
1319.
Stammta

nie.

, † 1319.

urfürst, † 1390. — Adolph, † 1327.

, † 1398.
Kaiser, † 1410.

Stephan zu Simmern, † 1459. Otto zu Mosbach.

immern, † 1480. — Ludwig zu Zweibrücken, † 1489.
09. Alexander, † 1514.

557. Ludwig v. Zweibrücken, † 1532. Rupert v. Veldenz, † 1544.
Kurfürst,
6.
Kurfürst, Leopold Ludwig, † 1694.
3.
Kurfürst,
10.
urfürst und
ien, † 1632.
Kurfürst,
30.
st, † 1685. Wolfgang, † 1569.

Karl zu Birkenfeld, † 1600.
Christian, † 1654.

1689. Christian II., † 1717. Johann Karl zu Gelnhausen.
muel, Christian III., † 1735. Johann.

7. Friedrich,

Maximilian Joseph, Kurfürst, 1799.
König in Baiern, 1805.

saalfränkischen Herzogthums, und ihre landesherrliche in jenen des alten Nahegaues nachsuchen.

Ehe der heilige Bonifacius eine genauere Diöcesanabtheilung angeordnet hatte, schien dieser Gau mit dem Wormsfelde nur eine große Grafschaft ausgemacht zu haben. Seiner weiten und schönen Ebene wegen wurden darauf die Maifelder und Wahlversammlungen des teutschen Volks gehalten, bis zu den Hohenstaufen, unter denen sofort Frankfurt die Wahlstadt geworden ist.[1] Nach des heiligen Bonifacius Zeiten machte der Strich Landes von Oppenheim bis unter Bingen einen eigenen Gau aus, welcher von der ihn durchfließenden Nahe den Nahmen Nahegau erhalten hat. Er wird auch in Urkunden öfters nur gradweg oder vorzüglich der Gau genannt. Deßwegen haben in Mainz, Oppenheim und Bingen die zu ihm führenden Straßen und Thore den Nahmen Gaugassen und Gauthore erhalten. Als späterhin die Pfalzgrafen den größten Theil davon erworben oder ererbt hatten, nannte man ihn die Pfalz. Das Land selbst ist eins der schönsten und fruchtbarsten am Rhein. Getreidefelder und Ortschaften, Wiesen und Wälder, wechseln in der reitzendsten Verbindung mit Obst- und Weingärten. Eisen, Salz, Queckſilber und andere

1. Wenn man nicht gewiß wüßte, daß das salische Gesetz schon vor Klodwig abgefaßt worden wäre, so könnten die vier um Mainz liegenden sehr alten Ortschaften Windhausen, Saalheim, Bodenheim und Weisenau vermuthen lassen, daß die vier fränkischen Gesetzgeber Windogast, Salogast, Bodogast und Wisogast selbiges auf einem Maifelde im Nahegau dem Volke zur Genehmigung vorgetragen hätten.

Mineralien findet man in den Schachten der Nahegebirge. In der Mitte desselben erhebt sich einsam der hohe Donnersberg über die Fläche. Er hat an Umfang ohngefähr drei Stunden in der Länge und zwei in der Breite. Seine obere eiförmige Gestalt beträgt etwa 2000 Schritt im Durchmesser und dient zur Viehweide. Auf einem seiner Felsen findet man noch Spuren des alten Gaumals oder Königstuhls. Die Aussicht über die weite Ebene des alten Nahegaues ist herrlich, sie reicht bis zu den lothringischen und hessischen Gebirgen. Zu Nierstein, Lautern, Alzei und Kreuznach waren Königshöfe. Ingelheim wurde der prächtige Kaiserpallast der teutschen Könige.

Dieser Nahegau ist schon unter den Karlingern die vorzüglichste Provinz des Reichs und des fränkischen Herzogthums gewesen. Unter Ludwig dem Frommen lebte der heilige Rupert, welcher in der Legende ein Herzog von Bingen genannt wird.[1] Wahrscheinlich war sein Groß-vater Herzog zu Franken und Graf im Nahegau, denn er beherrschte die Länder zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach, welche Flüsse die Grenze des Gaues waren. Von seiner Mutter Bertha mehr zu einem Einsiedler als zu einem Fürsten gebildet, gab er seine Güter den Armen; seine Herrschaften erbten seine Verwandten, die künftigen Grafen von Spanheim; das Herzogthum aber und die Grafschaft erhielten nach Karl dem Großen zuerst das Geschlecht des Hatto, dann die Salier.

1. Wir werden seine Geschichte in der von Bingen umständlich anführen.

Als der Herzog Eberhard aus letzterem Hause sich mit noch andern Herzogen gegen Otto den Großen empört hatte, setzte dieser neben die Herzoge noch Pfalzgrafen, wodurch er deren Gewalt beschränken wollte. Der Ursprung der Pfalz- oder Pallastgrafen ist schon in der Gerichtsverfassung der fränkischen Monarchie zu finden. Sie richteten im Nahmen des Königs die Rechtssachen, welche bei Hofe angebracht wurden. Allein jene bei Rhein wurden von den Kaisern der sächsischen Dynastie angesetzt, um die Macht der Herzoge zu brechen. In einem jeden Herzogthume war ein solcher, so auch in dem fränkischen.

Der erste Pfalzgraf, welcher als solcher am Rheine oder bei Rhein angestellt wurde, ist Herrmann I. Dieser erweiterte schon beträchtlich seine Macht, und da die Ottonen die Herzoge durch die Pfalzgrafen beschränken wollten, so fand er Mittel, auf jener Kosten sein Haus groß zu machen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die pfalzgräfliche Gewalt sich zu der Zeit nicht allein über das Rhein- sondern auch über das uferfränkische Herzogthum erstreckt habe, denn sie belehnten nicht allein die Grafen des erstern, sondern auch die des andern, worunter die Grafen von Cleve, Berg, Wied rc. genannt werden, welche gewiß zu dem letztern gehörten. Herrmann's Sohn und Nachfolger Eppo oder Ehrenfried stiftete mit seiner Tochter Richenza im Jahre 1024 die reiche Abtei Brunnweiler unter Cölln, woraus man ersehen kann, daß seine Güter vom obern bis zum untern Rheine ausgedehnt waren.

Ein vermuthlicher Abkömmling dieses ersten pfalzgräflichen Hauses war Heinrich von Lag. Er hatte sein Stammschloß an dem See erbauet, welcher einzig in seiner Art sich auf einer Anhöhe des Aargaues gebildet hat,

und vermuthlich der Krater eines ausgebrannten Vulkans war. Darum nannte sich auch sein Haus vom See, oder lateinisch, a lacu. Auf dasselbe gründete er im Jahre 1093 die Abtei gleichen Nahmens. Dort findet man noch in der Kirche sein herrliches Grabmal mit seiner ganzen liegenden Gestalt, und die Kirche haltend. Auf ihn folgte im Jahre 1112 sein Stiefsohn Siegfried von Ballenstädt.

Als die Herzoge von Franken durch Konrad II. selbst wieder Kaiser geworden waren, wurde die Pfalz mit Grafen von verschiedenen Häusern besetzt. So erhielten nach einander Gottfried von Calw im Jahre 1113, Wilhelm von Ballenstädt, Siegfrieds Sohn, im Jahre 1129, Heinrich von Oestreich im Jahre 1140, und endlich Herrmann II. von Stahleck die Pfalzgrafschaft. Letzterer besaß das Schloß und die Herrschaft Stahleck ober Bacharach, und vermuthlich ist in seinem Gebiete die Pfalz oder der Pfalzgrafenstein, auf einem Felsen mitten in dem Rheine, erbauet worden, welche als der Stammsitz und die Wiege der künftigen Pfalzgrafen angesehen wurde.

Als das herzoglich rheinfränkische Geschlecht mit Heinrich V. ausgestorben war, wollte Herrmann II. dessen Länder und Macht seinem Hause zuwenden; allein den größten Theil der rheinischen Gaue besaßen schon die Bischöfe und Abteien. Er glaubte als Pfalzgraf in die Würde der alten Herzoge getreten zu seyn, und verband sich mit seinen Lehengrafen gegen die geistlichen Fürsten, um ihre Länder seiner Gewalt zu unterwerfen, oder mit seinen Bundesgenossen zu theilen. Die Grafen von Leiningen, von Spanheim, von Kirchberg, von Deidesheim, von Katzenellnbogen, von Nidda, und andere Herren vereinigten sich unter der pfalzgräflichen Fahne, welche

jetzt gegen die geistlichen Staaten aufgesteckt war. Zuerst fiel er in das Gebiet des Erzbischofs von Trier ein, nahm ihm das Schloß Treis und andere Burgen hinweg, und machte von dem Orte, welcher die Pfalz oder Pfälzel genannt wird, Ansprüche auf den größten Theil der erzstiftlichen Besitzungen. Nachdem dieser Streit, wie wir noch hören werden, [1] durch sonderbare Ereignisse und die Vermittelung des Kaisers beigelegt war, besetzte er mit den obengenannten Grafen die Herrschaften der Bischöfe von Speier und Worms, und als ihn darob der Erzbischof von Mainz, Arnold, in den Bann that, rückte er mit seinen Verbundenen in dessen Länder vor, und verheerte sie mit Feuer und Schwert. Diese Fehde war eben auf den höchsten Grad der Verwüstung gestiegen, als Kaiser Friedrich I. 1156 von Italien zurückkam, und die streitenden Parteien auf einen Tag nach Worms vorlud. Nach vorgenommener Untersuchung wurden sie alle, der Erzbischof seiner geistlichen Würde wegen ausgenommen, zum Hundetragen verdammt. [2]

Nach dieser schimpflichen Strafe zog sich Herrmann in die Einsamkeit zurück, und starb im Jahre 1165 ohne Erben. Der Kaiser Friedrich von Hohenstaufen, an dessen Haus nun nach dem Tode Heinrichs V. das Herzogthum von Franken gekommen war, gab dieses mit der Pfalzgrafschaft seinem Halbbruder Konrad von Staufen. Dieser führte den von Herrmann angefangenen Krieg gegen die geistlichen Fürsten am Rheine fort. Er setzte sich auf dem Stahlbühl zu Heidelberg fest, und da der Bischof von Worms, Konrad II., dem die Grafschaft im Lobdengaue gehörte, sich dagegen beschwerte, fiel er dessen Länder mit

1. In der Geschichte von Trier.

2. Statt seiner mußten seine Vasallen die Hunde tragen.

gewaffneter Hand an, und that dem Hochstifte vielen Schaden an Land und Leuten.[1] Er forderte hierauf von dem Erzbischofe von Cölln, Rheinhold, das Schloß Rheineck als einen Theil der Pfalz. Er rückte mit seinen Rittern und Knechten bis gen Andernach vor. Der Erzbischof war ihm aber mit einem mächtigen Heere schon zuvorgekommen; und so wurde der Streit durch den Kaiser dahin vermittelt, daß Konrad von seinen Forderungen am Rheine abstehen, dagegen aber der Erzbischof das Mannlehen von Stahleck in ein Kunkellehen verwandeln mußte.[2]

Da die Pfalzgrafen sahen, daß sie gegen so mächtige Fürsten, als nun schon die Geistlichen geworden waren, mit der Gewalt der Waffen nichts ausrichten würden, nahmen sie von ihnen die Länder und Herrschaften, welche sie bisher mit dem Schwerte gewinnen wollten, unter dem Titel von Kirchenvögten oder als Lehen an. Wir finden daher in den Urkunden-Sammlungen von Gudenus, Schannat, Hontheim und Freher viele Lehenbriefe, wodurch die Pfalzgrafen bischöfliche Länder empfangen haben. So erhielten sie selbst ihren Stammsitz Stahleck von den Bischöfen von Cölln, und ihre künftige Hauptstadt Heidelberg von den Bischöfen von Worms.

Ein anderes Mittel, ihre Herrschaft auszubreiten, war der Vorwand, daß sie nach dem Absterben der alten Herzoge von Rheinfranken in deren Stelle getreten seyen. Sie behaupteten daher, daß die pfalzgräfliche Obergewalt sich über das ganze Gebiet des alten Herzogthums erstrecke, und daß dieser Vorwand nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist, beweist der Besitz von Alzei, des

1. Siehe die Geschichte von Worms.
2. Siehe die Geschichte von Cölln.

größten Oberamts der Rheinpfalz, und das Oberlehen-Recht, was sie über die meisten rheinischen Grafschaften übten. Nach den Lehenbriefen, welche noch späterhin die Pfalzgrafen aus dem Hause Wittelsbach an die Kaltschmiede ertheilt haben, erhellt deutlich, daß sie ihre Gewalt sogar über die Grenzen des alten Herzogthums ausdehnen wollten.

Eine so große Macht, und ein so beträchtlicher Strich von Ländern schien den hohenstaufischen Kaisern zu wichtig, als daß sie den Besitz derselben nicht bei ihrem Hause hätten erhalten sollen, und dieses um so mehr, weil die mächtigen Herzoge in Sachsen oder Braunschweig ihre Gegner geworden waren. Als daher Friedrich's I. Halbbruder, der Pfalzgraf Konrad von Staufen, ohne männliche Nachkommenschaft blieb, suchte der Kaiser Heinrich VI. dessen Tochter Agnes an einen seiner Freunde oder Verwandten zu vermählen, um dadurch die Pfalzgrafschaft bei seinem Hause zu erhalten. Indeß aber hatte Heinrich von Braunschweig, welcher ein schöner und tapferer Prinz war, schon ihr Herz gewonnen, und wurde durch sie Pfalzgraf.[1]

Diese Liebesgeschichte brachte vermuthlich jene alte Sage von dem Pfalzgrafenstein und dem darin befindlichen Kämmerlein hervor. Als nämlich der Pfalzgraf von dem Umgange seiner Tochter mit dem Braunschweiger Kundschaft erhielt, ließ er, weil er den Zorn des Kaisers befürchtete, die Feste unter Bacharach mitten in dem Rheine erbauen, und sperrte dahin seine Tochter ein, auf daß sie von allen Verführungen des Braunschweigers frei und gewahrt bleiben möge. Allein weder die Tiefe des Rheins noch die Härte der Mauern konnten die List und Macht der Liebe abhalten. Heinrich wurde von der Mutter un-

1. Siehe oben das vierte Buch.

terstützt, und heimlich unter Pilgerkleidern in die Feste eingelassen. Die beiden Liebenden genossen das höchste Glück der Jugend mitten in einem Gefängnisse.

Nach einiger Zeit wurde die Prinzessin gesegnet, und nun trat die listige Mutter zu dem Pfalzgrafen, entdeckte ihm das seither verborgene Geheimniß, und bat ihn zum Kaiser zu gehen, und ihm die Unmöglichkeit einer andern Vermählung ihrer Tochter, als mit Heinrich von Braunschweig, darzulegen. Der Pfalzgraf wurde wie vom Donner getroffen, als er dies hörte; da aber die Sache einmal zu weit gekommen war, um sie rückgängig machen zu können, eilte er sogleich nach Speier, wo der Kaiser sich damals aufhielt, und stellte ihm die dringende Lage der Dinge vor; dieser aber wollte von keiner Entschuldigung wissen, und erklärte ihm: daß er die Nachfolge seiner Erben in der Pfalz so lange nicht anerkennen würde, bis man ihm den rechtmäßigen Akt der Trauung seiner Tochter mit dem Braunschweiger würde vor Augen gelegt haben.

Diese Erklärung setzte den Pfalzgrafen in die größte Verlegenheit. Er reisete sogleich wieder ab nach Stahleck, um seine Gemahlin über eine so schlüpfrige Sache zu Rathe zu ziehen; allein das listige Weib wußte bald seine Bedenklichkeiten und Unruhe zu beseitigen. Sie sagte ihm: daß sie keine Zusammenkunft Heinrichs mit ihrer Tochter gestattet habe, ohne daß beide durch den Hofkaplan zuvor ehelich verbunden, und priesterlich eingesegnet gewesen wären. Sie ließ hierauf den Trauungsakt mit Zeugen und den erforderlichen Förmlichkeiten fertigen, und gab selbigen ihrem Gemahl, um ihn dem Kaiser vorzulegen.

Durch diese List wurde zwar das Erbrecht in Heinrichs Familie gesichert, allein der Vater für die künftigen Vorfälle so behutsam gemacht, daß er in dem für die

Sicherheit seiner Tochter erbaueten Schlosse am Rhein ein enges Kämmerlein zurecht machen ließ, und ein Familien-Gesetz gab, vermöge dessen alle künftigen Pfalzgräfinnen den Stammfürsten darin zur Welt bringen sollten. Noch bis auf diese Stunde zeigt man dasselbe allen Reisenden, welche diese Festung besehen wollen. Es ist so enge, daß es kaum ein Bett und neben demselben eine Amme fassen kann. Die Zeugen müssen also an der Thüre gestanden haben. Höchstwahrscheinlich ist diese Sage durch obige Geschichte entstanden, und die Feste hat von ihr eigens den Namen Pfalz oder Pfalzgrafenstein erhalten.

Nachdem Heinrich durch diese Liebesgeschichte Pfalzgraf geworden war, ergriff er auch, wie der Kaiser befürchtet hatte, die Partei seines Bruders Otto gegen Philipp von Schwaben. Friedrich II. that ihn darob in den Reichsbann, und gab im Jahre 1215 sein Amt an Ludwig I., dessen Vater Otto Friedrich I. schon zum Herzoge von Baiern ernannt hatte. Dieser Fürst konnte, so lange Heinrich von Braunschweig noch mächtig am Rheine war, nicht zum ruhigen Besitze seines Amtes kommen.[1] Sein Sohn Otto VI., oder als Kurfürst I., heirathete daher Heinrichs Tochter Agnes, und brachte auf diese Weise zugleich durch kaiserliche Gewalt und Erbfolge die Pfalz an sein Haus.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß zu der Zeit, als die Wittelsbacher zur Pfalzgrafschaft bei Rhein kamen, der Sitz des Stammes noch zu Stahleck geblieben ist, aber der Sitz der Gau- und Pfalzgrafschaft war nach Alzei verlegt. Dieser Ort war schon unter der fränkischen Monarchie bekannt; ob er seinen Nahmen der Nymphe Alteja unter den Römern, oder der Prinzessin Altey unter den Fran-

1. Er wurde sogar gefangen, als er nach Heidelberg kam, und mußte sich auslösen.

ken zu verdanken habe, wollen wir nicht untersuchen, gewiß aber wuchs er schon unter den Karlingern zu einer Stadt an.[1] Als nach Abgang der Hohenstaufen das fränkische Herzogthum, und mit ihm die Grafschaft im Nahegau aufgelößt wurde, nahmen die Pfalzgrafen rings um Alzei her Besitz von dem Lande, so weit es ihnen Recht und Gewalt erlaubte. Das übrige theilten mit ihnen jene Familien, deren Ahnen zuvor entweder das Gaugrafenamt verwaltet, oder beträchtliche Güter und Herrschaften in dem Gaue geerbt hatten. So erschienen gegen das zehnte Jahrhundert hin, neben den Pfalzgrafen, die Grafen von Spanheim, von Veldenz, von Falkenstein, von Zweibrücken, die Rau- und Rheingrafen nebst andern Herren in dem alten Nahegau.

Nach dieser wichtigen Veränderung, welche jetzt in dem Gaue und Herzogthume vorgegangen war, übten die Pfalzgrafen eine doppelte Gewalt zu Alzei. Als Nachfolger der alten Herzoge, und Oberlehenherren des alten Herzogthums verliehen sie, wie ein altes Weisthum sagt, auf dem Steine zu Alzei alle dazu gehörigen Grafschaften, als Bergen, Cleve, Sayn, Wied, Virneburg, Nassau, Katzenellenbogen, Arnstein, Spanheim, Veldenz, Leiningen, Zweibrücken, die Rheingrafschaft, Wildgrafschaft, Raugrafschaft und Falkenstein; aber als Landesherren waren, nach eben diesem Weisthum, das die Rechte der Pfalzgrafen zu drei ungebotenen Dingen in Alzei: »Es sollen

1. Im Jahr 1783 hat man einen römischen Stein in den Stadtmauern von Alzei gefunden, mit der Inschrift: Nymphis vicani Alteienses aram posuerunt, woraus man den Nahmen Alzei von der Nymphe Alteja ableiten wollte. Andere Alterthumsforscher sagen, er käme von Pipins Tochter Aleya.

»da seyn vierzehn Schöffen, die der Pfalzgrafen Recht
»sprechen. Die sollen Ritter, und einer davon Schultheiß
»seyn. Zu diesen sollen zween von Rockenhausen, zween
»von Uelversheim Dienstmanne seyn. Wäre es, daß der
»Schöffen Einer zu ungebotenen Dingen nicht an wäre,
»so wäre er, ihn irten dann Ehehaften nicht, dem Schulthei-
»ßen zwanzig wormser Pfennige, dem Baut eben so viel, und
»jedem Schöffen eben so viel zur Besserung schuldig. Käme
»der vorgenannte Schöffe nicht, und würde ihm vorge-
»boten, als man thun soll, so wäre er die große Besse-
»rung schuldig. Es soll auch ein freier Raugraf des
»Pfalzgrafen Baut seyn, der soll mit zween freien Mannen
»zu Gericht sitzen bei dem Schultheißen, jeder seiner Seite
»einer; und soll hören des Pfalzgrafen Brästen, und soll die
»richten, die etwa der Schultheiß nicht richten mag.«

So wurde Alzei der Sitz der Pfalzgrafschaft und landesherrlichen Gewalt zugleich. Die zahlreiche Bürgerschaft war in Edle und Gemeine abgetheilt, und schon im dreizehnten Jahrhundert so angewachsen, daß ihre Streitigkeiten in offene Fehden ausbrachen, und durch kaiserliche Gerichte entschieden werden mußten. Das Gebiet um diese Stadt umfaßte nach der Hand[1] neunzig Ortschaften, und da die Pfalzgrafen von da aus ihre Gewalt übten, so war sie auch anfänglich der Sitz der Regierung.

Die Zeit, worin die Wittelsbacher die pfalzgräfliche Würde und damit die ihr angehörigen Länder an dem Rheinufer erhalten hatten, war der Erweiterung ihrer Macht und ihres Gebietes sehr günstig. Auf der einen Seite schien das alte Herzogthum von Franken allbereits zu erlöschen, auf der andern waren die rheinischen

1. Nach Absterben der Grafen von Alzei, Erbtruchessen der Pfalz.

Bischöfe sowohl mit den Bürgern ihrer Hauptstädte, als mit ihren weltlichen Nachbarn in einer fast anhaltenden Fehde. Erstere wollten sie fernerhin nicht mehr als ihre Herren erkennen, und letztere glaubten ein geistliches Amt mit einem weltlichen Fürstenthume nicht verträglich. Diese Stimmung der Fürsten und Bürger bewog schon den Pfalzgrafen Herrmann II. von Stahleck mit andern Grafen die rheinischen Bischöfe anzufallen, allein er wurde dafür zu Worms von Kaiser Friedrich I. mit dem Hundetragen bestraft. Desto glücklicher waren seine Nachfolger Konrad von Staufen und Otto von Wittelsbach. Jener, ein Bruder des Kaisers, setzte sich allbereits zu Heidelberg fest, diesem gab der Bischof von Worms, Heinrich II., im Jahr 1225 seine Rechte im Lobden- und Elsengau als Lehen und Brautgeschenk für seine Gattin. Er behielt durch diese Schenkung für sich und seine Nachfolger nichts übrig, als der Königshof in Ladenburg. Der Lobdengau ist eine schöne fruchtbare Ebene, welche vom Fuße der Bergstraße bis zum Rheine sich dehnt, und von den steilen dunkeln Gebirgen her, freundlich von dem Neckar durchströmt wird. Er hat seinen Nahmen von dem alten römischen Lobodunum, dem jetzigen Ladenburg. Letzteres war vermuthlich der Gaugrafensitz; aber das Gaumal wurde bei Heidelberg, auf dem sogenannten Stuhlbühel gehalten, wo man noch den Königsstuhl findet. Der König Dagobert soll diesen Gau schon den Bischöfen von Worms geschenkt haben. Kaiser Heinrich II. hat diese Schenkung dem Bischofe Burkard I. bestätigt, und der Bischof Heinrich II. ihn an die Pfalzgrafen übergeben.

Nach so wichtigen Erwerbungen auf dem rechten Rheinufer verlegte Otto der Erlauchte den Sitz seiner Regierung und seines Stammes von Stahleck

auf die schönen Gebirge nach Heidelberg, und erhob diesen zuvor unbeträchtlichen Ort zu der Hauptstadt seiner rheinischen Staaten. Ueber den Ursprung von Heidelberg sind die Geschichtschreiber aus Mangel an Nachrichten nicht einig. Nach einer alten Sage soll auf dem Hügel, wo jetzt die Trümmer des Schlosses liegen, eine altteutsche Alraune oder Wahrsagerin, Jette mit Nahmen, gelebt und vorhergesagt haben: »daß aus ihrem heiligen Haine »einst ein königlicher Pallast hervorgehen, und in dem »Thale sich eine Stadt bilden werde.« Nach eben dieser Sage soll sie an dem nahe bei Heidelberg gelegenen Wolfsbrunnen von einer Wölfin zerrissen worden seyn, als sie bei Nachtszeit ihrem Geliebten eine Zusammenkunft gestattete. Daher noch der Nahme dieses Brunnens und des Jettenberges. Ob diese Sage auf einen altteutschen Ursprung deutet, können wir nicht mit Gewißheit darthun; daß aber schon unter den Römern bei Heidelberg eine Ueberfahrt über den Neckar und vielleicht auch ein Kastell angelegt wurde, hat viele Wahrscheinlichkeit. Unter der fränkischen Monarchie wird kaum ihr Nahmen genannt. Als wirkliche Stadt und Festung erscheint sie erst unter den Wittelsbachern. Diesen Fürsten hat sie ihr Schloß, ihre Mauern, ihre Brücken, ihre Verfassung, ihre Universität und ihren Glanz zu verdanken. Durch den Erwerb so mächtiger Herrschaften und Städte war Otto der Erlauchte der mächtigste Fürst am Rhein und in Baiern geworden.

Indeß lagen beide Länder zu weit auseinander und entfernt, als daß die Wittelsbacher deren innere Kraft gehörig nach außen hätten benutzen können. Auf der einen Seite grenzte Baiern an Ungarn und Böhmen, auf der andern die Rheinpfalz an Frankreich und die rheinischen

Kurfürstenthümer. Diese Lage ihres Gebietes verwickelte sie in Haus- und fremde Kriege, und stellte ihre Provinzen entweder auf einer oder der andern Seite feindlichen Verwüstungen blos. Die Unbequemlichkeit einer gemeinschaftlichen Regierung fühlten schon Ottos Söhne Ludwig II. und Heinrich. Sie theilten daher im Jahre 1255 ihre Länder also, daß ersterer die Rheinpfalz, letzterer Baiern verwalten sollte. Als Ludwig nach dem frühen Tode seines Bruders Herr aller wittelsbachischen Rheinländer wurde, glaubte er, daß ein so weitschichtiges, von innern und äußern Feinden bedrohetes Gebiet nur durch Strenge verwaltet werden könnte. Diesem zu Folge hielt er fast unerbittlich auf die Befolgung seiner Gesetze, und strafte jeden mit Acht und Tod, welcher sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte.[1] Aus dem nämlichen Grunde unterstützte er den rheinischen Städte-Bund aus allen Kräften, obwohl er gegen den Adel gerichtet zu seyn schien. Er zwang, wie Aventin sagt, sogar die rheinischen Fürsten und Kurfürsten, demselben beizutreten. Durch diese Beförderung der Gerechtigkeit und des Landfriedens erwarb sich Ludwig den Nahmen des Strengen, aber keinen seiner Unterthanen traf dieser Nahmen schrecklicher, als seine eigene Gattin Maria. Sie war die Tochter des Herzogs von Brabant, schön, sanft, liebreich und züchtig. Ludwig liebte sie mit offner Seele und ehrte sie auch durch eine strenge Beobachtung ehelicher Pflichten; allein dieses ernste und finstere Betragen konnte bei einem zärtlich liebenden Weibe eher Hochachtung und Gehorsam, als herzliche Ergeben-

1. Er soll fünfzig Raubrittern in einem Tage die Köpfe habe abschlagen lassen.

heit erwecken. Dazu kam noch, daß Ludwig seiner entfernten Länder wegen öfter sich von ihr trennen mußte. Diese Verhältnisse mögen wohl die Ursache gewesen seyn, daß Maria sich die einsamen Stunden durch Unterhaltung mit einigen ihrer Hofleute zu erheitern suchte, ohne daß dabei ihre häusliche Pflicht oder fürstliche Ehre im geringsten befleckt worden wäre; allein Ludwig, der ein eben so strenger Gatte als Fürst war, versagte ihr diese unschuldiger Vergnügungen auch bei seiner Anwesenheit.

In dieser Stimmung war er jetzt mit ihr nach dem Rheine gezogen, um durch seine Gegenwart sowohl der Verwaltung seiner rheinpfälzischen Länder, als dem rheinischen Städte-Bund einen neuen Betrieb zu geben. Da Alzei der Sitz seiner pfalzgräflichen Gewalt war, hielt er sich öfter da auf; und vermuthlich hat hier Maria den Raugrafen Heinrich kennen gelernt, welcher als pfälzischer Erbtruchseß und Vogt des alzeier Gerichtes beständig bei Hofe seyn mußte. Der öftere Umgang, die Bereitwilligkeit im Dienste, auch wohl die Annehmlichkeit der Unterhaltung, machten ihn der einsamen Pfalzgräfin zuerst zu einem gefälligen, dann zu einem beliebten Gesellschafter. So mag es gekommen seyn, daß sie eine unschuldige Zuneigung zu dem Grafen fühlte; aber in des strengen Ludwigs Brust erwachte die Schlange der Eifersucht; denn von nun an nahm er sie nicht mehr an den Rhein mit, und gestattete ihr nur den Umgang mit seiner Schwester Elisabeth, der Königin von Sicilien und mit ihren Kammerfrauen.

Maria ertrug dieses einsame Leben mit weiblicher Ergebenheit und Geduld; um aber doch dafür eine Entschädigung zu haben, unterhielt sie sowohl mit ihrem entfernten Gatten als dem Raugrafen einen zärtlichen Briefwechsel, und dieser war eben die Ursache ihres Unglücks.

Sie hatte die Briefe, welche sie an ihren Gatten schickte, mit einem rothen, jene aber die an den Raugrafen gerichtet waren, mit schwarzem Wachse versiegelt. Der Bote aber, welcher sie überbringen sollte, verwechselte sie entweder aus Nachlässigkeit oder weil er nicht lesen konnte, und gab den, der an den Raugrafen gerichtet und schwarz gesiegelt war, dem strengen Gatten. Kaum hatte dieser den Brief gelesen, als seine bisher unterdrückte Eifersucht in Wuth ausartete. Er stach den Boten auf der Stelle nieder und eilte, wie von Furien der Eifersucht gepeitscht, nach Donauwerth, um Rache an seiner Gattin und allen denen zu nehmen, welche er mit ihr im Verdacht hatte. Sobald er im Schlosse angekommen war, ermordete er Helike, die Vertraute Mariens, mit eigener Hand, und ließ ihre Kammerfrauen von dem Thurme herabstürzen.

Noch schrecklicher war das Gericht, welches er über seine unglückliche Gattin selbst hielt. Von Scharfrichtern und Henkern umgeben trat er in ihr Zimmer, um sie zu Rede zu stellen. Seine Wuth und Eifersucht stieg auf den höchsten Grad, als er sie erblickte. Die von ihrem Gatten selbst angeklagte Fürstin erschien mit dem ihrem Geschlechte und ihrer hohen Geburt zukommenden Anstande, aber Ludwig hielt ihr knirschend und tobend den Brief vor, und donnerte ihr die abscheulichsten Vorwürfe entgegen. »Ist dieses die Treue,« sagte er, »welche du »mir am Altare schwurst? Während dem ich die Räuber »am Rheine mit dem Schwerte vertreibe, führst du sie »hier durch heimliche Buhlerkünste in mein Schloß und »Bett ein. Dein Aegist hat den Fürstenmord schon von »seinem Ahnherrn erlernt; [1] ihn wolltest auch du, wie

1. Er deutet hier auf Otto von Wittelsbach, der den Kaiser Philipp ermordet, und von dem die Raugrafen abstammen sollen.

»eine andere Klytemnestra, an mir versuchen, und mit
»deinem Buhlen auf meinem blutigen Leichnam mein Bett
»besteigen. Aber die gerechte Rache ist euch zuvor gekom=
»men, und hat euch in euern eigenen Schlingen gefangen.
»Dieser Brief klagt dich der Untreue und des Ehebruchs
»an. Nach meinem Haus= und Fürstenrechte bist du des
»Todes schuldig. Bereite dich zu deiner Strafe; und du,«
sagte er zum Scharfrichter, »vollziehe sogleich das Urtheil.«

Als Maria diese schrecklichen Worte hörte, und den verwechselten Brief in den Händen des rasenden Gatten erblickte, erblaßte sie. Diese Blässe wurde aber bald durch Röthe weiblicher Scham und fürstlichen Stolzes von ihrem Gesichte getrieben, als sie die daraus gefolgerten Beschuldigungen einer unerlaubten Buhlerei und des Ehebruchs hören mußte. Sie vertheidigte daher ihre Unschuld nicht mit den Ausflüchten oder Winkelzügen einer überwiesenen Verbrecherin, sondern mit der schlichten Erzählung der Verwechselung und der Reinheit ihres Gewissens.

Ludwig hätte sowohl in dem Betragen des edlen Weibes als durch die Vergleichung der beiden Briefe Gründe genug finden können, um ihre Unschuld zu erkennen; allein Wuth und Eifersucht siegten über Vernunft und Gerechtigkeit. Der strenge Herr hörte weder die Seufzer seiner Gattin, noch den Rath seiner Getreuen, noch selbst das Flehen seiner Schwester, der Königin von Sicilien, die ihn kniefällig um Schonung bat. Unerbittlich ließ er Marien, als einer überwiesenen Ehebrecherin, vom Nachrichter den Kopf abschlagen.

Ein so schreckliches und ungerechtes Gericht erfüllte seine Unterthanen mit Furcht, die Reichsfürsten mit Ab=

scheu. Heinrich der Raugraf verließ sogleich die pfälzischen Länder und durchzog mit Klagschriften gegen den Gatten, mit Schutzschriften für die unschuldig Ermordete ganz Teutschland. Die traurige Geschichte wurde sogar ein Volksmährchen, und, wie Aventin sagt, von den Dichtern in Reimlein gesetzt, dem Volke vorgesungen. Nun erst fühlte Ludwig, wie weit ihn seine Eifersucht getrieben, wie übereilt er geurtheilt habe. Um sich gegen die Ahndungen der Verwandten und Fürsten zu schützen, suchte er, als Wittwer, die Hand Mathildens, der Tochter Kaiser Rudolphs I. nach. Um aber sein Gewissen mit Gott zu versöhnen, stiftete er das Kloster Fürstenfeld. Da er den enthaupteten Leib der Gattin nicht mehr ins Leben erwecken konnte, wollte er ihre Seele durch Messen ehren. Wenn aber gekränkte Unschuld vor Gottes Gericht den Lohn der Seligkeit erhält, so verdient diese edle Fürstin als Märtyrin ehelicher Pflichten aufgestellt zu werden.

Das strenge Gericht, welches Ludwig über seine Gattin ergehen ließ, war durch den Wechsel des Hofes so blutig geworden. Seine Söhne Ludwig III. und Rudolph theilten daher nach seinem Tode die Regierung ihrer Erblande nochmals. Jener übernahm Baiern, dieser die Rheinpfalz; allein sie entzweieten sich eben darum, weil sie von einander getrennt waren. Ludwig wurde nach dem Tode Heinrichs VII. zum Kaiser gewählt, aber Rudolph ergriff die Partei seines Gegners Friedrichs von Oestreich. Aufgebracht über dieses unbrüderliche Benehmen überfiel Ludwig gleich nach vollzogener Wahl Rudolphs Länder am Rheine mit Feuer und Schwert, und nahm selbige im Nahmen ihres Hauses in Besitz. Rudolph

mußte flüchtig gehen, und im Elende leben, allein Ludwig blieb Vormund seiner Prinzen, und gebrauchte jetzt seine kaiserliche Gewalt, um deren Länder zu erweitern.

Von dem alten Reichsgute waren zu der Zeit am obern Rhein noch die Städte und Herrschaften von Germersheim, Neustadt, Kaiserslautern, Oppenheim, Ingelheim und Mosbach in des Kaisers Gewalt geblieben. Am Mittelrhein waren die Pfalzgrafen die Oberlehensherren der Grafschaften von Zweibrücken, Veldenz, Spanheim und Simmern ꝛc. Am Unterrhein sind die Grafschaften von Flandern, Brabant, und Holland durch Sterbefälle dem Kaiser als Lehen anheimgefallen, und selbst das Kurfürstenthum von Brandenburg durch den Abgang des askanischen Stammes erledigt worden. Diese beträchtlichen Länder suchte jetzt Ludwig, da er Kaiser geworden war, an sein Haus zu bringen. Germersheim, Neustadt, Kaiserslautern und Mosbach verpfändete er erst an die Pfalz; seine Nachfolger verleibten sie dem Kurstaate ein. Zweibrücken, Veldenz, Spanheim und Simmern erhielten später seine Neffen Rupert und Stephan durch Kauf und Erbverträge. Hennegau, Holland, Seeland und Friesland erwarb Ludwig, indem er deren Erbfürstin Margaretha zur Ehe nahm. Das durch den Tod Heinrichs des Askaniers ledig gewordene Kurfürstenthum von Brandenburg gab er seinem ältern Sohne Ludwig; für seinen jüngern Sohn Stephan wollte er das alte Herzogthum von Schwaben wieder herstellen. Wenn man nun noch bedenkt, daß er selbst mächtig als Herzog in Baiern, als Kaiser im Reiche regierte, so kann man mit Wahrheit behaupten, daß durch diesen Pfalzgrafen das

wittelsbachische Haus das mächtigste in Teutschland geworden sey, und die kräftige Regierung der alten Salier am Rheine wieder aufzuleben schien. Ich werde, was Ludwig Nützliches oder Nachtheiliges als Kaiser im Reiche wirkte, weiter unten anführen. Hier aber nur das bemerken, was er für sein Haus und die Rheinpfalz gethan hatte.

Ludwig war zuviel mit seinen Feinden, den Welfen in Italien und den Luxemburgern in Teutschland beschäftigt, als daß er seine ganze Sorge auf die Verwaltung der pfalzgräflichen Länder wenden konnte; er dachte daher vorzüglich auf ihre Erhaltung und Erweiterung. Er wußte aus eigener Erfahrung, wie nachtheilig eine gemeinschaftliche Regierung für die von einander getrennten Länder in Baiern und der Pfalz sey; darum entwarf er zu Pavia im Jahre 1329 einen neuen Haus- und Familienvertrag, vermöge dessen er für sich und seine Nachkommen Baiern behielt, Rudolphs Erben aber die Rheinpfalz mit der Kurwürde und einigen Aemtern in Baiern überließ, welche man daher die Oberpfalz nannte. Von nun an war das Haus Wittelsbach in zwei Linien, die rheinpfälzische und baierische, getheilt, und die Rheinpfalz machte einen besondern Staat aus, auf welchem die pfalzgräfliche Kurwürde und das Reichstruchsessenamt haftete. [1]

Rudolph war indeß im Jahr 1319 im Elende gestorben. Ihm folgten zuerst seine Söhne Rudolph II.

1. Ueber die Vertheilung der Rheinpfalz verordnete der Vertrag, daß Rudolph's I. älterer Sohn, Rudolph II., die Oberpfalz; der zweite, Rupert I., die Gegend um Neustadt, und Adolphs hinterlassener minderjähriger Sohn, die Kurpfalz haben sollte. Siehe Geschichte des Hausvertrags von Pavia.

und Rupert I., dann seine Enkel Rupert II und Rupert III. in der Kur. Diese setzten nach dem Tode des Kaisers Ludwig (1349) die Vergrößerung ihrer Länder, welche dieser angefangen hatte, fort. Rupert I. kaufte Simmern von Philipp von Bohlanden. Als Reichs-Vikarius lößte er die bisher veräußerten Reichspfandschaften wieder ein, und brachte den größten Theil davon an sein Haus. Rupert II. kaufte Otzberg und Umstadt von der Abtei zu Fuld; Lindenfels aber und Bretten Ludwig von den Markgrafen von Baden. Endlich wurde Rupert III. abermals von den rheinischen Kurfürsten als Kaiser gewählt, und dieser vereinigte sowohl die bereits schon seinem Hause verpfändeten, als auch die übrigen Reichsländer auf dem linken Rheinufer mit der Pfalz. Zu gleicher Zeit vermählte er seinen erstgebornen Sohn Rupert Pipan mit der spanheimischen Erbgräfin Elisabeth, seinen vierten Sohn Stephan mit Anna der Erbgräfin von Veldenz. Als im Jahr 1406 durch den Tod der Prinzessin Johanna die Grafschaften von Brabant und Limburg dem Reiche wieder anheim gefallen waren, wollte er auch diese, als Kaiser, seinem Hause zuwenden. Obwohl ihm aber letzteres nicht gelingen konnte, so wurde doch der größte Theil von Spanheim mit Veldenz und Zweibrücken Erbland der Pfalzgrafen. Ich habe hier nur im kurzen und allgemeinen angegeben, wann und von welchem Pfalzgrafen obgenannte Länder und Herrschaften an das wittelsbachische Haus gekommen seyen; da aber jedes davon schon seine eigene Verfassung und Geschichte hatte, so wird es, ehe ich auf das Ganze zurückkomme, nöthig seyn, auch davon erst eine historische Beschreibung einzurücken. Ich werde diese so kurz fassen, als es dieses

Werk erlaubt, ausführlich findet man sie in Widders historisch-topographischer Beschreibung der Rheinpfalz.

Es gab den Pfalzgrafen einen wichtigen Vorschub zur Erweiterung ihres Gebietes, daß sie sich der Kirchen-Vogteien über die rheinischen Bisthümer und Abteien bemächtigt hatten. Dadurch hatten sie schon die Bischöfe von Worms aus dem Besitze der Grafschaft im Lobdengau verdrängt; bald hernach versuchten sie ein Gleiches mit Mosbach und dem Wormsischen Gebiete in dem Wingerteiba. Kaiser Otto II. hatte im Jahr 976 dem Hochstifte von Worms die Abtei von Mosbach mit dem dazu gehörigen Gebiete geschenkt, sich jedoch das Grafengericht darüber vorbehalten. Friedrich II. erbauete hierauf die Kirche von Grund aus, und beschenkte sie mit vielen Gütern; allein sein Oheim, der Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen, hatte bereits die Vogtei und Gerichtsbarkeit darüber an sich gerissen.

Indeß behaupteten die Kaiser wenigstens ihre Gewalt in der Stadt, und Rudolph I. gab den Bewohnern von Mosbach Stadtrechte und eine städtische Verfassung mit einem Schultheißen, sechs Rathsherren und Schöffen. Sein Nachfolger Adolph verpfändete sie aber im Jahr 1297 an Gerlach von Breuberg um 4500 Mark. Es scheint, daß diese Pfandschaft nach dessen Tod entweder wieder eingelößt, oder an Pfalz übertragen wurde, denn Kaiser Ludwig, der Baier, übergab sie im Jahr 1330 an seine Vettern Rudolph und Rupert. Von dieser Zeit an blieb Mosbach mit seinem Gebiete im Besitz der Pfalzgrafen, und wurde endlich, als ein eignes Oberamt, der Pfalz gänzlich einverleibt.

Da also den Pfalzgrafen die Erweiterung ihrer Länder gegen die Kirche von Worms gelungen war, versuch-

ten sie ihr Glück auch an den Abteyen von Lorsch und Fuld. Wir werden in der Geschichte der ersten Abtei die lange und blutige Fehde anführen, welche sie sowohl wegen ihrer Vogteirechte, als wegen ihrer Ansprüche auf das Fürstenthum selbst mit den Erzbischöfen von Mainz zu kämpfen hatten, und wie es ihnen endlich gelungen sey, sich wenigstens eine Zeitlang den Besitz davon zu verschaffen. Die Abtei Fuld aber mußte ihnen, käuflich und als Lehen, den Ozberg und Umstadt überlassen, weil sie die Herrschaft darüber gegen so mächtige Nachbarn nicht behaupten konnte. Zu gleicher Zeit kauften sie auch die Schlösser und Aemter Lindenfels und Bretten dem Markgrafen von Baden wieder ab, welche durch Irmengard, Otto's des Erlauchten Schwägerin, an Baden vererbt waren.

So weit hatten die Pfalzgrafen von Wittelsbach ihr Gebiet auf dem rechten Rheinufer ausgebreitet; noch viel größer wurde es auf dem linken, denn da waren noch ganze Städte, Fürstenthümer und Grafschaften entweder in des Kaisers Gewalt geblieben, oder von Grafen besessen, welche dieselben verkaufen oder vererben konnten. Von den Reichsstädten, welche die Kaiser Ludwig und Rupert ihrem Hause zugewendet haben, war Germersheim am Rheine hinauf die entfernteste. Sie grenzte mit ihrem Gebiete an das Elsaß, und gab dadurch den Pfalzgrafen einen wichtigen Einfluß auf dieses Land. Unter den fränkischen Königen ist diese Stadt aus den Trümmern des römischen Vicus Julius errichtet, und darin ein Königshof angelegt worden. Unter der sächsischen Dynastie wählte die Kaiserin Adelheid Selz mit dem Gebiete von Germersheim zu ihrem Wittwensitze, und ver-

schönerte oder begabte beide Orte durch Kirchen und Armenanstalten. Noch verehrt man dort das Andenken ihrer Wohlthaten. Nach ihrem Tode fiel Germersheim mit seinem Gebiete wieder den Kaisern anheim, und Rudolph von Habsburg hat den Königshof, wie Adelheid, zu seinem Ruhesitz, und den Ort zu einer Stadt erhoben. Nachdem er da im Jahr 1291 gestorben, und bald nach ihm Ludwig der Baier zur kaiserlichen Würde gekommen war, verpfändete dieser Germersheim mit Neustadt und Kaiserslautern im Jahr 1330 an sein Haus. Sein Nachfolger, Kaiser Rupert, behauptete diese Pfandschaft bei der pfälzischen Kur.

Neustadt hat sein Aufkommen vorzüglich den Pfalzgrafen zu verdanken. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie es größtentheils erbauet, und ihm deswegen den Nahmen der neuen Stadt gegeben haben; denn in den Theilungsverträgen, welche Ludwig und Heinrich im Jahr 1255 errichtet hatten, kommen nur die Schlösser Winzingen und Wolfsberg vor, welche oberhalb der Stadt liegen, und sich von Klodwig und einer gewissen Winota her, altfränkischen Ursprungs rühmen.[1] Wenn aber auch die Pfalzgrafen die Stadt nicht selbst gegründet haben, so erweiterten sie doch ihre Gebäude und Mauern, und gaben der Gemeinde Stadtrechte und eine bürgerliche Verfassung. Pfalzgraf Rupert, der Aeltere, liebte das Städtchen vorzüglich, und hat darin eine Kirche zum heiligen Aegidius gegründet, wo er auch mit seiner Gattin Beatrix begraben liegt. Bei dieser Kirche legte hernach Pfalzgraf Johann Kasimir ein Gymnasium an. So wurde

1. Es war eine Zeitlang der Sitz der Grafen des Speiergaues.

Neustadt mit seinem Oberamte ein eben so reicher als angenehmer Theil der pfälzischen Kur.

Ein viel beträchtlicherer Erwerb, als der von beiden Städten und Aemtern, war der von Kaiserslautern mit seinem Gebiete und seinen Waldungen. Dieser Ort ist schon unter der fränkischen Monarchie nicht unberühmt gewesen. Die Könige haben nämlich dort in dem Hartgebirge eine Burg und einen Königshof angelegt, welche der Jagd dienen, und die Schluchten der Vogesen schirmen sollten. Die teutschen Kaiser liebten den Ort, und gaben durch ihren Aufenthalt Gelegenheit zu seiner Erweiterung; aber erst im Jahr 1157 hat ihn Friedrich der Rothbart zu einer beträchtlichen Stadt erhoben. Da dieser Kaiser gerne in den Wäldern des Harts jagte, so ließ er dort ein schönes Schloß, einen Thiergarten und einen Fischteich anlegen, welches alles mehrere Bürger und Bewohner anzog. Er beschenkte den Ort mit Freiheiten und Stadtrechten. Er gab der neuen Gemeinde eine gehörige Verfassung mit Zünften, einen Rath, einen Schultheißen, und die Stadt, welche zuvor von dem sie durchstömenden Flüßchen Lautern hieß, wurde jetzt Kaiserslautern genannt. Durch solche Begünstigungen waren ihre Bewohner bald zahlreich und stolz geworden. Sie wollten als Reichs- und kaiserliche Bürger weder die Gewalt der Landvögte noch der Pfalzgrafen anerkennen. Im Jahre 1234 empörten sie sich, und der bürgerliche Krieg wüthete so gewaltsam in ihren Mauern, daß schier die Hälfte der Stadt abgebrannt ist. Um diesen Geist des Aufruhrs zu bändigen, verpfändete Ludwig der Baier die Stadt an seine Verwandten die Pfalzgrafen. Diese konnten dieselbe von Alzei und Neustadt aus im Zaume

halten. Als hernach Pfalzgraf Rupert III. selbst Kaiser geworden war, übergab er Kaiserslautern mit dem dazu gehörigen Fürstenthume gänzlich an sein Haus. Die Bürgerschaft aber blieb im Besitze ihrer alten kaiserlichen Freiheiten.

Zu diesen beträchtlichen Ländern im alten Nahegau fügte eben dieser Rupert noch Oppenheim und den sogenannten Ingelheimer Grund. Zwischen Worms und Mainz, ungefähr auf dem halben Wege, hat wahrscheinlich Drusus eines von jenen fünfzig Kastellen angelegt, womit er den Rhein befestigte, und welches beiden Städten zur Beschützung ihrer Flanken dienen sollte. Es kommt in der römischen Verfassung unter dem Namen Bauconica vor, und war zu gleicher Zeit eine Poststation. Durch die Einfälle der teutschen Völker in das römische Reich, wurde es, wie so viele andere, verwüstet. Unter der fränkischen Monarchie war es nur ein Dorf, was Karl der Große unter dem Nahmen Obenheim oder Oppenheim dem Kloster Lorsch geschenkt hatte. Im Jahre 865 ließ der Abt Theodorich die Kirche von Grund aus bauen. Im Jahre 2008 verlieh der Kaiser Heinrich II. dem Abt Poppo das Marktrecht für diesen Ort, und dadurch vermehrte sich sowohl die Anzahl als der Wohlstand seiner Einwohner.

Noch mehr aber erhob sich diese Stadt durch die Zerstörung und den Verfall ihrer Nachbarin jenseits des Rheins, des alten Triburs. Die oppenheimer Chronik sagt: Kaiser Heinrich IV. habe im Jahre 1085 diesen Königshof niederreißen lassen, weil sich darin die teutschen Fürsten gegen ihn verschworen hatten. Der Abt Trithemius behauptet, daß von deren Steinen sowohl die

Kirchen als Mauern von Oppenheim erbaut worden seyen. Das nämliche sagt auch die obgenannte Chronik, und sie schreibt den Anwachs der Stadt dieser Zerstörung zu. [1] Obwohl wir aber in der Geschichte keine bestimmte Nachrichten weder von der Größe noch von dem Untergange des alten Tribur haben, so läßt sich doch so viel mit Gewißheit behaupten, daß sich in und um diesen Königshof eine Menge von Leuten und Arbeitern angesiedelt haben, welche nach seiner Zerstörung entweder nach Gerau, oder Oppenheim gezogen sind; denn diese zwei Orte waren vor dieser Zeit gar nicht bedeutend; erst nach dem Verfalle von Tribur sind sie zu kleinen Städten herangewachsen.

Indeß war die Abtei von Lorsch so verschuldet geworden, daß der Abt Folkanus im Jahre 1147 die Stadt wieder an den Kaiser und das Reich zurückgeben mußte, weil er die den königlichen Kammern schuldigen hundert Pfund nicht bezahlen konnte. Kaiser Konrad III. machte sie hierauf zu einer Reichsstadt, und Kaiser Friedrich II. gab ihr bald hernach im Jahre 1234 die nämlichen Freiheiten und Rechte, welche Frankfurt erhalten hatte.

Es ist wahrscheinlich, daß zu dieser Zeit die alte Reichsburg Landskron erbaut, und die bürgerliche Verfassung der Stadt geordnet wurde. Die Verwaltung der-

1. Wenn wir die Mißhandlungen betrachten, welche Heinrich IV. von den zu Tribur versammelten Reichsständen erdulden mußte, und damit die Treue und Anhänglichkeit vergleichen, welche ihm in diesem Drange die Bürger von Worms und Oppenheim erwiesen haben, so wird es sehr natürlich, daß er gegen erstern Ort einen vorzüglichen Abscheu, gegen die letztern aber Liebe und Dankbarkeit fühlte; jenen hat er mithin in Verfall kommen lassen, diese aber mit Gunstbriefen beschenkt.

selben theilten die adelichen Burgmänner und die gemeinen Bürger unter sich. Es war da ein Reichsschultheiß mit einem Schöffengericht, und Bürgermeister mit einem Stadtrathe. Die Burgmänner erhielten das Recht, sich innerhalb der Burgmauern Häuser bauen zu dürfen. Noch sieht man davon die köstlichen Trümmer von Erkern, Söllern und Grabmälern in und um die Katharinen Kirche, welche mit dem sie halbbedeckenden Gesträuche einen herrlichen Vorgrund der weiten Aussicht gegen die Bergstraße geben.[1] Die adelichen Rittergeschlechter waren von aller Bete und Schatzung frei, ausgenommen daß sie den gemeinschaftlichen Viehweg und die Brücken mit den Bürgern in gutem Stande erhalten mußten. Sie hatten das Recht, sich gegen alle ihre Feinde selbst schirmen und vertheidigen zu können, wenn ihnen die Bürger keinen Beistand leisten wollten; auch blieb jede Wittwe mit ihren Kindern in dem Besitze der Burgmannschaft, wenn sie sich nicht anders wohin verheiratheten. Kaiser Rudolph von Habsburg verordnete, daß keiner die Burg zu Oppenheim weder verwahren noch regieren sollte, der nicht ein kaiserlicher Amt- und Burgmann dort wäre und versprach der Burgmannschaft, ihr keinen Fürsten, Grafen oder Ritter, ohne ihr Wissen und Willen aufzudringen. Dagegen gestattete er den Bürgern zu Oppenheim im Jahre 1282 das Vorrecht, daß Niemand, als sie, Wollentuch verschneiden oder mit der Elle verkaufen, und Wein mit dem Maas ausschenken dürfe. Im Jahre 1287 verordnete er, daß sechszehn Bürger mit sechszehn Rittern sich des

1. Vor kurzem sahe ich diesen Platz mit neuen Häusern bebauet. Noch aber existirt ein Bild dieser schönen Ansicht vom alten Schütz.

Rathsamts gebrauchen, und aus solchen fürbaß sieben Ritter und sieben Bürger der Schöffen-Amt vertreten sollten. An der abgegangenen Ritter Statt sollten die Ritter, die Rathleute und Schöffen Macht haben, andere Ritter, die Burgmänner sind, und an der abgegangenen Bürger Statt andere Bürger zu erkiesen. Als die Ritter diese Theilnahme der Gemeinen an der Verwaltung der Stadt als Schmälerung ihrer alten Rechte ansahen; that sich gegen sie die Bürgerschaft zusammen und erwirkte im Jahre 1354 von Kaiser Karl IV. das Recht, daß im Falle die Ritter nicht mit den Bürgern die Rathsleute kiesen wollten, es diese allein zu thun, Macht haben sollten.

Durch diese der Stadt von den Kaisern ertheilten Vorrechte und Freiheiten vermehrten sich sowohl die Burgmänner und ihre Leute in der Burg, als die Bürger und die Beisaßen in den Zünften der Gemeinde. Die Stadt wurde daher in die Ober- Unter- und Vorstadt abgetheilt, so weit war sie schon an Häusern und Volksmenge angewachsen. Jeder Theil hatte seine Kirche, für Arme und Kranke war durch Hospitäler, für die Gesunden durch öffentliche Brunnen gesorgt. Die christliche Gemeinde der Stadt war in zwei Pfarreien unter zwei verschiedene Kirchsprengel getheilt. Durch die erneuerte Diöcesan-Abtheilung, welche der heilige Bonifacius nach Wiederherstellung des Erzbisthums von Mainz vorgenommen hatte, geschahe es, daß Oppenheim nach seiner jetzigen Erweiterung zur Hälfte der Wormser, zur Hälfte der Mainzer Dioces zufiel. Ob die Kirche, welche die Mönche von Lorsch im Jahre 865 erbauet haben, zu Worms oder Mainz gehörte, kann ohne deutlichere Urkunden nicht entschieden werden; allein die ältere Pfarrkirche zu St. Se-

bastian gehörte ihrer Lage nach zum wormser Kirchsprengel. Diesem zu Folge gründeten die Erzbischöfe von Mainz eine neue schönere Kirche auf der Anhöhe, und weihten sie der heiligen Katharina zu Ehren ein. Sie wurde, mit vielen Gütern begabt, ein ansehnliches Kollegiatstift, und vom Erzbischofe Gerhard I. im Jahre 1258 zu einer Pfarrei der Mainzer Dioces erhoben. Diese Kirche kann zwar an Größe und innerer Pracht nicht mit den Domkirchen von Speier und Worms verglichen werden; allein ihre herrliche Lage auf der Anhöhe, wohin man auf vielen Stufen steigt; die Feinheit ihrer Säulen und Gewölbe, die zierliche Gestalt ihrer gemahlten Fenster, machen sie zu einem der schönsten Gebäude am Rhein. Sie scheint aus zwei besondern Theilen zu bestehen. Jener nach Osten steht noch erhalten von innen und außen; aber der hintere nach Westen ist verfallen und zersprengt. Auf seinem Boden deckt hohes Gras die Trümmer, über seinem zerrissenen Gewölbe fliegen die Wolken und Raubvögel hin. Ueber der Thüre, durch welche man aus dem hintern Theile in den vordern tritt, hat die mystische Kunst des Mittelalters die Verkündigung der Maria abgebildet. Mit keuschem Meissel hat sie die Empfängniß des Fleisch gewordenen Wortes durch das Ohr der dem Willen Gottes sich ergebenden Jungfrau dargestellt.

So war der innere Zustand von Oppenheim gegen das vierzehnte Jahrhundert, sein äußeres Gewicht zeigte sich nicht minder vortheilhaft. Die Ritterschaft und Gemeinde errichteten Bündnisse unter sich und mit den benachbarten Städten. Dadurch wurden sie öfters Schiedsrichter in deren Angelegenheiten. Sie gaben ein ansehnliches Kontingent zu dem Städte-Bund, und fühlten sich bald

so stark, daß sie mit ihren Mitschwestern den mächtigen Pfalzgrafen Rupert II. und den kriegerischen Wildgrafen von Dhaun befehden konnten. Zu diesem kam noch, daß, in Vereinigung der Schwabsburg bei Nierstein, die Verwaltung des sogenannten Ingelheimer Freigrundes nach Oppenheim verlegt und das Freigericht dort gehalten wurde.

Der Ingelheimer Grund hatte mit den Ortschaften, welche in ihm liegen, sowohl seinen Nahmen, als seine Freiheiten von dem Kaiserpallast her, welchen Karl der Große zu Niederingelheim erbauen ließ. Er wurde anfänglich durch königliche Maier, Schultheißen und Schöffen verwaltet. Die Bewohner desselben hatten aber das Mark- Jagd- und Fischereirecht sowohl in Dörfern, als Feldern und der ihn durchfließenden Selz. In jedem Hauptorte war ein Schultheiß dem Gerichte vorgesetzt, welches aus adelichen Burgmännern und Schöffen bestand. Zu Niederingelheim war der Hof und die Hofverwaltung, aber zu Oberingelheim anfänglich das Hauptgericht; denn noch bis auf unsere Zeiten findet man dort die Spuren von der alten Ritterburg und Burgmannschaft. Sie war mit Mauern und Thürmen umgeben und mitten im Hofe mit einer eigenen Kirche und mit Edelhöfen versehen.

Die Rittergerichte machten unter sich Gesetze, wornach sie Recht zu sprechen hatten, und worin sie bestimmten, was entweder an den kaiserlichen Amtmann oder den Stadtschultheißen verwiesen werden sollte. Die Gewalt dieser Gerichte und Verwaltung erstreckte sich nebstdem noch über alle die Ortschaften und Leute, welche ehemals als Königsleute dem Pallaste dienen mußten. Daher war auch noch ein eigener Hühnervogt oder Hühnervaut ange-

setzt, welcher die Gefälle eintrieb und die Leute gegen Fremde schützen mußte. Zu Ingelheim und zu Oppenheim war ein Blutgericht.

Sowohl die Reichsstadt als der Reichsgrund standen unmittelbar unter dem Reiche; beide aber waren nicht mächtig genug, um sich in dieser Unmittelbarkeit zu erhalten. Sie blieben immer in einer Art von fremder oder kaiserlicher Willkühr. Die Erzbischöfe von Mainz hatten, der Nähe ihrer Hauptstadt wegen, schon lange nach ihrem Besitze getrachtet. Auch die Pfalzgrafen dachten damit ihre rheinischen Länder zu ründen. Da erstere zu der Zeit die Kaiser ansetzten, und letztere selbst Kaiser geworden waren, so mußte sowohl Oppenheim als der Ingelheimer Grund unter dem Vorwande einer Reichspfandschaft bald unter mainzische bald unter pfälzische Herrschaft treten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß eine solche Abhängigkeit weder den Rittern noch den Bürgern des Freigrundes angenehm war. Demnach, als sie Kaiser Wilhelm im Jahre 1252 dem Erzbischofe Gerhard von Mainz um 2000 Mark Silbers verpfändete, widersetzten sie sich unter Anführung ihres Schultheißen Marquard dieser Unterwerfung und schlossen unter sich einen Bund, mit einem heiligen Eide, »daß eines jeden Geschichte und »Schaden ihrer aller Geschichte und Schaden seyn sollte, »also zwar, daß weder die Ritter noch die Bürger etwas »großes für sich allein, sondern alle gemeinschaftlich ver»suchen, und eingewinnen sollten.« Wie aufgebracht sie über die Verpfändung waren, kann man selbst aus dem Pfandbriefe sehen, worin es heißt: »daß der Erzbischof »Gerhard gedachte Stadt Oppenheim und andere wider»wärtige Reichsunterthanen nach allen Kräften bekämpfen

»sollte.« Kaiser Rudolph I. hatte diese Pfandschaft wieder ausgelößt, und, wie wir gehört haben, die Bürger mit neuen Rechten und Freiheiten begabt, aber sein Nachfolger, der Kaiser Adolph, verpfändete die Judensteuer, das Umgeld und Nierstein an den Grafen Eberhard von Katzenellenbogen für den Beistand, welchen dieser ihm in der Thüringischen Fehde geleistet hatte. Kaiser Ludwig, der Baier, bestätigte gleich nach seiner Wahl den Edlen und Bürgern von Oppenheim ihre alten Rechte und Freiheiten, weil er ihre Hülfe gegen seinen Bruder, den Pfalzgrafen Rudolph, nöthig hatte. Er verpfändete aber im Jahr 1315 Stadt und Grund an seinen Freund Peter, den Erzbischof von Mainz, der ihn auf den Thron gehoben hatte, um 10,020 Heller, und befahl ihm, alle denselben entrissenen Güter und Gerechtsamen wieder einzutreiben. Der Erzbischof Gerlach gab sie zwar im Jahr 1353 an das Reich zurück, und die Gemeinden legten dem Kaiser Karl IV. auf dem Kirchhofe die Huldigung ab; aber er verpfändete sie endlich gar der Stadt Mainz um 33,000 Goldgulden. Dieses beständigen Wechsels müde, wünschten die Ritter und Bürger endlich selbst unter mächtige Herrschaft zu kommen. Da also der Pfalzgraf Rupert III. Kaiser geworden war, verleibte er Oppenheim mit dem Ingelheimer Grunde, mit Bewilligung des Erzbischofs Johann II., im Jahr 1401 seiner Kurpfalz ein, bestätigte aber der Bürger Freiheiten und Vorrechte. Dieses ist die kurze Geschichte der Länder und Städte, welche mit der Kurpfalz verbunden wurden; jene der Graffschaften und Fürstenthümer, welche die Nebenzweige des wittelsbachischen Hauses entweder durch Ehe- oder Erbverträge oder durch Kauf an sich gebracht haben, werden wir in der Geschichte von Spanheim anführen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Erwerb so beträchtlicher Länder und Herrschaften den Neid und die Eifersucht der Nachbarn erregt habe. Auf der einen Seite mußten die Pfalzgrafen gegen mächtige Fürsten, auf der andern gegen aufblühende Städte kämpfen, um sich darin zu behaupten. Ich werde die Fehden, welche die drei Ruperte gegen die Bischöfe von Mainz, Straßburg, Speier und Worms, gegen die Grafen von Baden, Würtemberg, Katzenellenbogen und Leiningen, und endlich gegen die rheinischen Städte darob auszufechten hatten, in den folgenden Geschichten anführen; hier will ich nur das anrühmen, was sie für das innere Wohl des Landes gethan haben. Man kann diese drei Fürsten mit Recht die Mehrer und Gesetzgeber der Pfalz nennen.

Unter den Urkunden, welche Tollner in seiner pfälzischen Geschichte gesammmelt hat, befindet sich der Stiftungsbrief der Universität von Heidelberg von Rupert I., eine Art von gesetzlicher Verordnung von Rupert II., und der Länder-Vertheilungs-Vertrag von Rupert III. Diese Urkunden kann man als den Grund der künftigen Verfassung der Rheinpfalz ansehen. Nach den Verordnungen derselben wurde das pfälzische Gebiet in ein unveräußerliches Kurthum und in erbliche Fürstenthümer vertheilt, und in beiden das Recht der Erstgeburt eingeführt. Zum Erstern gehörten Stahleck mit Bacharach und Caub, Alzei, Heidelberg, Stromberg, Germersheim, Neustadt, Kaiserslautern, Ozberg, Mosbach, Lindenfels, Bretten, Oppenheim mit dem ingelheimer Grunde und andern früher erworbenen Ländern am Neckar und Rhein; zu den Letztern, die Graf- und Herrschaften, welche sie später gekauft und geerbt hatten, als Spanheim,

Veldenz, Zweibrücken, Simmern, und die sogenannte Oberpfalz. Von den eigentlichen Kurländern durfte nach Vorschrift der Hausverträge und der goldenen Bulle nichts veräußert werden. Auch sollten die letztern nach den Hausverträgen beständig bei dem Hause Wittelsbach bleiben, sie konnten aber unter dessen verschiedenen Zweigen vertheilt, und nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden. Daher finden wir jetzt das pfälzische Haus in mehrere Linien, als die Veldenzische, Zweibrückische, Simmerische und Odenwälder vertheilt.

Die verschiedenen Fürstenthümer wurden, wie die andern Länder am Rheine, in Oberämter, Aemter und Vogteien abgetheilt, unter welchen die Städte und Dörfer verwaltet waren. Die Oberamtleute und Vizthume waren größtentheils Ritter, welche in den von diesen Kurfürsten entweder erbaueten oder befestigten Schlössern ihre Sitze hatten, und zugleich als Burggrafen angesehen wurden, um selbige zu vertheidigen. Als nach der Hand der gesetzliche Zustand in Teutschland den Faustrechtlichen gebändigt hatte, übergaben die Fürsten ihre Aemter auch solchen Männern, welche der Gesetze und des Rechts kundig waren. Die Lehensleute, Ritter und Burgmänner übten alsdann nur die Kriegsgewalt. Schon Ruprecht II. verordnete, daß das Landrecht in besondere Bücher zusammengetragen, und darnach gerichtet werden sollte. Er hatte sich ferner aus den Grafen und Rittern neunzehn Räthe gewählt, welche in wichtigen Fällen und Erbfolgesachen entscheiden sollten. Doch wünschte er, daß wenn einer davon abgehen würde, auch sonst kluge und gelehrte Leute in den Rath aufgenommen werden möchten; deswegen hatte er und sein Vorfahrer Ru-

precht I. die Universität zu Heidelberg gestiftet, damit auf ihr tüchtige Rechtslehrer und Staatsleute gebildet werden könnten. Bei den sogenannten gelehrten Räthen blieb nach der Hand die Verwaltung der Justiz und Polizei; Krieg und auswärtige Geschäfte that der Kurfürst selbst mit seinem Adel ab. Auch mahnte Rupert II. in seiner Verordnung ausdrücklich, daß seine Nachfolger und deren Räthe oder Beamten das Volk nicht mit neuen Abgaben bedrüken möchten. Die Untergerichte waren in die Städte oder Schlösser der Aemter verlegt. Zu den Hauptsitzen der Regierung und Justizverwaltung ernannte er Heidelberg und Alzei, jenes für das rechte, dieses für das linke Rheinufer.

Rupert III. gab endlich dem Ganzen die noch fehlende Ründung und Einheit. Da er als Kaiser so beträchtliche Städte und Länder seinem Hause zugewendet hatte, konnte er auch die von seinem Vater angeordnete Gerichts- und Landesvertheilung erweitern, und nach Maßgabe der Städte und Aemter zusammenstellen oder scheiden. Diesem gemäß sonderte er durch eine väterliche Verordnung die Länder, welche eigentlich zur Kurpfalz gehörten, von denen, die besondere Grafschaften und Fürstenthümer ausmachten. Jene sollte der älteste seiner Söhne als erblicher Kurprinz besitzen; diese aber unter die übrigen vertheilt werden. Er befestigte hierauf die Schlösser, welche das Land gegen schnelle Ueberfälle sicherten, und legte in den Städten Amthäuser und Gerichtsstuben an, damit die Verwaltung Bequemlichkeit und Raum habe. Schon als Pfalzgraf und Kurfürst hatte er seine Residenz Heidelberg erweitert und verschönert. Als er hernach Kaiser geworden war, wollte er auch dort in königlicher Pracht erscheinen. Er umgab die Stadt mit neuen Mauern und Bollwerken, und dehnte

ste bis über das Dorf Bergheim aus, welches sein Großvater, Rupert der Aeltere, damit vereinigt hatte. Endlich stiftete er auch in Heidelberg die Hauptkirche zum heiligen Geist, und begabte sie mit königlicher Freigebigkeit. Er würde seinen Erbstaaten noch größere Wohlthaten erwiesen haben, wenn ihn nicht, wie Ludwigen, die Kriege in Italien und mit seinem Gegner Wenzel daran gehindert hätten.

Nach dem Tode Kaiser Ruperts III. theilten seine Söhne, vermöge väterlicher Verordnung, die pfälzischen Länder. Der Aelteste, Ludwig III., erhielt die Kur und die mit derselben verbundenen alten Kurlande; Johann die Oberpfalz in Baiern; Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach, Borberg, und die odenwäldischen Aemter. Ludwig III. und sein Sohn und Nachfolger gleiches Nahmens, haben die Gesetze, welche ihre Väter gegeben hatten, verbessert, und strenge Gerechtigkeit geübt. Sie verwalteten ihre Einkünfte, welche blos in Zoll und Naturalien bestanden, mit Klugheit und Pünktlichkeit, und verwendeten den Ueberschuß davon auf öffentliche Gebäude, Schulen und Hospitäler. Das Volk wurde nicht durch Abgaben gedrückt. Wenn eine väterliche Regierung den Ruhm der Unsterblichkeit verdient, so gehört er diesen Fürsten.

Ludwig IV. hinterließ bei seinem frühen Absterben im Jahr 1448 nur einen minderjährigen Sohn, Philipp, der kaum ein Jahr alt war. Sein Bruder Friedrich I. übernahm also mit der Vormundschaft zugleich die Kurwürde. Keiner der Pfalzgrafen, welche seit Ludwig I. den Kurhut getragen, hat größere Dinge unternommen, als dieser Fürst, welcher seiner Thaten wegen auch der Siegreiche genannt wurde. Er war nicht Kaiser, wie Ludwig und Rupert, allein er verdiente es zu seyn; und

obwohl er als Vormund und Kurfürst sich für seine Nachkommenschaft der pfälzischen Länder bemeistern konnte, so dachte er doch zu großmüthig, als daß er seinem Neffen dieselben geraubt hätte. Er vergrößerte vielmehr dessen Erbe durch seine Siege, und machte die Pfalzgrafen am ganzen Rheine und in Teutschland furchtbar.

Ehe er die rühmlichen Fehden mit seinen Nachbarn unternahm, sicherte er erst seine Staaten von Innen durch Gesetze und kriegerische Anstalten. Er theilte die Pfalz ordentlich in Aemter und Oberämter ab, und setzte in seinen Vestungen und Schlössern Ritter und Hauptleute an, welche selbige vertheidigen mußten. Er errichtete in Heidelberg ein eigenes Hofgericht, wohin die Rechtssachen von den Untergerichten gebracht werden konnten, und bauete dazu ein prächtiges Haus, welches von ihm seinen Nahmen erhielt. Um sich hatte er eine Versammlung kluger Räthe, und einen Kanzler zur innern Verwaltung, er aber führte den Krieg und die auswärtigen Geschäfte in eigener Person.

Die ersten Fehden, welche er unternahm, gingen gegen jene Ritter und Grafen, welche in den Gebirgen und Schluchten der Vogesen und des Odenwaldes saßen, und von ihren Schlössern herab sich Raub und Gewaltthat erlaubten. Zu der Zeit, sagt die elsäßische Chronik, legte sich Jacob von Lichtenberg eine Buhldirne bei, welche man die Barbel von Ottenheim nannte, und das arme Volk zwang, für sie beständig zu arbeiten, und ihr das beste Hab zu geben. Sie brachte es durch ihren Stolz und ihre Härte so weit, daß sich die Einwohner von Busweiler bei seinem Bruder Ludwig beklagten, und da sie keine Hülfe fanden, und mit Gewalt aus ihren Häusern vertrieben werden sollten, griffen selbst die Wei-

der zu den Waffen, um sich zu wehren. Sie liefen, wie die elsäßer Chronik sagt, zusammen, und jede brachte ein Gewehr mit: die eine nahm einen Bratspieß, die andere eine Heugabel, die dritte einen Spieß, die vierte einen Kolben, die fünfte einen Stecken, die sechste eine Axt oder was sie sonst haben konnte, und trieben das böse Weib mit ihren Helfern in die Burg. Indeß kam Herr Ludwig mit seinen Reisigen vor die Stadt. Sie wurde übergeben, und der Handel so geschlichtet, daß die armen Leute in Ruhe gelassen, und unter Ludwigs Herrschaft kommen sollten; die Barbel aber wurde nach Hagenau verwiesen, wo sie nach Jakobs Tode, als eine Zauberin und Hexe zum Tode verdammt, ihr schlechtes Leben auf dem Scheiterhaufen endete.

Die Grafschaft Lichtenberg kam nach dem Absterben des alten Hauses größtentheils an die Grafen von Hanau und Zweibrücken, welche mit den Grafen von Lützelstein darob in Fehde lagen. Im Jahre 1457 überfielen die letzten Lützelsteiner, Jakob und Wilhelm, den Grafen Friedrich von Zweibrücken in seinem Schlosse zu Bitsch, und wollten ihn ermorden lassen. Aber dieser, ermuntert durch seinen Kammerknecht, sprang über die Schloßmauer, und rettete sich auf einem schlechten Bauernpferde nach Baumberg zu seiner Gattin.

Der brave Kämmerling war indeß nach Mobelsheim geritten, und brachte das Volk auf; aber die zwei Kinder des Grafen lagen noch zu Bitsch gefangen. In dieser Noth faßte die Gräfin einen Entschluß, den nur Mutterliebe in dem Herzen eines Weibes hervorbringen kann. Sie ging nämlich, bewaffnet und von einer einzigen Kam-

merfrau begleitet, vor Bitsch, und forderte zu ihren Kindern gelassen zu werden. Als sie an das Thor gekommen war, fand sie Wilhelmen von Lüzelstein, welcher ihr den Eingang verwehren wollte. Sie aber faßte ihn mit ganzer Gewalt am Barte, zog ein großes Messer heraus, und sagte: »du ehrvergeßner Graf! willst du zurück, so »mußt du mich wohl auch mitnehmen.«

Also kam sie in die Stadt, sahe und küßte ihre Kinder, und flößte den Lüzelsteinern so viel Erstaunen ein, daß sie ihr die geraubten Kleinodien wieder geben wollten; sie aber sagte ihnen kühn ins Gesicht: »Ich habe wohl »mehr als dies verloren, wollt ihr mir das bessere, meine »Kinder, nicht wieder geben, so könnt ihr auch das schlech»tere behalten. Aber auch dies wird euch nicht frommen; »so lange ich noch meinen besten Schatz, meinen Mann, »und diese weibliche Kraft habe, wird mir Gott schon »wieder Kinder geben.« Mit diesen Worten, auf ihren schönen Leib deutend, schied sie von dannen. Graf Wilhelm wollte sie begleiten, aber sie stieß ihn zurück und sagte: »ihr habt unehrlich, falsch und boshaft an meinem »Manne gehandelt, und seyd also nicht werth, mich zu »führen.«

Hierauf rief Graf Friedrich seinen Vetter, den Kurfürsten von der Pfalz, den Kurfürsten von Trier, und mehrere Fürsten um Hülfe an; und sie kamen mit großen Heeren vor Bitsch und Lüzelstein gezogen, und schlossen beide Orte ein. Nach einer langen Belagerung mußten die Lüzelsteiner von Bitsch abziehen, und wurden über Weges noch von den Bauern geplündert. Sie ließen sich aber durch diese Strafe nicht von ihren Fehden abhalten.

Friedrich der Siegreiche machte ihrem Unwesen und ihrer Herrschaft ein Ende. Da sie seine Lehenrechte auf ihr Schloß nicht anerkennen wollten, zog er mit seinen Heerschaaren davor, und nahm es mit Sturm ein. Die Grafen hatten kaum noch Zeit, zu entwischen.

Nachdem Friedrich die Herrschaft der Lützelsteiner in den Vogesen zerstört, und der seinigen einverleibt hatte, zog er in die Bergstraße gegen die Feste Borberg, welche durch die von Rosenberg ein Raubnest geworden war. Da dieses Schloß auf einem steilen Berge lag und mit starken Bollwerken umgeben war, so konnte es wohl nicht ohne Sturm eingenommen werden. Friedrich, der seine Zeit nicht mit einer langen Belagerung verlieren wollte, ließ daher seine Tapfern den Berg hinaufziehen, und griff die Thore und Mauern mit so gewaltigen Stößen an, daß sie auf allen Seiten brachen, oder eingestoßen wurden. Die Ritter mußten sich ergeben und die Feste wurde zerstört. Er kaufte hierauf die Grafschaft Löwenstein um 1400 Gulden, und richtete nun seine Absichten auf das Fürstenthum Lorsch in der Bergstraße, welches der Erzbischof von Mainz, Siegfried III., durch kaiserliche Schenkung von Friedrich II. erhalten hatte.

Diese Siege und Ansprüche hatten ihm mächtige Feinde erweckt. Die Grafen von Würtemberg, von Baden, von Katzenellnbogen, und die Bischöfe von Speier und Metz, ja selbst sein eigener Vetter der Graf von Veldenz, waren zusammengetreten, um seinen Eroberungen Einhalt zu thun. Das Haupt davon war der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Diether von Isenburg,

welcher sich rüstete, um seine Länder zu vertheidigen. Ehe wir nun diese blutige Fehde, welche jetzt Friedrich zu bestehen hatte, weiter erzählen, müssen wir erst die Geschichte der gefürsteten Abtei Lorsch und der Grafschaft von Katzenellnbogen einrücken, welche entweder die Veranlassung oder ein Theil davon war.

Geschichte von Lorsch und Katzenellnbogen-Hessen.

Neben den ehemaligen kurpfälzischen Ländern am Neckar zieht sich von den Höhen des Kattenellenbogen, gemeinlich der Malchen oder die Bergstraße genannt, eine große Fläche Landes bis zum Rhein und Main herab, welche unter der fränkischen Monarchie der obere Rheingau, nach der Hand aber das Fürstenthum von Lorsch und die Grafschaft von Katzenellnbogen begriff. Jetzt führt sie den Nahmen des Großherzogthums von Hessen-Darmstadt. Die Ebene wird gegen Osten von diesem Gebirge, gegen Norden und Westen von diesen Flüssen begrenzt, und ist fast zu allen Getreidepflanzungen dienlich. Nur die Spitze am Ausflusse des Mains ist mit Flugsand bedeckt. Die Hügel der Bergstraße sind von den Mönchen der Abtei Lorsch mit Weinstöcken, Obst- und Mandelbäumen besetzt und in einen blühenden Garten verwandelt worden. Wenn es wahr ist, daß ehemals, wie Dahl behauptet, der Neckar durch einen Umschwung bei

Heidelberg seinen Lauf längs der Bergstraße hin genommen habe, so war dieser altfränkische obere Rheingau das schönste Gegenbild von dem untern, und beide mit dem gegenüber liegenden Wormsfelde der wahre Wonnegau der fränkischen Monarchie. Da die Ebene eine weite Ausdehnung hatte, und ringsum von den drei großen Reichswäldern, dem Föhrhach, Dreieich und Odenwald umgeben war, so legte, vermuthlich Karl der Große, wie zu Ingelheim, so auch hier, eine seiner königlichen Lustpfalzen, das alte Tribur[1] an; sie wurde aber auch wie jene, der Schauplatz des Undanks und der Demüthigung seiner Nachfolger. Zweimal erwartete hier, wie wir gehört haben, Ludwig der Fromme mit den Waffen in der Hand den Angriff seiner Söhne. Eben so oft versuchte hier Ludwig der Teutsche die Aussöhnung mit den Seinigen, welche sich, wie er gegen seinen Vater, nun gegen ihn empört hatten. Endlich wurde sogar der letzte von Karls rechtmäßigen Enkeln, Karl der Dicke, hier von seinem Throne gestoßen, und bald hernach sollte hier ein gleiches an dem Kaiser Heinrich IV. gewagt werden.

Von der Herrlichkeit dieses alten Königshofes findet man jetzt kaum noch einige Ueberbleibsel. Der Abt von Trittenheim wollte zwar zu seiner Zeit noch Spuren von einer großen Stadt dort gesehen haben; allein jetzt sind ein kleines Dörfchen, welches noch den Nahmen Tribur oder Drewer trägt, die Dörfer Königstä=

1. Vielleicht Drüber. Einige Alterthumsforscher wollen den Nahmen von den drei Flüssen, Rhein, Main und Neckar ableiten, welcher letztere bei dem Orte in den Rhein geflossen sey.

ten und Hofstett, und eine Pfütze, die Kaiserswog genannt, die einzigen übrig gebliebenen Beweise seiner ehemaligen Größe. Die Ursachen und die Zeit seines Verfalles sind in der Geschichte nicht genau angegeben. Nach der Chronik von Oppenheim wird seine Zerstörung dem Unwillen Heinrichs IV. zugeschrieben, der darum seinen Untergang beschlossen habe, weil sich die teutschen Fürsten darin gegen ihn verschworen hatten. Damit stimmt auch die Innschrift eines Steines überein, welchen man zu Rom gefunden haben will. Da aber noch nach diesem Kaiser, dessen Nachfolger, Heinrich V., sich in dem Pallaste aufgehalten hat, so scheint diese Sage nicht ganz gegründet zu seyn. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er unter den Hohenstaufen in Verfall kam; indem Friedrich der Rothbart zwei neue Palläste, einen zu Kaiserslautern, den andern zu Gelnhausen, erbauen ließ. Da zu dieser Zeit auch die alten Gaugrafschaften untergingen, so benutzten die Aebte von Lorsch und die Grafen von Katzenellnbogen, welche den obern Rheingau unter sich getheilt haben, die Steine des verlassenen Kaiserpallastes von Tribur, und verschönerten damit ihre Städte Oppenheim, Darmstadt und Gerau.

Während der fränkischen Monarchie wurde der obere Rheingau von dem Geschlechte Ruperts oder Rankors verwaltet. Es hatte, nach Dahls richtiger Bemerkung, seinen Grafensitz zu Heppenheim, wo auf dem sogenannten Landsberge das Gaumal oder Gaugericht gehegt wurde. Rankor stiftete mit seiner frommen Mutter Williswinde im Jahre 764 an dem Fuße des Melibokus die berühmte Abtei Laurasheim oder Lorsch. Er selbst trug mit dem salischen Grafen Wa-

rin oder Werner den Leib des heiligen Nazarius über die Vogesen zu der bereits angefangenen Kirche; sie wurde aber erst unter Karl dem Großen mit königlicher Pracht, und in Beiseyn dieses Kaisers und seiner Familie, von dem Erzbischofe von Mainz, Lullus, eingeweiht. Die Verehrung des heiligen Nazarius zog bald Fürsten und Völker an sein Grab, und ihre Schenkungen vermehrten die Güter und Kostbarkeiten der Kirche so schnell, daß schon Kankors Sohn, der Graf Heimerich, sie beschränken wollte, und auf sie, als sein Erbe, Ansprüche machte. Die Sache kam vor den Gerichtshof Karls des Großen, und dieser bestätigte nicht nur die alten Schenkungen, sondern fügte ihnen auch die Cent von Heppenheim, den Sitz des Gaugrafen, hinzu. Unter der Regierung des Kaisers Lothar gab der Graf Ansfried einen großen Theil seiner Erbländer dem heiligen Nazarius. So bereichert, wuchs die Abtei zu einem Fürstenthume heran, dessen Aebte mit einer königlichen Pracht, mit einem Hofstaate von tausend Dienstleuten und einem Heerschilde von zwölf vollen Fahnen-Lehen, erscheinen konnten.

Das Geschlecht des Grafen Kankor verliert sich im Jahre 836 mit Rupert III. Ob es mit der herzoglichen Würde geziert, oder der in der Legende vorkommende Herzog von Bingen, der heilige Rupert, mit ihm verwandt war, kann man nicht mit Gewißheit behaupten. Nach Rupert III. kömmt im Jahre 860 ein gewisser Adelhard als Kirchenvogt von Lorsch vor; aber das Grafen-Amt hatten allbereits die mächtigen Salier an ihr Haus gebracht. Gebhard, des Uto Sohn, ist von diesem Geschlechte der erste, welcher im Jahre 896 als Graf vom obern Rheingaue genannt wird. Unter seiner

Verwaltung und auf Betrieb seiner Familie ist Karl der Dicke zu Tribur seines Thrones entsetzt, und Arnulf darauf erhoben worden. Durch diesen Regierungswechsel wurden die Salier so mächtig, daß sie ihre Feinde, die Babenberger, besiegen und den Grafen Adelbert als einen Reichsfeind öffentlich zu Tribur verdammen, und hernach enthaupten lassen konnten. Ihre Gewalt in dem obern Rheingaue wurde noch fester, als Graf Uto, Gebhards Sohn, dem Kaiser Otto I. gegen seinen Vetter Eberhard, den Herzogen von Franken, streiten half. Zum Lohn seiner geleisteten Dienste erhielt er das Grafen-Amt für sein Haus erblich, und sein Sohn Konrad wurde im Jahre 916 zugleich Herzog in Schwaben. [1]

Nach dessen Tode 997 kommt im Jahre 1002 ein gewisser Gero oder Gerung, vielleicht Gerhard, als Gaugraf vor, welcher wenigstens seinem Nahmen nach unter die Salier gezählt werden könnte. Wahrscheinlich hat dieser, da das alte Gaumal zu Heppenheim an die Abtei Lorsch vergeben war, seinen Grafensitz nach Gerau verlegt, und damit auch dem nordwestlichen Theile des Gaues den Nahmen Gerauer Ländchen gegeben, welchen es noch trägt. Unter seinem Nachfolger dem Grafen Adelbert verschenkte aber der Kaiser Heinrich II. im Jahre 1013 dieses Gerau mit der Cente von Bessungen an das von ihm gestiftete Bisthum Bamberg, welches sie an Würzburg vertauschte. Unter den künftigen Gaugrafen, deren Nahmen man fast nicht mehr kennt, verfielen Gau und Gaumal; und ihr Stammschloß wurde sonach der Sitz ihrer erblichen Gewalt.

1. Siehe das dritte Buch.

Man muß die Regierung Heinrichs IV. als den Zeitraum ansehen, worin die bereits erworbenen Trümmer des alten Gaues in Stammherrschaften verwandelt wurden. Nach Lambert von Aschaffenburg waren die begünstigten Lieblinge dieses Kaisers der Erzbischof von Bremen Adelbert, Werner ein Graf von Hessen Heinrichs Verwandter, Ulrich von Kostheim, Eberhard, Berthold und Hartmann. Diese schmeichelten dem jungen Könige mit dem Ruhme seines Hauses, der Größe seiner Gewalt und den Vorzügen seiner Tapferkeit. Sie gaben ihm zu verstehen: »daß die »Vergebung der geistlichen und weltlichen Aemter ein »kaiserliches Recht sey, und er, wie sein Vater Hein»rich III., darüber schalten und walten könne.« Dabei fröhnten sie seinem Hange nach Weibern und Schmäusen. Für diese Dienste, welche sie ihm zu leisten schienen, gab er ihnen Länder, Güter, Aemter und andere Geschenke, und wurde auf die Art der Urheber der Zerstückelung des obern Rheingaues. Dem Erzbischof Adelbert drang er mit Gewalt die Abtei von Lorsch auf, und verjagte ihren Abt Ulrich. Eben diese Kirche überließ er dem Berthold, dessen Nachfolger, wie die Chronik sagt, mehr Räuber und Tyrannen, als ihre Vögte und Beschützer wurden. Dem Ulrich von Kostheim schenkte er viele Güter in dem Lande, und die den Markgrafen Uto und Dedi abgenommenen Herrschaften in Sachsen. Die Kinder dieser Markgrafen gab er dem Eberhard in Verwahrung, und zum Lohne dafür, den ganzen obern Theil des Gaues und die Vogtei über Tribur. Der Gaugraf Boppo nahm das von dem Gaue unter seine Herrschaften auf, was der Kaiser nicht schon vergeben hatte. So

unverdiente und oft gewaltsame Schenkungen mußten die Fürsten des Reichs, besonders die Geistlichen und den Adel des obern Rheingaues aufbringen, weil sie darin vorgenommen wurden. [1]

Das erste Beispiel des Mißvergnügens gaben, wie Lambert von Aschaffenburg sagt, die bei Eberhard im dreieichner Haine als Geißeln bewahrten Prinzen der Markgrafen Uto und Dedi durch eine Kühnheit, welche man von ihrem zarten Alter nicht vermuthete. Heinrich hatte sie zwar als Geißel der Wachsamkeit seines Lieblings anvertraut, jedoch ihm ausdrücklich geboten, sie nicht zu strenge zu halten, und ihnen zuweilen, auf daß sie nicht krank würden, Spiele mit andern Knaben zu erlauben. Eberhard befolgte diese königliche Weisung, und ließ sie, nichts von ihrem kindischen Alter befürchtend, unter Aufsicht der Wächter in und auch wohl außer seinem Schlosse spielen. Zuweilen nahm er sie auch in den benachbarten Wald auf die Jagd mit, und setzte sie auf Pferde, um sie auf die Weise ihren Kummer vergessen zu machen. Da dieses öfters geschah, flößten sie ihren Wächtern Vertrauen ein, und diese gestatteten ihnen täglich größere Freiheit. Der Genuß derselben erweckte aber in ihren Herzen die Sehnsucht nach der Heimath und nach ihren lieben Eltern. Sie faßten den Entschluß, heimlich zu entfliehen.

Eines Tages also, da Eberhard mit ihnen auf die Jagd gegangen war, und mit seinen Leuten ein aufgethanenes Wild zu eifrig verfolgte, gaben die ohne Wächter zurückgelassenen Prinzen ihren Pferden die Sporn und

1. Siehe das vierte Buch.

jagten durch Wald und Gebüsche, über Gräben und Hügel, bis zu dem Maine hin, wo sie einen Fischer fanden, welchem sie ihre Mäntel zum Geschenke anboten, wenn er sie nach Mainz führen würde. Dieser, entweder vom Werthe des Lohnes, oder von Mitleid gerührt, nahm sie in seinen Nachen, bedeckte sie mit dem Schiffgeräthe, und brachte sie glücklich zur Stadt. Die Pferde aber liefen neben dem Kahn am Ufer her, als hätten sie, wie Lambert sagt, menschliche Vernunft gehabt.

Als die Prinzen nach Mainz gekommen waren, versteckten sie sich in einem nahe am Ufer liegenden Hause, und baten den Wirth, sie nicht zu verrathen, denn sie seyen des Erzbischofs Verwandte, welcher ihn reichlich dafür belohnen würde. Bald aber hierauf kam Eberhard ihnen nach, und der alte pfiffige Höfling knirschte mit den Zähnen, weil er von ein Paar unbärtigen Knaben überlistet war. Da er durch Kundschafter erfahren hatte, wo sich die Prinzen aufhielten, umstellte er mit seinen Leuten das Haus, und drohte dem Wirthe, selbiges ihm über dem Kopfe anzünden zu lassen, wenn er die königlichen Geißeln nicht sogleich herausgeben würde.

Unter diesem Lärmen kamen viele Bürger von Mainz herbeigelaufen, und nahmen mit Zank und Geschrei, je nachdem sie gesinnt waren, Theil an dem Streite. Der große Auflauf konnte nun auch dem Erzbischofe Siegfried nicht mehr verborgen bleiben. Da er hörte, daß seine jungen Vetter mit Gewalt wieder in die Gefangenschaft geführt werden sollten, schickte er den Grafen Konrad von Lützelburg mit einem tüchtigen Haufen vor das belagerte Haus; diese vertrieben den ergrimmten Eberhard, und befreieten die Prinzen, welche Siegfried sonach ihren Eltern

zurückschickte. [1] Jedermann glaubte nun, daß der Kaiser seinen Liebling wegen dieser Flucht seiner Geisseln bestrafen würde; allein er ließ ihm nicht nur die vorigen Schenkungen, sondern bewarb sich auch noch für ihn um Gertruden, die Erbin von Arnsburg und Beilstein in der Wetterau. Eberhard, stolz auf die neue Gnade des Kaisers, verlegte dorthin den Sitz seines Stammes, und trotzte noch mächtiger als zuvor seinen und des Königs Feinden.

Die Gewaltthaten der königlichen Lieblinge und das Mißvergnügen der Geistlichkeit und Adelichen im obern Rheingau hatten nun ihren höchsten Grad erreicht. Sowohl geistliche als weltliche Herren, Ritter und Volk, suchten sich dagegen zu rüsten, um, wenn ihre Beschwerden bei dem Kaiser kein Gehör finden sollten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Vasallen der Abtei Lorsch griffen zuerst zu den Waffen. Sie erbaueten auf dem Berge bei Heppenheim die Festung Starkenburg, und vertheidigten ihren Abt Ulrich gegen die Söldner des Königs und seines Lieblings Adelbert. Die Erzbischöfe von Mainz und Cölln, der Herzog Rudolph von Schwaben, nebst andern Fürsten, versammelten sich zu Tribur, und besetzten den Königshof. Heinrich wurde gezwungen, seine Kebsweiber und Lieblinge zu entfernen, seine rechtmäßige Braut Bertha zu ehelichen, und den Abt Ulrich wieder in seine Würde einzusetzen. Als der Kaiser bald hierauf in eben diesem Pallaste das Brautlager mit seiner Verlobten feierte, erschien der Abt selbst, sitzend auf einem prächtig geschmückten Pferde, bedient von

1. Die Beschreibung dieser Flucht der Prinzen verdient bei Lambert von Aschaffenburg nachgelesen zu werden.

seinen Dienstmannen, und umgeben von zwölfhundert Rittern, welche für ihn die Waffen zu führen bereit waren.

Heinrich mußte also gedrängt, dem mächtigen Prälaten seine Gnade versprechen; sobald er aber aus der gegenwärtigen Verlegenheit gekommen war, berief er wieder seine Lieblinge zu sich an den Hof, und diese behaupteten sich nun in ihren Schenkungen. Der Lorschische Vogt Berthold entriß der Abtei die Schlösser Lindenfels und Bickenbach nebst der Stadt Gernsheim. Davon nannte sich sein Enkel Berthold einen Grafen von Lindenfels; Konrad aber, der Gemahl seiner Enkelin Mathilde, einen Herrn von Bickenbach. Eberhard von Hagen oder Dreieicher-Hain blieb Herr und Vogt in dem obern Theile des Gaues und bauete auf den Gütern seiner Gattin in der Wetterau das Schloß Münzenberg, wovon sich auch seine Nachkommen nannten. Die Herren von Hirschhorn, Handschuhsheim, Dornberg, Rotenstein, Jossa und Frankenstein erwarben viele Güter und Lehen. Ueber sie alle ragte aber jetzt Heinrich I. von Katzenellenbogen hervor, der mit dem alten Grafenamte auch wohl den größten Theil des obern Rheingaues geerbt haben mogte.

Das Stammschloß Katzenellenbogen, woher sich Heinrich I. und seine Nachfolger nannten, lag nicht in dem obern Rheingau, wo sie doch herrschten, sondern in dem Lahngaue oder Haineich, dem alten Sitze der Salier. Seine Vorfahren haben es vermuthlich der Abtei von Bleidenstadt als Lehen aufgetragen, und von ihr als solches wieder zurück erhalten. Aus diesem Umstande folgert Kremer, daß dieser Heinrich von Katzenellenbogen wohl

von den Saliern selbst abstammen müße, welche auch den obern Rheingau als Grafen verwalteten. Dagegen behauptet aber Wenk, daß er von den Hennebergern herkomme, welche kurz vor ihm nach seiner Meinung das Grafenamt und die Kirchenvogtei von Lorsch besessen haben. Beider Geschichtschreiber Behauptungen können vereinigt werden, wenn man voraussetzt, daß Heinrich I. entweder von weiblicher oder männlicher Seite von beiden Häusern abstamme.

Stammtafel der Grafen von Katzenellenbogen.

Gero, Graf zu Gerau im obern Rheingau 1002.

N. N. Von Katzenellenbogen, im Haineich. — Boppo, Graf im Lobdengau.

Heinrich, Graf im Lobdengau, 1067. — Boppo, Graf im obern Rheingau, 1065.

Heinrich I. Graf von Katzenellenbogen, 1102.

Heinrich II. — 1102 — 1160.

Heinrich III. 1151 — 1173.

Berthold I. 1189 — 1204. — Diether I., Graf von Hohenstein, 1214 — 1219.

Diether II. 1219 — 1224. — Heinrich IV., Graf von Hohenstein 1222 — 1245.

Diether III. 1245, theilt mit . . . . Eberhard I. 1245.

Anna, vermählt mit . . . . Johann III. 1388.

Philipp, der Aeltere, † 1479.

Philipp, der Jüngere, † 1454. — Anna, vermählt mit Heinrich IV. von Hessen, 1446.

Stammtafel der Herren von Hagen und Münzenberg.

Eberhard von Hagen, im obern Rheingau, 1075 – 1118.
Vermählt mit Gertraud, Kuno's von Arnstein und Mechtildens von Bielstein Erbtochter.

Konrad Herr von Hagen und Arnsburg, 1093 — 1152. Eberhard, 1123.

Kuno I. von Münzenberg, 1151 — 1210. Eberhard Waro von Hagen, 1121 — 1219.

Kuno II. 1193 — 1236. — Ulrich 1212 — 1244. Vermählt mit Adelheid. Eberhard 1232. Domherr zu Mainz.

Adelheid 1292 — vermählt mit Rheinhard I. Grafen von Hanau. — Kuno III. 1231 - 1244. — Ulrich 1255 — Isengard 1261 vermählt an Philipp I. von Falkenstein. — Elisabeth 1255. — Ludgard. 1248. — Hedwig 1260. — Agnes 1260.

Als unter Kaiser Heinrich IV. die Gaugrafschaft aufgelößt wurde, war Boppo noch Graf, und Berthold, vielleicht ein Sohn des kaiserlichen Lieblings, Vogt der Abtei Lorsch. Von beiden macht es Wenk wahrscheinlich, daß sie Sprößlinge des hennebergischen Hauses waren. Berthold vererbte sowohl die Vogtei als andere derselben abgenommene Güter und Herrlichkeiten durch seine Tochter und Enkelin an den Pfalzgrafen Konrad von Hohenstaufen und Konrad von Bickenbach. Die Grafschaft aber mag auf eine ähnliche Art nach dem Tode Boppos an einen lahngauischen Dynasten übergegangen seyn, welcher sich einen Herrn von Katzenellnbogen nannte. So kam, vermuthlich durch seine Mutter, Heinrich I. zum Besitze seiner Herrschaften im obern Rheingau. Dieses wird um so wahrscheinlicher, weil er sich in der Urkunde vom Jahre 1102, der ersten, wo der Nahme von Katzenellnbogen vorkommt, noch nicht einen Grafen nennt. Daß übrigens seine Ahnen zu den hochadlichen Geschlechtern des Lahngaues oder Hainrichs gehörten, läßt sich mit allem Fuge aus der Gewohnheit jener Zeit schließen, und es ist gewiß nicht ohne Grund, wenn später hin, im Jahre 1326, Graf Wilhelm behauptete: daß er von Burg und Stadt Katzenellnbogen sein Wappen führe und alle seine Mannen, Dienstmannen und Herrschaften daher seinem Hause zugekommen seyen.

Heinrich's I. Nachfolger, Heinrich II., wollte, wie mehrere rheinische Grafen, unter Anführung des Pfalzgrafen Herrmann sein Gebiet gegen die Hochstifter von Mainz, Worms und Speier erweitern, und fiel mit gewaffneter Hand in deren Länder ein; er mußte aber diesen Friedensbruch mit der Hundesstrafe büßen, wozu

ihn Kaiser Friedrich I. zu Worms verdammte. Desto glücklicher war er in Vermehrung seiner Herrschaften, als das Haus Arnstein ausging. Er erbte oder kaufte einen großen Theil von dessen Ländern und Gütern im Lahngaue und Hainrich, und gründete demnach die niedere Grafschaft von Katzenellenbogen am untern Rheine.

Es ist ein neuer Beweis, daß seine Voreltern das Gaugrafenamt im obern Rheingaue geerbt hatten, weil darin die katzenellenbogischen Länder, nicht, wie in der niedern Grafschaft, stückweis zusammen gesetzt, sondern noch bis auf unsere Zeiten nach alter Art in Centen und Centgerichte abgetheilt waren. Selbst noch später hin übten seine Nachkömmlinge auch über jene Centen des Gaues die Oberlehenshoheit aus, welche bereits an andere Familien gekommen waren. Nur die Abtei von Lorsch blieb, als ein für sich bestehendes Fürstenthum, von ihrer Grafengewalt befreit, und hatte zur Ausübung ihrer weltlichen Rechte ihre eigenen Kirchenvögte und ihren eigenen Lehenhof.

Die Nachfolger des Grafen Heinrichs II. vermehrten ihr Gebiet durch Kauf, Erbschaft und Krieg, und es war gegen das Jahr 1250 schon so beträchtlich und ausgedehnt, daß die Grafen Eberhard I. und Diether III. eine Theilung damit vornehmen konnten. Jener setzte sich hauptsächlich in der obern, dieser in der niedern Grafschaft fest. Hohenstein behielten sie gemeinschaftlich. Diese Theilung in zwei Linien dauerte ohngefähr zweihundertundfünfzig Jahre; und da während derselben Wilhelm I. Darmstadt mit Mauern umgeben und zu einer Stadt erhoben, Diether III. aber Rheinfels erbauet hatte, so mögen beide Orte für die Zukunft als die Hauptsitze, jener der obern, dieser der niedern Grafschaft, angesehen worden seyn. Eberhard I. vermählte sich mit Elisabeth von

Eppstein, wodurch er Ansprüche auf Homburg an der Höhe und Steinheim erhielt. Zu gleicher Zeit kaufte er von dieser Familie Braubach am Rhein und verband es mit der niedern Grafschaft. Die Grafen Diether I. und III. waren kriegerische Herren, und wir werden es noch in der Geschichte von Rheinfels hören, wie wacker sie gegen Fürsten und Städte gestritten haben. Ihr Gebiet aber in der obern Grafschaft vermehrten sie mit der Vogtei von Umstadt und der Cent Erfelden. Nach dieser langen Theilung des Stammes hinterließ Graf Eberhard VI. mit seiner Gemahlin Agnes von Diez nur eine Tochter Anna, und diese vermählte er im Jahre 1393 mit Johann III., dem Stammhalter der Neukatzenellnbogischen Linie. Da er im Jahre 1399 ohne männliche Erben starb, erbte dieser durch seine Gemahlin auch die altgräflichen Länder, und die ganze Grafschaft wurde sonach wieder von einem Zweige regiert.

Graf Johann III. steht in der Geschichte zugleich als wackerer Vertheidiger seiner Rechte und als gerechter Verwalter seiner Staaten angeschrieben. Er hatte, wie die Limburger Chronik sagt, große Ding gethan von ritterlichen Thaten. Er ist gewesen in großen Streiten und Schlachten, sowohl über Meer und wider die Türken, als auch in diesen Landen. Er hat gebauet Burg Schwalbach und das Schloß Katzenellnbogen oder die sogenannte Katz, Rheinfels gegenüber, wodurch er seinem Stammnahmen zugleich einen neuen Glanz am Rheine gab. Er kaufte von seiner Stiefmutter Anna, einer Nassauerin, Dierdorf, Hadamar, Laurenburg und die Vogtei Dietkirchen, von den Isenburgern aber die Orte, welche in seinem Gebiete lagen. Er hatte sich bei seinen Nachbarn und selbst bei den vier rheinischen Kurfürsten so ehrwürdig und beliebt

gemacht, daß sie alle Händel, welche sonst durch Waffen und Blutvergießen entschieden worden wären, jetzt durch friedliche Uebereinkünfte und Schiedsrichter abthaten. Er stiftete sogar unter den rheinischen Grafen eine Art von Friedensbund, wodurch ihre Streitigkeiten durch ein gemeinschaftliches Friedensgericht ausgetragen wurden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unter einem so gerechten und ordnungsliebenden Fürsten die katzenellnbogischen Länder auch jene Verfassung erhalten haben, wodurch die einzelnen Centen und Gerichte in Aemter und Oberämter untergetheilt waren.

Der Wohlstand, welchen Graf Johann seinem Lande, und der Glanz, welchen er seinem Fürstensitze zu Darmstadt gegeben hatte, zog die Fürsten und den Adel der ganzen Rheingegend an seinen Hof; denn so sparsam er auch in seiner Verwaltung war, so prächtig zeigte er sich bei Festen und in seinen Gebäuden. Er verschönerte und erweiterte Darmstadt; bauete darin eine neue Kirche und sein Schloß, und wollte, als letzteres vollendet, und mit Säulen und kostbaren Geräthschaften geschmückt war, auch darin ein stattliches Fest geben. Zu dem Ende lud er im Jahr 1408 den teutschen Adel zu einem Turniere ein, wobei sich mehrere hundert Fürsten, Grafen und Ritter einfanden, um die Feierlichkeit durch männlich ritterliche Uebungen zu verherrlichen. Das glänzende Schauspiel wurde aber bald ein blutiges Trauerspiel; denn kurz vorher hatten sich einige Ritter aus Franken und Hessen zu Wertheim entzweiet, als sie bei vollen Humpen von ritterlichen Thaten und dem Adel ihres Geschlechts sprachen. Berauscht vom guten Weine, kamen sie in dem Wirthshause, wo sie übernachteten, durch Worte hintereinander. Die Franken warfen den Hessen vor, daß sie

nur vom Stegreif lebten; die Hessen aber den Franken, daß sie den Glanz ihres Adels durch Wucher und Kaufmannschaft verdunkelten. In diesem Grolle ritten sie zum Turniere nach Darmstadt, und jeder Theil machte den erhaltenen Schimpf zur Sache des ganzen Adels ihrer Länder. Die Franken waren mit hundert und zwanzig, die Hessen mit hundert und vierzig Helmen eingeritten; und diese verwandelten jetzt das Turnier in eine förmliche Schlacht. So sehr sich auch Graf Johann und andere Fürsten bemüht hatten, die aufgebrachten Gemüther zu versöhnen, die Ritter stürmten im Kampfe wüthend auf einander ein. Die Streiche und Hiebe gingen auf Leben und Tod, die Arm- und Beinschienen sprangen von den Leibern, die Helme von den Köpfen; die Kampfpferde selbst wurden aufeinander angespornt, Blut und Schaum bedeckte Roß und Reiter. Neun Hessen und siebenzehn Franken blieben auf dem Platze, ohne die welche verwundet waren. Unter die Stöße der Trompeten mischte sich jetzt das Geschrei der Zuschauer. Fürsten, Frauen und Fräulein sprangen von ihren Sitzen, sie drangen hier, dort, bittend, drohend, unter die Kämpfenden, um durch harte oder süße Worte die Wüthenden auseinander zu bringen. Die Urheber des Streites mußten davon reiten, und die noch übrigen gaben sich Mühe, das Ritterspiel wenigstens mit so viel Anstand zu endigen, daß der gastliche Graf Johann nicht beleidigt werden konnte.

Um das Gefühl meiner Leser nicht länger durch solche blutige Trauerspiele aufgebrachter Männer zu trüben, will ich ihnen jetzt als Gegenstück ein lächerliches Lustspiel aufgebrachter Weiber vorführen, was zu eben der Zeit zu Darmstadt üblich war. Von alten Zeiten her wurde es unter teutschen Völkern als schimpflich angesehen, wenn

sich ein Mann von seiner Frau schlagen ließ. Ein solches Haus-Majestätsverbrechen wurde in vielen teutschen Ländern öffentlich gerichtet und gerügt; in keinem aber so feierlich als in dem obern Rheingaue. Zu Darmstadt war in Form der ehemaligen Centgerichte und unter dem Nahmen der **bösen Hundrede** ein Gericht mit Schultheiß und Schöffen angesetzt, das über solche Frevel Recht sprach. War eine Frau schuldig befunden, so mußte sie auf einem Esel durch die Stadt reiten und wurde dem Spotte des Pöbels Preis gegeben. Die Alten begleiteten sie mit Hohn und Gelächter, die muthwilligen Knaben aber mit Zischen, Pfeiffen, auch wohl mit Koth und faulem Obst. Hatte die Verbrecherin ihren Mann hinterlistig, ohne daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte der frankensteiner Bote das Thier; war sie aber mit ihm im Zanke zum Schlagen gekommen, so mußte auch der Mann den Esel selbst führen. Es ist leicht zu denken, daß solche Unarten nur bei ungebildeten Leuten vorkommen konnten. Sie geben uns aber ein, obwohl lächerliches, Bild der Sitten. Diese **böse Hundrede** mag zu der Zeit mehr dazu beigetragen haben, den lieben Hausfrieden zu erhalten, als die Reichsgerichte den Landfrieden. Man wählte zur Bestrafung vermuthlich darum einen Esel, weil ein Eheherr, welcher sich von seiner Frau schlagen läßt, viele Aehnlichkeit mit diesem geduldig tragenden Thiere hat. Diese Eselsgerichtsbarkeit war in dem obern Rheingaue so wichtig gehalten, daß sie unter dem Nahmen eines Eselslehen auf dem Schlosse Frankenstein haftete.

Johann III. starb im Jahre 1444 und hinterließ die wohlverwaltete, reiche Grafschaft seinem Sohne Philipp. Dieser befolgte das kluge Beispiel seines Vaters. Er hatte

sich durch die genaue Verwaltung seiner Einkünfte einen so großen Vorrath von baarem Gelde erworben, daß er damit durch Ankauf oder Versatz sein Gebiet mehr erweiterte, als Diether III. durch seine Waffen und seine Tapferkeit. Die Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Ritter am Rheine waren ihm fast alle schuldig, und er kam dadurch in den Besitz vieler Länder derselben. Der gelehrte Wenk hat die Erwerbungen dieses klugen Herrn umständlich und urkundlich angegeben, wovon man in seiner hessischen Landgeschichte das Verzeichniß findet. Bei dieser großen Sparsamkeit war er zugleich tapfer und großmüthig. In der blutigen Fehde, welche die Erzbischöfe von Mainz, Diether und Adolph, miteinander führten, war er des erstern Bundesgenosse und Schutz.[1] So glücklich aber seine öffentlichen Angelegenheiten von Statten gingen, so unglücklich war er in seinen häuslichen. Sein einziger hoffnungsvoller Sohn, seine Gattin und Enkel starben ihm entweder in der Blüthe ihrer Jahre, oder kränkten ihn durch Undankbarkeit und Ausschweifungen. Ohne Prinzen und ohne Hoffnung deren zu erhalten, mußte er befürchten, daß die reiche Grafschaft von ober- und nieder Katzenellnbogen von Fremden zerrissen und geraubt werde, welche ihm schon bei Lebzeiten sein Leben und seine Gattin vergiftet hatten. Wir werden den traurigen Ausgang des alten Grafenstammes von Katzenellnbogen bei der Geschichte von Rheinfels erzählen, wo er sich auch zugetragen hat, und nur in Kürze das davon anführen, was mit der pfälzischen verbunden ist.

Philipp hatte von seiner ersten Gemahlin Anna von Würtemberg nur einen Sohn, welchen man Philipp

1. Siehe das zehnte Buch.

den Jüngern nannte, und eine Tochter, welche den Nahmen der Mutter trug. Ersterer ward zu Brügge in Flandern erstochen, und hinterließ auch nur eine Tochter, Ottilien; Anna aber war an Heinrich IV. den Landgrafen von Hessen vermählt, und diesem hatte der Vater die Erbfolge in Katzenellnbogen für das Haus Hessen bereits versprochen. Bei einem so wichtigen Vermächtnisse blieben die benachbarten Fürsten nicht gleichgültig, und jeder dachte unter irgend einem Vorwande künftig darauf Ansprüche zu machen. Diese Lage der Dinge entging am wenigsten dem klugen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich dem Siegreichen. Da er bereits seine Ansprüche auf das Fürstenthum Lorsch in der Bergstraße gegen Kurmainz geltend zu machen gedachte, so hoffte er, wenn er nach dem Tode Philipps die obere Grafschaft von Katzenellnbogen an sein Haus bringen könnte, seine Herrschaft vom Neckar bis an den Main zu erweitern. Nach diesem Plane trug er dem alten Grafen für seine Enkelin Ottilia die Hand seines Mündels des Pfalzgrafen Philipps an, und wollte ihn dadurch bewegen, die obere Grafschaft auf deren Erben kommen zu lassen, indeß sich Anna mit ihrem Gemahl dem Landgrafen von Hessen mit der niedern Grafschaft begnügen könnten. Dieser Antrag Friedrichs mißfiel dem Grafen nicht. Die Aussicht, die Tochter seines geliebten Sohnes zu einer mächtigen Kurfürstin von der Pfalz zu erheben, und dadurch seinem Hause einen neuen Glanz zu geben, bewegten den alten Herrn, die Verbindung zu bewilligen, und Friedrich sahe sich schon als Beherrscher des Mains und des Rheins. Zum Unglück hatte er bei diesem klugen Plane, wie es bei den meisten fürstlichen Verbindungen geschieht, vergessen, zuvor das Herz der beiden jungen Leute zu Rathe zu

ziehen, welche ihn doch vollenden sollten. In einer großen Versammlung von Herren und Räthen trug er seinem Mündel die Verbindung mit Ottilien vor, und zeigte ihm, welche Vortheile für sein Haus dadurch hervorgehen würden; allein zu seinem großen Erstaunen mußte er hören, wie dieser, sey es, daß er schon eine andere Braut gewählt hatte, oder daß er die vorgeschlagene Fürstin nicht lieb gewinnen konnte, ihm erklärte: »Er könne sich nicht zu »einer Verbindung verstehen, wobei sein Herz nicht »gewählt habe, und sey auch noch zu jung, um bei einer »so wichtigen Sache mit Freiheit und Ueberlegung han»deln zu können.«

Den alten Grafen Philipp kränkte diese abschlägige Antwort des jungen Kurprinzen in der Seele, weil er sie zugleich für schimpflich hielt, und Friedrich ließ den ganzen Vorgang zu Protokoll nehmen, als einen Beweis, wie sehr er dabei auf die Größe seines Hauses bedacht gewesen sey. Da ihm also dieser weitaussehende Plan nicht gelungen war, suchte er sich einstweilen dafür in der Bergstraße und dem lorscher Fürstenthume zu entschädigen. Um die Ursache oder vielmehr den Vorwand zu finden, unter welchem Friedrich jetzt diese merkwürdige Fehde mit dem Kurfürsten von Mainz und dessen Bundesgenossen unternahm, müssen wir zur Geschichte der alten Reichsabtei von Lorsch zurückkehren, wobei ich bereits den Ursprung angeführt habe.

Wir haben den Abt Ulrich bei dem Beilager Kaiser Heinrichs IV. zu Tribur mit einer fürstlichen Pracht, und umgeben von zwölfhundert Dienstmannen und Vasallen einreiten gesehen. Eben dieser Aufwand brachte bald den Verfall der Abtei herbei. Die Aebte und ihre Mönche lebten zu der Zeit nicht, wie es ihrem

Stande zukam, als der Welt abgestorbene Geistliche, sondern wie Fürsten und Ritter bei der Tafel und auf der Jagd. Durch dieses böse Beispiel kühn gemacht, entzogen ihre Vögte und Lehnleute der Kirche ein Gut nach dem andern, und, was von den herrlichen Schenkungen ihrer Wohlthäter noch übrig geblieben war, wurde in weltlichem Aufwande und Wohlleben verzehrt. So häufte sich nach und nach die Schuldenlast der Abtei, und die Aebte waren gezwungen, die Kirchengüter entweder zu verkaufen oder zu verpfänden. Die ungeistliche Aufführung der Mönche stieg im dreizehnten Jahrhundert so weit, daß sowohl der Pabst als der Kaiser das Gotteshaus dem Erzbischof von Mainz Siegfried II. übergaben, um darin eine Reformation der Sitten und Kirchenzucht vorzunehmen. Allein dieser fand bei einer näheren Untersuchung, daß die Mönche schon zu lange an ein unklösterliches Leben gewöhnt waren, als daß er sie wieder in ihre Zellen hätte bannen können. Er dachte daher, die Abtei aufzuheben und das Fürstenthum dem seinigen einzuverleiben. Um die Mönche desto sicherer zu seinen Absichten zu gewinnen, versprach er, sie unter die Domherren von Mainz aufzunehmen, welche schon lange ihr altes Chorhaus verlassen hatten. Dieser Vorschlag fand unter vielen Beifall; da aber einige lieber unabhängige Herren von Lorsch, als aufgedrungene Domherren zu Mainz seyn wollten, und auch an der Aufrichtigkeit des gethanen Versprechens zweifelten, so widersetzten sie sich nicht nur dem Antrage des Erzbischofs, sondern auch seiner Vollmacht, und trieben ungestört ihr altes ungeistliches Leben fort. Diese Widerspenstigkeit bewog endlich den Pabst Gregor IV. und den Kaiser Friedrich II., die Abtei mit dem Fürstenthume und allen denselben zustän-

digen Rechten dem Nachfolger Siegfrieds, Siegfried III. zu übergeben, welcher sie sonach auch seinem Erzstifte einverleibte.

Eine so wichtige Schenkung erweckte dem Erzbischofe viele Feinde und Neider und einen doppelten Krieg. Auf der einen Seite empörten sich die Mönche, welche sich seinen Gesetzen nicht unterwerfen wollten, auf der andern machten die mächtigen Pfalzgrafen bei Rhein Ansprüche auf das Fürstenthum. Siegfried mußte gegen beide die Waffen ergreifen, um sich im Besitze der Abtei zu behaupten. Da er die alten Mönche, welche unter der freundlichen Regel des heiligen Benedikts ausgeartet waren, nicht mehr für ein Kloster tauglich hielt, so versetzte er sie daraus, und räumte es den Mönchen von Erbach ein, die er nach der Regel des heiligen Bernards an strenge Sitten gewöhnt glaubte. Kaum aber waren diese zum Besitze der Abtei gekommen, als jene, des Fehdehandwerks kundig, mit Spießen, Schwertern und Kolben bewaffnet herangezogen kamen, und selbige, wie in einer Burg, bestürmten. Der Kampf war eben so blutig als lächerlich. Schwarze Haufen drangen und vermischten sich mit weißen, und da die erbächer Mönche die Klosterknechte und Hausleute zu Hülfe gerufen hatten, so wurde mit Schwertern und Prügeln zugleich darein geschlagen. Die Kappen, die Skapuliere und Kukullen flogen im Hofe herum, und in Zimmern und Sälen sah man bald einen geschornen Kopf neben einem ungeschornen, die Wände mit Blut färben. Die weißen Mönche waren am Ende so glücklich, die schwarzen wieder zu vertreiben, und da es diesen nicht gelingen konnte, jene durch Gewalt zu besiegen, so riefen sie den Bischof von Worms und dessen Bruder, den Grafen von Leiningen, zu Hülfe, und lieferten diesen,

vermittelst gewonnener Burgmänner, die Festung Starkenburg in die Hände. Nach diesem Verrath mußte Siegfried List, Versprechungen und Gewalt zugleich anwenden, damit er die Leininger wieder aus dem Lande bringen möge. Um alles Andenken an die vorige Verfassung zu vernichten, verwandelte er die Abtei in eine Probstei, und zerstreute die Mönche umher mit einem anständigen Unterhalte.

Dieser Krieg war mehr lächerlich als gefährlich; viel mehr aber hatten Siegfried und seine Nachfolger die mächtigen Pfalzgrafen zu fürchten, welche der kaiserlichen Schenkung ohngeachtet, jetzt als Kirchen-Vögte auf das lorscher Gebiet Anspruch machten. Pfalzgraf Konrad von Staufen hatte nämlich, durch seine Gemahlin Irmengard, der Enkelin des Vogts Berthold, die Kirchenvogtei über die Abtei geerbt, und selbige durch seine Enkelin Agnes an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gebracht. Dieser forderte daher die ihm zuständigen Rechte eines Erb-, Schutz- und Kirchen-Vogts über das an Mainz verschenkte Fürstenthum. Der Erzbischof Siegfried, welcher wohl merkte, daß dieser nachgesuchte Titel eine weitere Absicht zum Grunde hatte, widersetzte sich dieser Forderung mit der Erklärung, daß ihm und seinem Erzstifte mit der Abtei auch alle darauf haftende Rechte übergeben worden seyen; Otto aber ergriff die Waffen, belagerte Mainz, welches sich Siegfried kaum unterworfen hatte, und der gedrängte Erzbischof mußte ihm durch einen Vertrag vom Jahre 1239 die vogteilichen Rechte zugestehen.

Mit diesem Titel nicht zufrieden, erweiterte der Nachfolger Ottos, Rudolph, die Ansprüche, und forderte sogar eine förmliche Theilung des Fürstenthums. Dieses wurde ihm zwar durch ein zu Bingen niedergesetztes Aus-

trägal-Gericht abgesprochen; allein auch er griff zu den Waffen, und der Erzbischof Peter mußte ihm wenigstens den Besitz von Weinheim überlassen. Kaiser Ludwig, der, nachdem er seinen Bruder Rudolph vertrieben hatte, die pfälzischen Länder verwaltete, ließ den angefangenen Streit einstweilen ruhen, weil Peter sein Freund und Beförderer war. Er gab ihm sogar das Städtchen Weinheim wieder zurück; allein Rupert I. und II. erneuerten sowohl die alten Ansprüche als Fehden, und verwüsteten die schöne Bergstraße mit Feuer und Schwert. Wir werden es in der Geschichte von Mainz hören, wie wacker sich die Kurfürsten aus dem nassauischen Hause gegen sie gewehrt haben; allein dieses konnte Friedrich den Siegreichen nicht abhalten, die Ansprüche seines Hauses auf das ihm so nahe gelegene Fürstenthum von Lorsch durch das Glück seiner Waffen geltend zu machen. So brach die fürchterliche Fehde aus, welche er jetzt gegen den Kurfürsten von Mainz, Diether, und dessen Bundesgenossen, unternehmen wollte.

Friedrich war nicht gewohnt, die Angriffe seiner Feinde abzuwarten. Als er daher voraussah, daß seine Ansprüche auf Lorsch dem Kurfürsten von Mainz fast alle Nachbarn als Bundesgenossen zuführen würde, rückte er sogleich in die mainzischen Länder der Bergstraße vor, und nahm das feste Schloß Schaumburg weg. Diether hatte indessen seine Truppen gesammelt, und umgab Ingelheim, welches seiner Hauptstadt am nächsten lag. Nach einer tapfern Gegenwehr mußten sich die Pfälzischen in den alten Saal Karls des Großen zurückziehen, und Friedrich kam herbeigeeilt, um den Ort zu entsetzen.

Beide Heere zogen sich nun tiefer in den Gau zurück, und verwüsteten sich einander ihre Länder und Ortschaften.

Die Klöster um Mainz wurden von den pfälzischen, und jene um Worms, von den mainzischen Soldaten ausgeplündert. Nach vielen Zügen und kleinen Gefechten wollte Diether Bockenheim entsetzen, welches Friedrich belagerte. Da aber dieser die Absicht des Erzbischofs errieth, hob er die Belagerung auf, und wendete sich gegen Pfeddersheim, einem mainzischen Orte zwischen Worms und Oppenheim. Hier trafen 1461 beide Heere in voller Rüstung aufeinander, um sich eine Schlacht zu liefern. Sobald der Tag zu grauen anfing, sammelten sich die Truppen, und ihre Waffen glänzten in der Morgensonne. Sie hatten beide vieles Geschütz und Karren um sich her gezogen, welche ihnen als eine Art von Verschanzung dienten. Der Pfalzgraf hatte seine Truppen auf einer Ebene aufgestellt, die mainzischen standen auf einer kleinen Anhöhe. Jene waren an Mannschaft nicht so stark als diese, aber Friedrich ersetzte das bei seinem Heere durch Muth und Geschicklichkeit, was ihm an Anzahl fehlte. Er ließ nämlich die Flügel seines Treffens ausdehnen, und mit schiefen Richtungen die Flanken der Mainzer angreifen. Dem Grafen von Leiningen gab er das Fußvolk, um auf dem rechten Flügel die Feinde zu umgehen, er aber führte die Reiterei selbst an, und besetzte die Ebene, wo die Pferde sich leichter bewegen konnten.

Beide Heere standen anfänglich gegen einander über, und schossen nur mit Büchsen und Pfeilen, endlich aber drang Diether, sich auf die Anzahl seines Volkes verlassend, aus den Karren hervor, und fiel, des Sieges schon gewiß, den pfälzischen Mittelpunkt mit ungestümer Hitze an. Bei diesem Angriffe gab Friedrich seinem Pferde die Sporen, und ritt vor seinen Truppen her, rufend: »Voran, meine Freunde! Im Nahmen der heiligen

»Jungfrau und des heiligen Georg laßt uns die Feinde »angreifen. Ihr verspracht mir, mit euerm Feldherrn »entweder zu siegen oder zu sterben. Haltet nun euer »Wort, und zeigt euch als wackere und treue Männer. »Ihr werdet mich immer an euerer Spitze sehen. Ich »werde heute siegen, oder niemals mehr Pfalzgraf seyn.« Mit diesen Worten rannte er an der Spitze seiner Reiterei gegen die Feinde an, und brachte sie in große Unordnung.

Indeß hatte der von Leiningen das mainzische Heer mit dem Fußvolke umgangen, und kam aus dem Hinterhalte hervor, um ihm in den Rücken zu fallen. Ihm folgte der Graf von Lichtenberg mit seinem Haufen, und packte den umgangenen Feind in der Flanke. Nun wurde mit aller der Wuth gefochten, welche Tapferkeit und Ehre zugleich einflößen. Rotte mischte sich mit Rotte, Pferde drangen gegen Pferde, und die Schwerter und Spieße flogen blitzend umher, indeß das Geschütz in die fechtenden Reihen donnerte. Der Pfalzgraf hatte durch seine klugen Bewegungen sowohl die Reiter als das Fußvolk Diethers in Unordnung gebracht. Die mainzischen Reihen fingen an sich zu trennen, und der Graf von Zweibrücken ergriff die Flucht. Diether wollte allein noch das Eindringen der Pfälzischen aufhalten, allein die schmetternden Trompeten, und das Siegesgeschrei hatte sein Pferd scheu gemacht. Er mußte sich endlich hinter die Mauern von Pfeddersheim retten, während seine Truppen zerstreut und geschlagen über das Feld hinliefen.

Friedrich hatte durch diese gewonnene Schlacht eine unermeßliche Beute gemacht, welche er zu Westhofen unter seine Truppen vertheilte. Er nahm gleich nach dem Siege Pfeddersheim ein, die mainzischen Länder standen ihm

offen. Er konnte Meister eines großen Theils davon werden; aber er wußte sich eben so im Siege zu mäßigen, als er in Gefahr standhaft und unerschrocken war. Größere Plane, als die Eroberung von einigen mainzischen Ortschaften, beschäftigten jetzt seinen Geist. Während nämlich Friedrich der Pfalzgraf seinen Ländern eine gute Verfassung, und seiner Würde Ehrfurcht verschaffte, mußte der Kaiser Friedrich III. das Reich in Unordnung und Anarchie lassen, weil seine eigenen Erbstaaten der Empörung und den Anfällen seiner Feinde Preis gegeben waren. Die Kurfürsten und Stände hatten ihm schon mehrmalen Vorschläge zur Handhabung des Landfriedens und zur Errichtung ordentlicher Reichsgerichte vorgelegt, allein Mangel an Entschlossenheit und festem Sinne hielten ihn immer zurück, ein solch heilsames Werk zu Stande zu bringen. Sein Ansehen verlohr daher während seiner langen Regierung in dem Maße, als jenes des Pfalzgrafen zunahm. In solchen Umständen dachte letzterer auf nichts geringeres, als die Kaiserkrone sich selbst auf das Haupt setzen zu lassen, und dann dem Reiche durch seine siegreichen Waffen den Frieden zu gebieten. Mit diesen Absichten näherte er sich nach der Schlacht bei Pfeddersheim Diethern, welcher der erste Kurfürst im Reiche, Erzkanzler und Direktor war. Beide kamen zwischen Worms und Oppenheim auf der sogenannten neuen Hütte zusammen, und wurden, nachdem sie auf mäßige Bedingungen Frieden geschlossen, aus erbitterten Feinden die treuesten Bundesgenossen und Freunde. Friedrich wollte die Saumseligkeiten des Kaisers rügen, Diether die Anmaßungen des Pabstes. Beide wagten ein großes Spiel; aber vereinigt kannten sie keine Furcht mehr. Sie wurden auch bald aufgefordert, ihre Standhaftigkeit zu beweisen.

Das auf der neuen Hütte hergestellte gute Vernehmen der beiden Fürsten war durch die kühnen Aeusserungen und Unternehmungen des tapfern Kurfürsten, sowohl dem kaiserlichen als päbstlichen Hofe, kein Geheimniß geblieben. Diether berief im Jahr 1461 einen Reichstag nach Frankfurt, und lud dazu den Kaiser unter vielen Vorwürfen ein. Er drohete ihm sogar, »daß, wenn »er nicht erscheinen würde, die Kurfürsten alsdann »solche Maasregeln ergreifen müßten, welche sie zum »Heil der Kirche und des Reichs nothwendig fänden.« Um einer so offenbaren Verschwörung gegen kaiserliche und päbstliche Gewalt zu begegnen, forderte der Pabst Pius II., welcher, als Aeneas Sylvius, Legat in Teutschland war, von Diethern die rückständigen Palliengelder, und da dieser sie zu zahlen oder vor dem päbstlichen Richterstuhle zu erscheinen, sich weigerte, wurde er in den Bann gethan, und statt seiner, Adolph II. von Nassau auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Darob entstand eine der blutigsten und hartnäckigsten Fehden, welche zu der Zeit Teutschland verwüsteten. Wir werden die Geschichte dieser zwiespaltigen Wahl, und ihrer traurigen Folgen, umständlicher und passender in jener von Mainz anführen. Hier sollen nur die kriegerischen Unternehmungen Friedrichs dargestellt werden, weil er sie hauptsächlich leitete. Ueberhaupt kann man diesen Fürsten als einen der ersten Feldherrn seiner Zeit, auch wohl als einen Lehrmeister für die künftigen betrachten. Er hatte die wilden Räubereien der alten Fehden in ein ordentliches System der Kriegskunst verwandelt, und seinen Truppen eine regelmäßige Uebung und Taktik gegeben. Man trifft freilich in seinen Feldzügen noch manche Streifzüge und

unnütze Verwüstungen an; allein das Ganze war doch nach einem durchdachten Plane angelegt, und mit taktischen Stellungen und Wendungen ausgeführt. Man kann dieses schon bei der Schlacht bei Pfeddersheim bemerken, noch deutlicher wird es bei jener von Seckenheim.

Nachdem Diether durch den Pabst und die adolphische Partei von seinem Stuhle vertrieben war, kam er mit einigen Domherren und Räthen zu Friedrichen, und versprach ihm die ganze Bergstraße und seine Ortschaften bei Neubamberg zu verpfänden, wenn er ihn mit seinen siegreichen Waffen unterstützen wollte. Der Pfalzgraf mußte zwar bei einem solchen Vertrage den Pabst, den Kaiser, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Würtemberg und Katzenellnbogen, und seinen eigenen Vetter, den Grafen von Veldenz, befürchten; allein hier kam er zu dem gewissen Besitze von einem Lande, nach dem er schon lange gestrebt hatte, und gewann sich die Freundschaft eines Fürsten, der ihm bei einem glücklichen Erfolge zum Kaiserthrone verhelfen konnte. Den Zorn des Pabstes und des Kaisers achtete er nicht, und seine feindlichen Nachbarn hoffte er um so eher zu besiegen, weil er von der Macht Diethers unterstützt wurde. Beide Fürsten schlossen also ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Adolphen und seine Helfer, und zogen mit einem großen Heere nach dem Rheingau, wo er sich befestigt hatte.

Unter allen Ländern des mainzischen Erzstiftes hatte dieses seit undenklichen Zeiten eine ganz besondere Verfassung, sowohl zum Frieden als Kriege, erhalten. Im Falle des Krieges mußte die ganze junge Mannschaft die Waffen ergreifen und auf die Grenze ziehen. Diese waren gegen Westen durch den breiten Rhein, und gegen Norden durch

das Waldgebück [1] gedeckt. Alle Eingänge waren mit Bollwerken befestigt, und mit Wachen besetzt. Nur gegen Osten stand es offen, allein auch hier waren einige starke Bollwerke angelegt, und Adolph vertheidigte diese Linie mit seinen Truppen und den Bewohnern des Landes.

Nachdem Friedrich in Mainz mit Diether seinen Operationsplan verabredet hatte, zog er die vereinigten Truppen an dem sogenannten Rädchen, [2] Walf gegenüber, zusammen, und richtete seinen Angriff gegen die Rheingauer und Adolphischen, welche die Waldaff und die Bollwerke vertheidigten. Der Pfalzgraf hatte sein Heer in mehrere Haufen vertheilt, um an verschiedenen Orten durchzubrechen. Sie fielen mit Ungestüm von den Höhen der Weinberge auf die Rheingauer herab, wurden aber mit eben so viel Muth als Entschlossenheit empfangen und zurückgetrieben. Drei ganze Tage hintereinander setzte Friedrich den Angriff fort. Mehrmal versuchte er die Linie zu sprengen, aber allemal fand er sie mit Tapferkeit vertheidigt.

Während dieses hartnäckigen Kampfes hatten sich auch seine übrigen Feinde, die von Würtemberg, von Baden, von Speier und von Metz gerüstet, und zogen gegen die Pfalz vor. Friedrich mußte jetzt die Eroberung des Rheingaues aufgeben, um seine eigenen Länder zu vertheidigen. Er eilte mit seinem Heere gen Heidelberg, und erwartete da die ferneren Bewegungen seiner Feinde. Diese waren schon bis Seckenheim vorgedrungen, und

1. Es war durch die schlanken Aeste und Zweige so dicht zusammengeflochten, daß kein Mensch leicht durchkommen konnte. Siehe das folgende Buch.

2. Ein Gebäude welches den Tempelherren gehörte.

glaubten ihn in seiner Hauptstadt überfallen zu können. Er aber war ihnen bereits zuvorgekommen, und hatte seine Truppen hinter einem Wäldchen versteckt, wo sie selbige nicht eher gewahr wurden, bis sie ihr Geschütz und ihre Lanzen fühlten. Bei diesem unerwarteten Angriffe mußten sie ihre Reihen zwischen dem Rheine und Neckar ausdehnen, und es blieb ihnen keine andere Wahl übrig, als entweder zu siegen, oder in den Flüssen zu ertrinken. Mit dem Gefechte der Reuterei fing die Schlacht an. Sie war blutig und fürchterlich. Reuter drang gegen Reuter, die Rosse bäumten sich, die Schwerter und Lanzen klirrten auf den gespaltenen Helmen, das Geschütz donnerte dazwischen, Staub und Pulverwolken machten das Gemenge undeutlich. Beide Theile schoben einander hin und her, ohne daß einer oder der andere vordringen konnte.

In dieser zweideutigen Lage der Schlacht brach das pfälzische Fußvolk aus dem Walde hervor, wohin es Friedrich bei Nacht versteckt hatte. Nun rückten die Lanzenknechte mit ihren langen Spießen auf die Reuter ein. Sie schlupften zwischen den Pferden durch, und stachen mit ihren Dolchen rechts und links Reuter und Rosse darnieder. [1] Nach einem so heftigen und unerwarteten Anfalle trennten sich die Haufen der Bundesgenossen, und jeder dachte auf die Flucht. Friedrich aber hatte sie auf der einen Seite mit seinen Truppen umringt, auf der andern waren sie durch die Flüsse gehemmt. Es war ein schreckliches Bild der Verzweiflung. Viele blieben auf dem Platze, viele suchten sich durch Schwimmen zu retten, und

1. So gewann auch Gustav Adolph die Schlacht bei Breitenfeld.

fanden ihren Tod in den Wellen. Ueber dreihundert Ritter und Gemeine wurden niedergeworfen und nach Heidelberg geführt. Kein Sieg konnte vollkommener seyn. Friedrich hatte nicht nur die Schlacht gewonnen, sondern die Häupter des Bundes selbst in den Händen. Der Markgraf von Baden, der Graf von Würtemberg und der Bischof von Metz sind seine Gefangenen geworden. Den Bischof von Speier bestrafte er durch Besetzung seiner Länder. Diethern hatte er an seinen Feinden gerächt, die zwei Häupter der ganzen Christenheit, den Pabst und den Kaiser, gedemüthigt, welche Adolphen behaupten wollten, und er zog siegreich in Heidelberg ein, und ließ sich in den Armen der schönen Klara von Detten seine Heldenthaten von Kemnat besingen.

Es ist die Pflicht des Geschichtschreibers, große Fürsten auch in ihren häuslichen Verhältnissen der Welt bekannt zu machen; denn diese schildern ihren Charakter bis auf die feinsten Züge, und sind öfters die Ursachen öffentlicher und großer Ereignisse. Da Friedrich sich nur als einen Verwalter der Pfalz und als einen Vormund seines Neffen ansah, so dachte er bei Zeiten darauf, wie er das Interesse seines Herzens mit jenem seiner Pflicht vereinbaren konnte. Er nahm zwar die kurfürstliche Würde an, und regierte wie ein rechtmäßiger Nachfolger seines Vorfahren. Da ihm aber weder Recht noch Pflicht erlaubten den Kurhut auf seine eigenen Leibeserben fortzupflanzen, so legte er ein geliebtes, nicht fürstliches Weib, Klaren von Detten, an sein Herz, und kaufte ihren Kindern die Grafschaft von Löwenstein, welche seine Nachkömmlinge, eben so gutmüthig und tapfer wie er, bis auf unsere Tage besitzen. Wer nur ein gefühlvolles Herz hat, kann sich leicht vorstellen, wie süß Friedrichen die Um-

armungen seiner geliebten Klara nach der Schlacht von Seckenheim müssen gewesen seyn, wo er die zwei reitzendsten Genüsse einer edlen Seele, Ruhm und Liebe, zugleich fand. Er gab daher auch nach diesem Siege ein herrliches Fest zu Heidelberg. Die Hauptkirche der Stadt und die Säle seines Schlosses waren mit den eroberten Fahnen seiner Feinde geziert, und herrlich erleuchtet. Sein Hofpoet Kemnat besang seine Heldenthaten; der Pauken- und Trompetenschall mischte sich unter das Freudengeschrei des Volkes und der Soldaten. Eine mit köstlichen Speisen und Rheinwein besetzte Tafel wurde zugerichtet, und sowohl die siegenden als gefangenen Fürsten dazu eingeladen. Letztere wurden mit aller Pracht und Fülle bewirthet, nur fanden sie kein Brod neben ihren Tellern. Als sie hierüber ihre Bemerkung machten, öffnete der menschliche Sieger die Fenster, und sagte: »sehet »hier die abgebrannten Häuser und Felder meiner Unter»thanen. Ihr habt durch euere ungerechte Fehde meine »Länder so schrecklich verwüstet, daß mir kein Brod mehr »für euch übrig geblieben ist.« So fein und menschlich rächte er sich an seinen Feinden. Sobald sie ihm die Kriegsunkosten bezahlt hatten, ließ er sie wieder in Freiheit.

Nachdem er so an dem obern Rheine die Länder seines Neffen vertheidigt, und einen Kurfürsten wieder auf seinen Stuhl gesetzt hatte, rief ihn die Vertheidigung seines Bruders, welcher eben so wie Diether, von seinem Erzbisthume zu Cölln vertrieben war, an den untern Rhein. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit rückte er in das Erzstift vor. In kurzer Zeit vertrieb er die Truppen seines Gegners, Herrmanns von Hessen, aus Andernach, Linz, Bonn, Brüel, Zülpich und Kaiserswerth, und

gab sie seinem Bruder Rupert wieder.[1] So hatte er sein eigenes Kurthum gestärkt und erweitert, und zwei rheinische Kurfürsten, welche von ihren Sitzen vertrieben waren, wieder in ihre Länder eingesetzt. Zufrieden, seinen leiblichen Erben nur eine Grafschaft gegeben zu haben, hinterließ er die Pfalz von innen gut verwaltet, von außen gefürchtet, seinem Neffen, der sie in neue Gefahr brachte.

Der Pfalzgraf Philipp, der auf ihn folgte, war ein edler und großmüthiger Fürst. Er regierte sein Land mit Güte und Gerechtigkeit, und schützte, von Johann von Dahlberg, dem Bischofe von Worms, geleitet, die Künste und Wissenschaften. Zum Unglück wurde unter seiner Regierung das Haus Wittelsbach in einen neuen bürgerlichen Krieg verwickelt, welcher die Rheinpfalz von der Höhe wieder herabwarf, wohin sie Friedrich der Siegreiche erhoben hatte. Sein Sohn Rupert war nämlich mit der einzigen Tochter des Herzogen Georgs von Baiern vermählt, und dachte nach dem Tode seines Schwiegervaters die Länder zu erben, welche dieser hinterlassen, und ihm durch ein Testament vermacht hatte. Dagegen setzte sich aber Albrecht von der zweiten baierischen Linie, und berief sich auf den Vertrag von Pavia und andere Hausverträge, worin die Successionsordnung der verschiedenen Zweige des Hauses Wittelsbach festgesetzt war. Philipp und Rupert glaubten aber das Recht auf ihrer Seite zu haben, und griffen zu den Waffen, um es zu behaupten.

Als dieses der Kaiser Maximilian hörte, erinnerte er die Pfalzgrafen an den gebotenen Landfrieden. Er befahl ihnen, die Waffen niederzulegen, und die Sache

1. Mehr davon in der Geschichte von Cölln.

im Wege Rechtens auszumachen. Da aber beide Prinzen diesem Gebote nicht nachkommen wollten, wurden sie in die Acht erklärt, und der Exekutionskrieg gegen sie erkannt. Der Kaiser selbst führte die Reichstruppen gegen die Oberpfalz an; zum Feldherrn gegen die Rheinpfalz wurde Wilhelm II., der Landgraf von Hessen, ernannt, welcher jetzt die Grafschaft von Katzenellenbogen geerbt hatte. Als nämlich, wie ich bereits angeführt habe, der Plan Friedrichs des Siegreichen, die obere Grafschaft durch eine Vermählung des Kurprinzen mit Otilien an die Pfalz zu bringen, gescheitert war, gab Philipp, der letzte Graf, die ganze Grafschaft an seine Tochter Anna, und ihren Gemahl, Heinrich IV. von Hessen. Aus beider Ehe entsprang Wilhelm III. oder Jüngere; aber dieser konnte keine männliche Nachkommen erhalten. Er suchte daher durch Vermittelung seines Oheims Herrmann, des Erzbischofs von Cölln, die Nachfolge in beiden Grafschaften auf seinen Vetter Wilhelm II. oder Mittleren zu bringen, und diesem, dadurch sowohl in Hessen als an dem Rheine mächtig, übertrug der Kaiser die Anführung der Exekutionsarmee gegen die geächteten Pfalzgrafen.

Stammtafel der Landgrafen von Hessen.

Heinrich II., Herzog von Niederlothringen, † 1247.
Gemahlin Sophie, Tochter Ludwigs IV. Landgraf von Thüringen, † 1284.

Heinrich I., Landgraf in Hessen, † 1308.

Heinrich II. 1297. — Otto, † 1328. — Johann, † 1311.

Heinrich III., † 1376. — Ludwig I., † 1347. — Herrmann, † 1367.

Otto, † 2366. — Herrmann, † 1314.

Ludwig II., † 1458.

Ludwig III., zu Kassel, 1471. — Heinrich IV., zu Marburg, † 1483. Gemahlin Anna, Erbgräfin von Katzellenbogen. — Herrmann, Erzbischof zu Cölln, † 1508.

Wilhelm I., † 1515. — Wilhelm II., † 1509. erbte Katzenellenbogen. — Wilhelm III., † 1500.

Philipp, der Großmüthige.

Wilhelm IV. zu Kassel, Stifter der kasselischen Linie, † 1592, erbte Rheinfels. — Ludwig IV. zu Marburg, † 1604. — Philipp II. zu Rheinfels, † 1583. — Georg zu Darmstadt, Stifter der darmstädtischen Linie, † 1596.

Wilhelm kam von Hessen her mit zahlreichem Volke über Frankfurt und Darmstadt gegen die Bergstraße angezogen, welche Friedrich der Siegreiche vom Kurfürsten von Mainz pfandweis erhalten hatte, und Alexander, der Graf von Veldenz, rückte mit dem übrigen Theile des Reichsheers gegen Alzei vor, um die jenseitigen Länder der Rheinpfalz zu besetzen. Wilhelm nahm sogleich Umstadt, den Ozberg und Habitzheim weg, und belagerte Bensheim. Hierauf besetzte er die Schlösser Bikenbach, Schönberg und Stein, und verbreitete seine Waffen schier bis nach Heidelberg. Die Pfälzischen vertheidigten sich indeß in Bensheim mit jener Tapferkeit, an welche sie unter den Fahnen Friedrichs gewöhnt waren. Da der Landgraf mehrere Angriffe auf das Städtchen fruchtlos versucht hatte, zog er sich durch das gerauer Ländchen zurück, ging bei Mainz über den Rhein, und lagerte sich bei Alzei, welches Amt er verwüstete und brandschatzte.

Indeß hatte der Graf von Veldenz Sobernheim eingenommen und verbrannt. Er vereinigte sich sonach mit dem Landgrafen bei Kreuznach, und beider Truppen umzingelten die Stadt. Bei dieser Belagerung wurden sie von den Bürgern von Bingen unterstützt, welche das Bollwerk bei Münster zerstört haben wollten, aus welchem die Pfälzer ihrem Handel bisher großen Schaden an der Nahe gethan hatten. Sechs Tage lang lagen die Exekutionstruppen vor Kreuznach, ohne es erobern zu können. Sie begnügten sich daher mit der Verwüstung der Gegend und der Weinberge, und marschierten gegen Ingelheim, um diesen Ort zu überrumpeln. Die Pfälzische Besatzung war zu schwach, um den ganzen Flecken vertheidigen zu können, sie zog sich, wie ehemals, in den Saal Karls des Großen zurück, und ließ die Belagerer

ohne starke Gegenwehr in die Thoren bringen. Als aber ein Theil der landgräflichen Truppen sich in den Gassen ausgebreitet, und auf Beute denkend, sich in die Häuser zerstreut hatte, fielen die Pfälzer mit auf sie gerichtetem Geschütze aus ihrem Hinterhalte hervor, und hieben so tapfer auf sie ein, daß sie sich in Eile zurückzogen, und mit der Plünderung einiger wehrlosen Häuser und Ortschaften begnügten. Die, welche im ersten Gefechte in den Saal gedrungen waren, wurden zu Gefangenen gemacht.

Als der Landgraf sah, daß gegen eine so tapfere Besatzung nichts auszurichten sey, ließ er den untern Theil des Ortes in Brand stecken, setzte bei Mainz wieder über den Rhein, und nahm Homburg an der Höhe weg, um den Grafen von Hanau zu bestrafen, welcher des Pfalzgrafen Bundesgenosse geblieben war. Der Graf von Veldenz zog aber gegen Worms und Speier, und brandschatzte die bei diesen Städten gelegenen pfälzischen Orte.

Indeß hatte der Kurfürst Philipp viel Volk und Geschütz um Heidelberg gesammelt, und lagerte sich damit zwischen Alzei und Kreuznach, um seinen Feinden auf allen Seiten die Spitze bieten zu können. Als dieses der Landgraf hörte, legte er eine hinlängliche Besatzung in Homburg; mit seiner Hauptmacht aber wollte er bei Mainz noch einmal über den Rhein gehen, um den Pfalzgrafen in der Fronte anzugreifen, indeß ihm der Graf von Veldenz in den Rücken fallen sollte. Da Philipp diese feindlichen Bewegungen beobachtete, ließ er einen Theil seiner Truppen bei Alzei gegen den letztern stehen, mit dem größten Theil derselben besetzte er schnell die An-

höhen von Weisenau bei Mainz, und verhinderte dadurch den Landgrafen an seinem Uebergange. Dieser mußte daher seinen Kriegsbewegungen wieder eine andere Richtung geben. Er zog über Wiesbaden nach Kaub, um die Stadt mit dem Schlosse Gutenfels zu überrumpeln. Der Kurfürst war aber dieser Unternehmung schnell zuvorgekommen. Er hatte, noch ehe die landgräflichen Truppen angekommen waren, eine tüchtige Besatzung dorthin verlegt, und besetzte die Berge, Kaub gegenüber, um die Belagerer durch sein Geschütz zu beunruhigen. Demohngeachtet ließ sich der Landgraf von seinem Vorhaben nicht abschrecken. Er griff das feste Schloß Gutenfels mehrmals, und trotz seiner unzugänglichen Felsen, an. Ueber zweitausend vierhundert Kugeln ließ er in die Stadt schleudern. Bei zwanzig Häuser sind dadurch abgebrannt, und viele Menschen getödtet worden Allein die Besatzung schlug alle Anfälle muthig zurück, und die Bürger wehrten sich, wie die geübtesten Krieger.

Nachdem der Landgraf fünf und eine halbe Woche vor Kaub gelegen, und sowohl List als Muth verschwendet hatte, um die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, zog er mit Verdruß ab. Die Bürger aber verherrlichten das Andenken ihres Muthes durch Inschriften und Reime. »Dieser schädliche und verderbliche Krieg,« sagt eine alte Handschrift, »hatte fast fünf Monate gewährt, und darin »ist viel Uebels wider Gott und die Menschen gehandelt »worden. Die Klöster wurden beraubt und verbrannt, »die Kirchen umgekehrt oder angezündet, die Dörfer ge»plündert und ins Feuer gesetzt, oder öde gelassen.«

Nach so vielen Zügen, Belagerungen und blutigen Gefechten mußten sich die Pfalzgrafen dem Richterspruche

unterwerfen, und einen beträchtlichen Theil ihrer Städte und Länder, als Kaub, Odernheim, Neustadt, Weinsberg, Meckmühl, Lauenstein rc. an die Fürsten und Reichsstädte überlassen, welchen die Exekution aufgetragen war. So hat das Haus Wittelsbach abermals durch einen Haus-krieg, sein Unglück selbst herbeigeführt, und wir werden in der Zukunft sehen, daß er nicht der letzte war.

Von den in diesem Kriege eroberten Ländern erhielt Wilhelm II., als Anführer und zur Entschädigung seiner aufgewandten Kosten, wohl den beträchtlichsten Theil. Umstadt, Habitzheim, Bickenbach, Dornberg und Homburg an der Höhe nebst andern Ortschaften kamen unter hessische Herrschaft. Durch diesen Anwachs der hessischen Länder wurde Philipp, Wilhelms II. Sohn, welchen man seiner edlen Gesinnungen wegen, den Großmüthigen nannte, Herr von einem Gebiete, welches sich von der Weser bis an den Rhein erstreckte. Seine Regierung ist besonders durch die Reformation merkwürdig geworden, wovon wir die Geschichte künftig erzählen werden. Er hinterließ vier Söhne, welche er, da ihm so viele Länder zugefallen waren, als ein guter Vater nicht unbeerbt ausgehen lassen wollte. Vermöge eines Testaments gab er also dem Wilhelm das niedere, Ludwigen das obere Fürstenthum Hessen, so wie Philipp die niedere, Georg aber die obere Grafschaft von Katzenellnbogen erhielten. Von diesen vier Brüdern starben Wilhelm und Philipp ohne Erben; die zwei übrigen theilten sich demnach in deren Länder. Ludwig erhielt die niedere, Georg aber blieb Herr der obern Grafschaft von Katzenellnbogen. Jenes Enkel wurden sonach die Stifter der hessen-rheinfelsi-

schen, dieses der hessen-darmstädtischen Linie. Im Jahre 1622 gab Ludwig V., von der letztern, seinem jüngsten Bruder Friedrich, Homburg an der Höhe mit seinen Rechten und Umgebungen. Dieser gründete daher eine neue Nebenlinie, die Hessen-homburgische.

Neuntes Buch.

Rheinische Geschichte

von

Mainz, Nassau=Eppstein und Frankfurt.

Reihefolge der Bischöfe und Erzbischöfe von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
I.	1. Crescens, wird als ein Schüler des Apostels Paulus angegeben, unter Trajan hingerichtet	80. 103.
II.	2. Marinus. 3. Crescentius. 4. Cyriacus. 5. Hilarius. 6. Martinus. 7. Celsus. 8. Lucius	161.
III.	9. Gotthart. 10. Sephronius. 11. Heriger. 12. Ruther. 13. Avitus. 14. Ignatius. 15. Dionysius. 16. Ruthbert. 17. Adelhard	
IV.	18. Lucius Annäus. 19. Maximus, ein geborner Mainzer, war auf dem Concilium zu Cölln	348.
	20. Sidonius I.	397.
V.	21. Siegismund. 22. Lupold. 23. Nicetius. 24. Marianus	
	25. Auräus, mit seiner Schwester Justina von den arianischen Hunnen ermordet .	454.
	26. Eutropius. 27. Adelbert. 28. Rathher. 29. Adelbald . . .	
VI.	30. Landfried. 31. Ruthhard . . .	560.
VII.	32. Sidonius II. er bauet unter Dagobert I. Mainz wieder auf	628.
	33. Willibald. 34. Lubegast. 35. Rudhelm. 36. Rudwald . . .	

Reihefolge der Bischöfe und Erzbischöfe von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
VII.	37. Leowald. 38. Richbert oder Siegbert, der Oheim der heiligen Bilehild.	645.
VIII.	39. Gerold, auch Bischof von Worms, von den Sachsen erschlagen	730.
	40. Gewilieb, wegen Mord abgesetzt .	745.
	41. Bonifacius, Erzbischof und Apostel von Teutschland	755.
	42. Lullus	786.
IX.	43. Richolf, ein großer Staatsmann, befördert die Decretalen	813.
	44. Hasthulf	825.
	45. Ottgar, tauft den dänischen König Harald zu Mainz	847.
	46. Raban, ein gelehrter und teutscher Kirchenlehrer	856.
	47. Karl, Pipins Sohn von Aquitanien	863.
	48. Luitbert, stiftete die Kirche von St. Mauritz in Mainz	889.
	49. Sunzo, bleibt bei Worms gegen die Normänner	891.
X.	50. Hatto I., ein großer Staatsmann und Reichsregent	913.
	51. Heriger, gibt das Erzbisthum an Rupert	927.
	52. Hildebert, erwählt Otto I.	937.
	53. Friedrich, Herzog von Lothringen, empört sich gegen Otto I., stiftet St. Peter	954.
	54. Wilhelm, ein Sohn Ottos I. . .	968.
	55. Hatto II.	970.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
X.	56. Rupert, wahrscheinlich ein Verwandter der Nassauer	997.
XI.	57. Willigis, wird für den ersten Kurfürsten ausgegeben	1011.
	58. Erckenbold von Sommersenburg, stiftet das heilige Kreuz.	1021.
	59. Aribo, ein Pfalzgraf von Hohenwart, erwählt Konrad II.	1031.
	60. Bardo, Graf von der Wetterau, ein heiliger Mann	1051.
	61. Luitpold, erbauete die Abtei auf dem Jacobsberg	1059.
	62. Siegfried I. von Eppstein, vollendet die Liebfrauenkirche	1084.
	63. Wezilo, ein Freund Heinrichs IV. .	1088.
XII.	64. Ruthhard, entsetzt Heinrich IV., stiftet das Kloster Johannesberg	1109.
	65. Adelbert I. von Saarbrücken, ein mächtiger Prälat, stiftet die Klöster Erbach und Schwabenheim	1137.
	66. Adelbert II. von Saarbrücken . .	1141.
	67. Markolf, Probst zu Aschaffenburg .	1142.
	68. Heinrich I., abgesetzt	1153.
	69. Arnold von Seelenhofen, aus Mainz, von den Bürgern ermordet	1160.
	70. Konrad I., Graf von Wittelsbach, abgesetzt	1165.
	71. Christian I. von Buche	1183.
	— Konrad I., wieder eingesetzt, starb .	1200.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XIII.	72. Siegfried II. von Eppstein, gegen Lupold den Bischof von Worms . . .	1230.
	73. Siegfried III. von Eppstein, ein kriegerischer Fürst, erhält die Abtei Lorsch	1249.
	74. Christian II., schrieb die Geschichte seiner Vorfahren	1251.
	75. Gerhard I., ein Wildgraf; von den Braunschweigern gefangen	1259.
	76. Werner von Eppstein, schlägt die Spanheimer; wählt Rudolph von Habsburg	1284.
	77. Heinrich II., eines Bäckers Sohn von Ysni, und Barfüßer-Mönch . . .	1288.
XIV.	78. Gerhard II. von Eppstein, wählt Adolph von Nassau und gegen ihn Albert I.	1305.
	79. Peter von Aichspalt, ein Arzt, wählt Heinrich VII. und Ludwig den Baiern.	1320.
	80. Mathias von Bucheck, unter und nach ihm herrscht Balduin	1328.
	81. Heinrich III. von Virneburg, wurde abgesetzt; unter ihm herrscht Kuno . .	1353.
	82. Gerlach von Nassau, schlägt sich mit seinem Nebenbuhler Kuno	1371.
	83. Johann I. von Luxemburg, soll vergiftet worden seyn	1373.
	84. Ludwig von Meissen, bricht während eines Festes den Hals	1381.
	85. Adolph I. von Nassau, ein kriegerischer Fürst	1390.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.			Sterbe-Jahr.
XIV.	86.	Konrad II. von Weinsberg, ein friedlicher Fürst	1396.
XV.	87.	Johann II. von Nassau, erwählt Rupert und Siegmund; erhält Höchst . .	1419.
	88.	Konrad III., ein Rheingraf; kauft Steinheim	1434.
	89.	Dietrich von Erpach, ein prachtliebender Fürst	1459.
	90.	Diether von Isenburg, abgesetzt; dadurch ein bürgerlicher Krieg	1461.
	91.	Adolph II. von Nassau	1475.
	—	Diether, wieder eingesetzt; baut die Martinsburg und stiftet die Universität	1482.
	92.	Albert von Sachsen, Verwalter . .	1484.
XVI.	93.	Berthold von Henneberg, unter ihm wird die Reichsverfassung gebessert . .	1504.
	94.	Jacob von Liebenstein	1508.
	95.	Uriel von Gemmingen, bestraft die aufrührischen Erfurter	1514.
	96.	Albert II. von Brandenburg, Kardinal; ein prächtiger Fürst und großmüthiger Gönner der Gelehrten	1545.
	97.	Sebastian von Heusenstamm . . .	1555.
	98.	Daniel Brendel von Homburg, erhielt die Grafschaft Königstein	1582.
XVII.	99.	Wolfgang von Dahlberg	1601.
	100.	Johann Adam von Biken, ein eifriger Katholik	1604.
	101.	Johann Swikart von Kronberg, bauet das Schloß zu Aschaffenburg . .	1626.

Reihefolge der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz.

Jahrhundert n. Chr. Geb.		Sterbe-Jahr.
XVII	102. Georg Friedrich von Greiffenklau.	1629.
	103. Anselm Casimir von Wambolb, lebt im 30jährigen Kriege.	1647.
	104. Johann Philipp von Schönborn, hilft den westphälischen Frieden schließen.	1673.
	105. Lothar Friedrich von Metternich	1675.
	106. Damian Hartart von der Layen	1678.
	107. Karl Heinrich von Metternich	1679.
	108. Anselm Franz von Ingelheim, lebt im französischen Kriege, starb zu Aschaffenburg	1695.
XVIII.	109. Lothar Franz von Schönborn, ein wackerer Fürst	1729.
	110. Franz Ludwig, Pfalzgraf	1732.
	111. Philipp Karl von Elz	1743.
	112. Johann Friedrich Karl v. Ostein, lebt im 7jährigen Kriege	1763.
	113. Emmerich Joseph von Breitenbach, ein guter Fürst, verbessert die Schulen	1774.
	114. Friedrich Karl von Erthal, ein großer Fürst	1802.
	Karl von Dahlberg, sein Coadjutor.	

Geschichte von Mainz.

Das alte römische Moguntiacum, welches unter den Teutschen den Namen Mainz erhielt, verdankt in der mittleren Geschichte sowohl seine Wiedererbauung als Größe seinen Bischöfen; denn obwohl es schon unter den fränkischen Merwingern die Hauptstadt des ostfränkischen Reichs genannt wurde, so haben es die Zerstörungen der Hunnen und Wenden so sehr von seiner ehemaligen Bedeutenheit herunter geworfen, daß die rheinischen Städte Straßburg, Worms und Cölln eine Zeitlang über es herangewachsen waren. Bis auf die Zeiten des heiligen Bonifacius blieb es eine den Bischöfen und Grafen von Worms untergeordnete Stadt. Wir müssen daher den Grund seiner künftigen weltlichen Größe in seiner geistlichen aufsuchen.

Es ist höchstwahrscheinlich, daß die erste Christengemeinde zu Mainz in jenem Thale der Stadt gebildet wurde, welches sich, am Fuße der alten Festung, von Dahlheim bis an den Rhein erstreckt, und von der Zeybach durchflossen wird. Wenigstens hält man die Crescens- Hilarius- und Auräuskirchen, deren Trümmern man noch dort finden kann, für die ältesten des ganzen ehemaligen

Erzstiftes. In diesem Thale war keine strenge militairische Aufsicht. Die Christen konnten sich hier friedlicher und verborgener versammeln, und außerhalb der Festung herrschte ohnehin ein freierer, duldsamerer Geist.

Daß das Christenthum durch die zweiundzwanzigste Legion, und damit der erste Bischof Crescens, wie Fuchs behauptet, nach Mainz gekommen sey, hat viele Wahrscheinlichkeit. Dieser Heerhaufen lag lange im Oriente, wo es schon Christen in allen großen Städten gab, und Crescens konnte als Legionsarzt um so eher Eingang mit seiner neuen Lehre finden, weil er die Kranken und Sterbenden bediente. Die ersten Apostel suchten meistens auf arme und bedrängte Menschen zu wirken, welche Trost in ihren Worten fanden; denn den Reichen war das Kreuz eine Thorheit und ein Aergerniß geworden. Wenn aber auch die Verbreitung der christlichen Religion zu Mainz in dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt schwer zu beweisen ist, so bestätigen doch Kirchenväter und Concilien dieselbe im Dritten und Vierten. Der heilige Hieronimus zählt schon viele tausend Christen, welche bei den hunnischen Einfällen zu Mainz in der Kirche erschlagen wurden. Auch sind die Legenden und Sagen der Bischöfe Hilarius, Gotthard, Maximus und Auräus, deren Kirchen vor kurzem noch in und um Mainz bestanden, zu sehr durch Urkunden und Alterthümer bestätigt, als daß man sie bezweifeln sollte.

Nach Maaßgabe der römischen Provincial-Eintheilung hätte der Bischof von Mainz zugleich auch Metropolit von Worms, Speier und Straßburg seyn müssen, allein die Einfälle der Barbaren, besonders der Wenden und Hunnen, zerstörten mit der Festung zugleich auch die christlichen Kirchen, und Worms wurde die Hauptstadt des

rheinfränkischen Herzogthums. So mag es wohl geschehen seyn, daß die Wormser Bischöfe eine Zeitlang die Metropoliten-Gewalt, die Wormser Grafen die Gaugrafen-Gewalt über Mainz ausgeübt haben.

Gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts faßte Bischof Sidonius den Gedanken, die bisher zerstörte Stadt aus den Trümmern wieder hervorzuheben. Zu diesem Zweck flehte er die Unterstützung des Königs Dagobert an, welcher schon mehrere Kirchen am Rhein wieder hergestellt hatte, und dieser bewilligte ihm Werkleute und Materialien zum neuen Baue. So stiegen die Mauern unter der Leitung des Bischofs aus dem alten Schutte empor, und Mainz hat ihm seine zweite Entstehung zu verdanken. Nach dem künftigen Umfange zu urtheilen, hatte Sidonius die Stadt nicht auf der Anhöhe, wo Drusus die alte Festung gegründet, sondern in dem Thale längs dem Rheine hin, angelegt. Die Haupt- oder Metropolitankirche wurde vermuthlich auf dem Platze errichtet, wo die jetzige steht, und dem heiligen Stephan zu Ehren eingeweiht. Neben ihr lag gen Norden des Bischofs, gen Süden des Grafen Hof; [1] gen Osten das Baptisterium, was Betheora erbauen ließ, gen Westen die St. Johannis Kirche. Vielleicht war letztere eine Zeitlang die Hauptkirche; denn in ihr werden noch die Eingeweide des heiligen Bonifacius aufbewahrt, und die Domherren mußten noch in unsern Zeiten nach St. Martinstag darin die Kirchweihe feiern. Auf den vier Seiten der Stadt, dem Hartenberge, dem Stahlberge, dem weissenauer Berge, und im Brückenkopf Kastel, wo die Römer

1. Daher die jetzigen Nahmen, Höfchen und Grävengaß.

Vorwerke angelegt hatten, wurden jetzt den christlichen Helden und Kriegsmännern, dem heiligen Pankratius, Georg, Michael und Viktor zu Ehren Kapellen erbauet.[1] Der königliche Pallast stand vermuthlich auf dem Platze, welcher ehemals der Thiergarten, jetzt das Höfchen genannt wird. Um diesen und die Hauptkirche siedelten sich die geistlichen und königlichen Dienstleute an; die Handwerker und Gewerbsleute nahmen die Häuser und Gassen längs dem Rheine hin ein.

So angelegt, erhielt Mainz durch den Bischof Sidonius in seiner äußern und innern Form ein friedlicheres und christlicheres Ansehen. In diesem Unternehmen wurde er vorzüglich durch die fränkischen Fürstinnen unterstützt. Die teutschen Frauen haben sich überhaupt um die christliche Religion verdient gemacht. Auch die Kirche und Bürgerschaft von Mainz hat ihrer Huld ansehnliche Schenkungen zu verdanken. Betheora, die Tochter des Königs Theutebert, ließ bei der Wiederherstellung der Stadt, vermuthlich auf dem Platze, wo die Liebfrauenkirche stand, ein großes Baptisterium erbauen, wovon der noch bestehende Taufstein ein Ueberbleibsel seyn soll.[2] Noch viel beträchtlicher war die Freigebigkeit der heiligen Bilehilde. Sie war die Schwester Königs Siegeberts und Base des damaligen Bischofs von Mainz, gleichen Nahmens, welcher auch wohl Richbert genannt wird. Wegen ihrer gepriesenen Schönheit und Huld, wurde sie von Hettan, dem Herzoge von Thüringen oder Ostfranken,

1. Man fand noch in neuern Zeiten die Spuren davon am Pankratiusbrunnen, am Gutleutsteg, zu Weissenau und Cassel.

2. In diesem Taufstein wurden die Kinder noch zu unserer lieben Frauen bis auf unsere Zeiten getauft.

als Braut gesucht. Da dieser ein kriegerischer und tapferer Herr war, welcher ihrem Vaterlande auf der Grenze große Dienste leisten konnte, gab sie ihm ihre Hand, und folgte ihm mit aller Ergebenheit einer christlichen Hausfrau in ein noch wildes Land, in Hoffnung, ihn und seine Krieger zum christlichen Glauben zu bringen. Allein die süßen Versuche der Bekehrung blieben bei einem Manne fruchtlos, der nur den Krieg, und folglich eine Religion liebte, welche Kriegsgötter zur Verehrung aufstellte. In diesem Glauben starb er auch auf dem Schlachtfelde, worauf er von Jugend an gebildet wurde.

Nach dem Tode Hettans sehnte sich Bilehilde wieder an die schönen Ufer des Rheins zurück, und überließ sich einem Kahne, welcher sie den Main hinab nach Mainz führte. Hier, gleichsam durch ein Gottesurtheil gelandet, wollte sie das Andenken ihres Gemahls in der Einsamkeit ehren, und stiftete das Kloster **Altenmünster** mit allen den Gütern, welche ihr übrig geblieben waren; den Bürgern von Mainz aber schenkte sie den sogenannten **Bruch**, welcher sich unterhalb der Stadt bis nach Mombach erstreckt, und von denselben entweder als die gemeine Viehweide oder als ein Gartenfeld benutzt wurde.[1] Durch solche Unterstützungen und Schenkungen hob sich Mainz schon unter den merwingischen Königen aus seinen alten römischen Trümmern empor; aber der wahre Grund seiner künftigen geistlichen und weltlichen Größe wurde mit dem erzbischöflichen Stuhle des heiligen Bonifacius gelegt. Durch die Verdienste dieses Apostels von Teutschland wurden die Erzbischöfe von Mainz die ersten Prälaten

1. Noch bis auf unsere Zeiten unterhielt das Kloster Altmünster den Pfarrochsen.

der teutschen Kirche, und, da die Bischöfe als Reichsstände Theil an der weltlichen Regierung nahmen, auch die ersten Fürsten des Reichs. Wir sehen daher schon seine ersten Nachfolger landesherrliche Rechte über die ihrer Kirche von den Königen geschenkten Güter ausüben.

Indeß waren die mainzer Erzbischöfe, durch sein heiliges Beispiel belebt, noch mehr mit geistlichen als weltlichen Dingen beschäftigt. Lullus, sein Schüler, und von ihm selbst bestellter Nachfolger, war in der Schule von Fulda gebildet, und ein frommer eifriger Bischof. Richolph, ein Mitglied von Karls des Großen Hofakademie, suchte durch die Dekretalen mehr die geistliche als weltliche Gewalt zu verbreiten. Raban galt für ein Wunder der Gelehrsamkeit und für einen Lehrer der teutschen Kirche. Er schrieb fast über alle Theile der damals bekannten Wissenschaften und prüfte in seinen Schriften auch profane Gegenstände und Kenntnisse nach der heiligen Schrift. Karl und Lindebert stifteten die Kirchen zum heiligen Johann und Mauritius in Mainz, und Haistulf die zu Rolfheim oberhalb Aschaffenburg, welche sie selbst eingeweiht haben. Diese Kirchen wurden freilich von den Königen beschenkt und bereichert; auch wohl der weltlichen Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen, aber der Hauptstifter der weltlichen Macht und Herrschaft des Mainzer Stuhls war offenbar Hatto I. Er der vornehmste Prälat der teutschen Kirche, und oberster Verwalter von zwölf reichen und mächtigen Abteien, der Busenfreund und das Herz des Königs [1] und Mitregent des Reichs, in Kirchensachen gewandt, in Staatshändeln listig und unternehmend, bei Hofe stolz und prachtliebend,

1. Cor regis.

und wie seine Spötter sagten, nicht gar gewissenhaft; ein solcher Mann ließ gewiß eine seiner Macht so günstige Zeit, wie seine Reichsverwaltung unter Ludwig dem Kinde war, nicht vorüber gehen, ohne sie zum Vortheile seiner Kirche zu benutzen. Kurz nach seiner Regierung finden wir seine Nachfolger schon, als die ersten Bischöfe im Reiche, ihre Stimmen auf den Reichstägen vorzüglich erheben. Sie krönen und salben die gewählten Kaiser; sie nennen sich die Erzkanzler der teutschen Könige; sie leiten die Wahlen und Reichsgeschäfte, und üben die landesherrliche Gewalt über Mainz, Bingen, Erfurt, Eltvill, Aschaffenburg und in allen errungenen Gütern ihrer Kirche aus.

Diese Macht der Mainzer Erzbischöfe, welche Hatto schon unter den Karlingern erworben hatte, wurde unter den sächsischen Kaisern nicht nur bestätigt, sondern noch vermehrt. Wir haben schon angeführt, welche Gewalt der Erzbischof Friedrich gegen Otto den Großen wirken ließ. Wilhelm, welcher auf ihn folgte, war ein natürlicher Sohn dieses Kaisers, und Willigis, Kaplan und Freund des kaiserlichen Hauses. Beide benutzten ihren Einfluß zur Bereicherung und Erhebung ihrer Kirche; und wenn der listige Hatto als der vorzüglichste Stifter des geistlichen Kurstaates angesehen werden kann, so war Willigis dessen Gesetzgeber.

Dieser kluge Prälat gründete zuerst seinen geistlichen Staat fest, denn darauf beruhte auch hernach die Verfassung des weltlichen. Demzufolge versetzte er den heiligen Stephan mit einer neuen Stiftskirche auf die Anhöhe zu Mainz, welche man noch heutzutage den Stephansberg nennt, und begabte ihn reichlich mit Zehnten und Gütern. Hierauf erbauete er die Dom- oder Hauptkirche von Grund

aus, welche hernach dem heiligen Bischof und Ritter Martinus, einem sowohl bei Geistlichen als Rittern vorzüglich beliebten Patrone, zu Ehren eingeweihet wurde. Der Bau ist, wie jener von Worms und Speier, mit zwei Chören und vier oder sechs Thürmen aufgeführt, aber bald wieder durch Brand beschädiget worden. Nebst den Hauptthüren sieht man noch eine im Kreuzgang auf der sogenannten Memorie, wo die Begräbnisse waren. Ueber derselben ist der heilige Martinus als Bischof abgebildet, mit der Innschrift:



Sanctus Martinus
Pax huic domui et omni habitanti in ea
Emgnozan fieri me fecit

Vermuthlich war dieser Emgnozan zu der Zeit Baumeister und aus dem Geschlechte derer von Mengoz oder Meingoz.

Eine andere Stiftung legte Willigis zu Weisenau bei der Kapelle zum heiligen Victor an. Seine Vorfahren hatten schon die Kirchen zum heiligen Johannes, Moritz und Peter gestiftet. Er aber ließ von den Bürgern unserer Lieben Frau einen schönen Tempel anlegen, welchen der Kurfürst Siegfried vollendete, [1] und schenkte ihr zwei metallene Thüren, worauf die Freiheiten gegraben waren, die er der Bürgerschaft verliehen hatte.

Auch außer Mainz und in den andern Theilen des Erzstiftes, als zu Aschaffenburg, Bingen, Fritzlar und Amöneburg wurden die Kirchen auf seinen Betrieb von

1. Sie war die schönste Kirche in Mainz, im gothischen Stile; jetzt ist sie abgerissen.

den Kaisern und Herzogen beschenkt. Jene zu Erfurt war von des heiligen Bonifacius Zeiten her ein beträchtlicher Theil seines Erzstiftes geworden. Auf diese Kirchen gründete er seine geistliche und weltliche Gewalt.

Bei der Dom- oder Metropolitankirche wurde der erzbischöfliche Stuhl errichtet, von dem alle geistliche Gewalt ausfloß. Der Probst von St. Stephan wurde Archidiakon im Nahegau, der Probst von St. Peter in dem Niedgau und der Königshundrede, der Probst von St. Viktor im obern, und jener von St. Moritz im untern Rheingau. Der Probst zu unserer Lieben Frauen wurde Archidiakon in der Wetterau, und der Probst zu St. Peter und Alexander in Aschaffenburg, in dem Maingaue. Der Probst zu unserer Lieben Frauen in Erfurt, verwaltete den Kirchsprengel in Thüringen, wie jene von Fritzlar und Amöneburg in Hessen. Unter ihnen standen die Landdechanten, die Pfarrer und Klöster.

Nach dieser geistlichen Verfassung wurde auch die weltliche eingerichtet. Unter den Kirchen, welche wir angeführt haben, waren vorzüglich vier, wodurch die Erzbischöfe von Mainz ihre Güter und Herrlichkeiten erworben haben. Fürs erste und vorzüglich die Dom- oder Metropolitankirche zum heiligen Martinus, zweitens die Kirche zu St. Peter und Alexander in Aschaffenburg, drittens die Kirche zu unserer Lieben Frauen in Erfurt, und endlich die Kirche zum heiligen Nazarius in Lorsch, welche aber erst unter Siegfried III. dem Erzstifte einverleibt wurde. Die erste verschaffte ihnen einen beträchtlichen Theil des Nahegaues, der Königshundrede, Lahnstein, und das ganze untere Rheingau; die zweite fast den größten Theil des Maingaues mit dem Spessart, die dritte die Länder in Thüringen und Hessen, die vierte

einen Theil des obern Rheingaues, die Bergstraße genannt. Ueber ein jedes dieser Länder setzte Willigis einen Kirchenvogt, unter dem die untern Vögte und Beamten standen und es verwalteten. Er aber hatte um sich einen Obervogt,[1] an welchen die Geschäfte liefen.

Seine Nachfolger erweiterten das ursprüngliche Gebiet des Kurstaates durch Schenkungen, Kauf, oder auch kriegerischen Erwerb. Sie theilten es hernach, man kann die Zeit nicht genau bestimmen, in Aemter, Oberämter und besondere Verwaltungen ein, und die ehemaligen Kirchenvögte wurden nun fürstliche Statthalter oder Vicedom genannt. Diese Oberbeamten finden wir aber nur in jenen Hauptländern des Erzstiftes angesetzt, welche schon Hatto und Willigis erworben hatten; als in Mainz 1056, im Rheingaue 1151, in Aschaffenburg 1122 und in Erfurt 1149. Die Sitze der unteren Verwaltungen wurden in die Schlösser und Landstädtchen verlegt, so wie diese dem Erzstifte einverleibt waren. Letztere erhielten nach der Hand ihre besondere Munizipalverwaltungen mit Schultheißen, Bürgermeistern und einem Stadtrathe.

Unter allen diesen Städten wurde Mainz als die Hauptstadt des ganzen Erzstiftes oder Kurfürstenthums angesehen. Drusus hatte das alte Moguntiacum als eine Festung auf den Anhöhen des heutigen Stephans- und Jacobsberges angelegt. Er wollte durch sie siegen und herrschen; als aber der Kirchen- und Gewerbsgeist über den kriegerischen die Oberhand gewonnen hatte, näherten sich seine Bewohner dem friedlichen Rheine. Wann und wie eigentlich dieser Uebergang von einer Festung zu einer Handelsstadt geschehen sey, läßt sich nicht mit Bestimmt-

1. Advocatus potens wird er in den Urkunden genannt.

heit angeben. Als nach der hunnischen Zerstörung die Stadt von dem Könige Dagobert und dem Bischofe Sidonius wieder auferbaut wurde, zogen sich ihre Ringmauern von der Höhe des alten Kastrums oder Kästrichs bis zu dem Thale an den Rhein hinab. Karl der Große verband sie durch eine Brücke mit dem gegenüber liegenden Kastell oder Kassel, und sie erhielt hernach in der Königshundrede auf dem rechten Rheinufer einen Burgbann, und einen Landgraben mit Warthürmen, welcher sie noch bis auf unsere Zeiten von den benachbarten Orten Mosbach, Erbenheim, Delkenheim und Massenheim geschieden hat. Auf der linken Rheinseite erwarben sich die Erzbischöfe und die Stifter in Mainz die benachbarten Ortschaften, [1] wovon Olm die beträchtlichste war, und nach der Hand dem Amte den Nahmen gab. Der Umfang dieses Amtes erstreckte sich bis an die Selzbach, und gab auch auf dieser Seite der Stadt eine Art von Burgbann und Vertheidigung gegen auswärtige Feinde.

Ueber die Stadt selbst mögen die Erzbischöfe schon unter den Karlingern weltliche Gewalt geübt haben; allein die Bürger strebten nach Unabhängigkeit. Als daher der Erzbischof Hatto seine Herrschaft über sie erweitern und behaupten wollte, jagten sie ihn aus der Stadt und erkannten ihn nicht eher als ihren Oberherrn, bis sie Kaiser Arnulf durch eine harte Belagerung dazu gezwungen hatte. Unter dem Erzbischofe Friedrich verschlossen sie sogar dem Kaiser Otto dem Großen die Thore, und

1. Als Nackenheim, Bodenheim, Bischheim, Laubenheim, Weisenau, Kleinwinternheim, Finthen, Brezenheim, Mombach und Heidesheim.

mußten darob eine neue Belagerung erdulden. Erst Willigis wußte sie durch Klugheit und Gesetze zu zähmen.

Die ältesten Bürger von Mainz waren vermuthlich jene Freien oder Wehren, welche sich vor und nach Heinrichs I. Verordnungen in den Städten niederließen, und deswegen die Alten oder Patrizier genannt wurden. Sie hatten ihre eigenen Familienhäuser und Höfe, wovon uns der fleißige Gudenus in seiner Urkundensammlung die meisten angeführt hat, welche auch bis heute noch die alten Nahmen tragen.[1] Zu diesen gesellte sich die Geistlichkeit des erzbischöflichen Stuhles und die Dienstleute; den übrigen Theil der Stadt nahmen die Wohnungen der Handwerker und Handelsleute ein. Man konnte daher schon frühe Mainz in zwei besondere Theile sondern. Jene Häuser und Gassen, welche gegen den Stephansberg, den Kästrich und das Gartenfeld lagen, waren zu der Zeit entweder Gärten, wie der Kirschgarten, Weihergarten ꝛc. oder öffentliche Plätze, wie der Thiermarkt und die Bleichen ꝛc., oder geistliche Wohnungen, wie die zwei Pfaffengassen und der Domkustoreiplatz. Die Gewerbshäuser und Gewerbsplätze zogen sich längs dem Rheine hin, wie die Löhrgasse, die Scharn, die Sailergasse, die Bauerngasse, die Schlossergasse, die Fischergasse, die Strickergasse, die Schustergasse, der Heu- Flachs- und Speisemarkt, und das Goldschmidtsplätzchen. So bildete sich schon unter den sächsischen Kaisern eine Art von Gemeinwesen in Mainz, das sich wichtige Freiheiten erworben hatte. Die alten Geschlechter hatten unter dem kai-

1. Wir werden sie weiter unten anführen.

serlichen Stadtschultheißen oder Stadtvogte vermuthlich den größten Antheil an der Regierung. Die Gemeinen wurden nur als Bürger angesehen. Willigis gab dem Ganzen größere Freiheiten und eine bessere Verfassung. Die zwei ehernen Thüren, welche er der Liebfrauenkirche schenkte, sind als die ältesten Gesetztafeln der Mainzer Bürgerschaft anzusehen.[1] Die Rechte und Freiheiten, welche er ihr gab, wurden darauf eingegraben. Die Stadt erhielt durch ihn eine eigene Munizipalverfassung, mit Zünften, Rath und Schöffen. Edle und gemeine Bürger wurden durch den Stadtvogt und Stadtschultheißen im Gleichgewichte erhalten, und vielleicht war das Stadtgericht vor ihm schon angelegt, welches Gudenus für das älteste in allen Mainzer Staaten hielt. Wenn wir nun noch bedenken, daß Burkard I., der Bischof und Gesetzgeber von Worms, sein Schüler und Zögling war, so wird es glaublich, daß die Gesetze, welche dieser seiner Kirche gab, unter der Leitung des Erzbischofs von Mainz entworfen wurden.

So hatte Willigis die geistliche und weltliche Gewalt des mainzer Erzstiftes gegründet und befestigt. Die Vereinigung beider würde durch ihn die nämliche gute Wirkung hervorgebracht haben, welche Cicero, im Eingange seiner Rede für sein Haus, an der römischen Verfassung rühmte, wenn sie in friedlichern Zeiten geschehen wäre. Willigis vergaß auch auf dem Bischofs- und Fürstenthrone die Niedrigkeit seiner Geburt nicht. Er soll sich ein Rad, das Handwerk seines Vaters[2] zum Wappen für sein Erzstift gewählt und darunter geschrieben haben:

1. Sie sind jetzt an der Domkirche.

2. Mehrere Alterthumskundige halten aber ein Kreuz für den Ursprung des Mainzer Wappens.

Willigis! Willigis!
Deiner Herkunft nicht vergiß.

So aber dachten seine Nachfolger nicht. Da die erzbischöfliche Würde durch ihn einen so hohen Rang erhalten hatte, verlohren sich allbereits die Heiligkeit und Wissenschaft auf dem heiligen Stuhle, und er war ein Sitz der Staatskunst und des Krieges geworden. Die gelehrten und frommen Geistlichen wurden von den adlichen und kriegerischen verdrängt. Diese lernten mehr das Schwert als den Hirtenstab führen, und erschienen öfter unter der Pracht eines Fürsten, als dem demüthigen Kleide eines Bischofs. Dazu kam noch, daß, nachdem die Vögte der Kirchen, statt deren Beschützer zu seyn, ihre Räuber wurden, die Bischöfe und Aebte gegen dieselbe ihre Güter in eigner Person vertheidigen mußten. Es war daher ganz natürlich, daß durch diese anhaltenden Fehden der friedliche Geist der Seelenhirten in eben dem Grade in den rheinischen Bisthümern verschwand, als die Bischöfe das weltliche Schwert der Fürsten gegen ihre eigenen Vögte zu ergreifen gezwungen waren. Von Bardo, welcher der dritte Nachfolger Willigisens war, bis auf die Zeiten der Reformation, sehen wir Bischöfe am Rheine herrschen, welche mehr als Muster kluger Regenten und tapferer Feldherren, als friedlicher Seelenhirten angeführt werden können. Die Walther von Straßburg, die Rhabane von Speier, die Heinriche von Worms, die Siegfriede und Adolphe von Mainz, die Balduine und Kuno von Trier, und die Konrade und Dietriche von Cölln waren Regenten, welche sowohl in Staats- als Kriegskunst ihre Nachbarn, die weltlichen Fürsten, beschämten.

In dieser Zeit war der Geist der Kirche so weltlich und kriegerisch geworden, daß jene Bischöfe, welche noch geistlich und friedlich dachten, sogar in Verachtung gekommen sind. Christian II., welcher nach Siegfried III. gewählt, aber bald wieder abgesetzt wurde, sagt von sich selbst in seiner Chronik: »Als die Postulation des Erz»bischofs von Cölln nicht angenommen wurde, kamen die »Chorherren der Mainzer Kirche wieder zusammen, und »wählten ihren Probsten, Christian mit Nahmen, welcher »schon von der Wiege an in der Kirche erzogen war. »Alle wahrhaft geistliche Menschen, und welche Gott vor »Augen hatten, freuten sich ob dieser Erhebung, weil sie »von ihm, der nicht in Waffen geübt war, eine friedli»chere Regierung erwarteten. Aber er blieb nicht lange »auf dem erzbischöflichen Stuhle; denn er wurde bei dem »Pabste angeklagt, daß er der Kirche gar nicht nützlich »wäre, und ungern zu den Kriegsunternehmungen des »Königs ziehe. Letzteres war auch wahr; denn es wur»den zu der Zeit so viele Mordbrennereien und Verwü»stungen verübt, daß er behauptete, solche Thaten ge»ziemten keineswegs einem Geistlichen und Priester. Er »verstände nur das geistliche Schwert, welches das Wort »Gottes sey, zu führen, und dazu wäre er jederzeit be»reit. Da man ihn nun ermahnte, daß er dem Beispiele »seines kriegerischen Vorfahren (Siegfrieds III.) folgen »sollte,« antwortete er: »Es steht geschrieben: stecke dein »Schwert in die Scheide.« Durch diese Antwort zog er »sich den Haß des Kaisers und vieler Layen zu, welche »es durch ihre Klagen bei dem Pabste dahin brachten, »daß er ihn vom bischöflichen Stuhle entfernte.«

Bei solchen Gesinnungen der Menschen war es kein Wunder, daß in diesem Zeitraume die Siegfriede und

Adolphe, welche staatsklug und kriegerisch waren, mehr geschätzt wurden, als Christian und Konrad III., denen, wie die Limburger Chronik sagt, ein Chorhemdlein besser anstand, als ein Panzer.

Von dieser Zeit an wurden auch die Chorstellen in den Domstiftern meistens mit adelichen und weltlichen Personen besetzt, und die bürgerlichen und gelehrten fast gänzlich von der Wahl ausgeschlossen; denn wenn wir die beiden Erzbischöfe Heinrich Knoderer und Peter Aichspalter ausnehmen, welche hauptsächlich durch Gunst der Kaiser auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurden; so blieb von dieser Zeit an bis auf die gänzliche Auflösung des teutschen Reichs der geistliche Kurhut am Rhein ein Eigenthum des Adels.

Unter Siegfried I., aus dem alten Hause der Eppsteiner, erhob sich jener fürchterliche Streit zwischen dem päbstlichen Stuhle und dem kaiserlichen Throne, welcher letztern um alles Ansehen im Reiche gebracht, und die rheinischen Bischöfe zu fast unabhängigen Fürsten gemacht hatte. Nach Abgang der sächsischen Dynastie erhob der Erzbischof Aribo die Herzoge von Franken auf den kaiserlichen Thron. Er glaubte dadurch seinen Einfluß im Reiche zu vermehren, weil nun das kaiserliche Haus am Rheine seinen Stammsitz hatte; allein die Kaiser Konrad II. und Heinrich III. wußten der kaiserlichen Gewalt, sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen, eine solche Kraft zu geben, daß die Regierung Karls des Großen wieder hergestellt zu seyn schien. Sie vergaben die geistlichen Würden nach Wohlgefallen, und setzten Bischöfe und Herzoge ein oder ab, je nachdem sie gehorsam oder widerspenstig waren. Eine so strenge Regierung konnte weder den Päbsten noch den Prälaten am Rheine gefallen, weil sie unter

der sächsischen Dynastie an eine besondere Begünstigung gewöhnt waren. Da aber ihr Mißvergnügen durch den kräftigen Arm Konrads und Heinrichs III. zurückgehalten war, brach es unter des letztern minderjährigem Sohne Heinrich IV. desto empörender hervor, und der Erzbischof Ruthard stieß ihn, wie wir bereits angeführt haben, zu Ingelheim von dem Throne.

Nach seinem Tode 1111 benutzte Heinrich V. den Einfluß, welcher ihm noch in den Domkirchen übrig geblieben war, und vermochte die Chorherren und das Mainzer Volk, Adelberten I. seinen Kanzler, zu wählen. Er glaubte sich in ihm einen Freund zu erheben, weil er bisher dessen Beförderer war; allein er hatte durch sein unnatürliches Betragen gegen seinen unglücklichen Vater den Bischöfen und dem Volke ein zu auffallendes Beispiel von Undank und Ungehorsam gegeben, als daß sie es nicht an ihm selbst hätten anwenden sollen. Adelbert saß kaum auf dem erzbischöflichen Stuhle, als er die Partei des Pabstes ergriff, und die Bürger und Fürsten gegen den Kaiser aufhetzte. Heinrich, ergrimmt über diese Undankbarkeit, ließ ihn mit gewaffneter Hand gefangen nehmen, und auf der Festung Trifels in ein so schreckliches Loch werfen, daß er bis auf die Knochen abzehrte. Allein auch hier setzte der hartnäckige Erzbischof seine Ränke gegen den Kaiser noch fort. Er wußte durch seine traurige Lage das Mitleid der Bürger von Mainz zu erwecken; die Geistlichen seines Erzstiftes schilderten Heinrichen als einen Tyrannen, als einen Vatermörder, als einen Kirchenschänder, und da dieser, um einen Reichstag zu halten, 1115 nach Mainz kam, umgab das mainzische Volk seinen Pallast, drang mit gewaffneter Hand in den Saal, und forderte mit Gewalt die Befreiung seines

Erzbischofs. Der Geist des Aufruhrs war zu der Zeit schon so gewöhnlich und gefährlich geworden, daß der Kaiser nachgeben, und Adelberten aus seiner dreijährigen Gefangenschaft entlassen mußte. Hager, abgezehrt, mit einem langen grauen Barte und wankendem Schritte, kam der befreite Prälat zu den Bürgern zurück, und diese empfingen ihn gleichsam im Triumphe und mit Thränen des Mitleids und der Freude in ihren Mauern.

Adelbert war nicht so undankbar gegen die Bürger von Mainz, welche ihn befreiten, als gegen den Kaiser, der ihn zum Erzbischofe erhoben hatte. Für die ihm erzeigte Theilnahme an seinem traurigen Schicksale gab er ihnen 1135 jenen Freibrief, wodurch er sie von seiner gemeinen Gerichtsbarkeit und allen ihm zuständigen Abgaben lossagte. Gudenus hat uns diese Magna charta der Stadt Mainz unter folgender altdeutscher Uebersetzung erhalten: »daß alle die, die da wohnen binnen den »Mauern zu Menze, auch darin verbleiben wollen, keines »Bauts Gedinge auswendig der Mauern halten, noch »keinerlei Schatzung und Bete mehr geben sollen. Dann »sie sollen fürbaß ihres angebornen Rechts seyn.« Die Bürger frohlockten ob dieses kostbaren Geschenkes ihres Erzbischofs, und versprachen ihn mit ihrem Gute und Blute zu vertheidigen. Adelbert aber dachte auf neue Rache gegen den Kaiser, und erweckte ihm einen neuen Bürgerkrieg, indem er die Sachsen aufhetzte. Um gegen alle künftige Anfälle desto sicherer zu seyn, befestigte und erweiterte er auch Aschaffenburg, die Hauptstadt des obern Erzstiftes, und gab ihren Bürgern, wie jenen von Mainz, neue Vorrechte, und eine freie Stadtverfassung. Durch diese kühnen Unternehmungen Adelberts war Heinrich gezwungen, das erste Concordat mit dem Pabste Calixt ab-

zuschließen, wodurch er auf das Recht, die Bischöfe mit Ring und Stab belehnen zu können, Verzicht that, und die freie Wahl der Bischöfe den Chor- oder Domherren überlassen mußte.

Nachdem auf solche Weise die Bürger einen Freibrief, und die Domherren das freie Wahlrecht erhalten hatten, machten beide gemeinschaftliche Sache, um ihre Vorrechte zu erweitern. Gleich nach dem Tode Adelberts I. welcher ihr Liebling war, erhoben sie Adelberten II., dessen Vetter, und als auch dieser bald gestorben war, Markolfen, den Probst von Aschaffenburg, auf den erzbischöflichen Stuhl. Die Domherren übten nämlich hier zum erstenmal das Recht einer freien Wahl, und richteten sich dabei nach den Wünschen der Bürger und des mainzer Volkes. Diese Eintracht wurde aber bald zerstört, als die Päbste und Kaiser sich wieder in die Vergebung der Würden mischten. Nach Markolf, welcher, wie Adelbert II., nicht lange regierte, wurde 1142 Heinrich I. auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Er war, nach dem, obwohl sich widersprechenden Zeugnisse der Geschichtschreiber, ein zu gutmüthiger Fürst für diese Zeiten. Wenn auch das, was seine Feinde gegen ihn anbrachten, nicht wahr, wenigstens übertrieben ist, so muß er doch manche Blöße gegeben haben, welche ihnen zu seiner Beschuldigung diente. Bald nach dem Antritte seiner Regierung bildete sich sowohl in dem Domkapitel als unter den mainzer Bürgern eine Partei gegen ihn, welche ihn der Unzucht, der Saumseligkeit, der Verschwendung und der Bestechung beschuldigte, und welche ihre Klagen selbst bei dem päbstlichen Stuhle anbrachte. Als Heinrich von diesem Unternehmen Nachricht erhielt, schickte er den Probst von St.

Peter, Arnolden von Selenhoven, nach Rom, um ihn bei dem heiligen Vater zu vertreten. Er glaubte in ihm einen eifrigen Vertheidiger zu haben, weil er ihn bisher zu geistlichen Würden befördert hatte; allein dieser war gerade sein gefährlichster Feind. Statt ihn zu entschuldigen, verschwärzte er ihn noch ärger bei dem Pabste, als es die Domherren gethan hatten. Er gewann zu gleicher Zeit den Kaiser Friedrich I., dessen Rath er war, und so gelang es ihm, Heinrichen, den er vertreten sollte, von dem erzbischöflichen Stuhle zu treiben, und sich darauf zu setzen.

Der Pabst schickte zwei Cardinäle als Gesandte nach Neuhausen bei Worms, um über die gegen Heinrichen angebrachten Beschuldigungen zu richten. Diese entsetzten ihn 1153 seiner Würde, und sie wurde Arnolden gegeben. Als die Cardinäle das Urtheil über den unglücklichen Erzbischof aussprachen, sagte er: »Wenn ich von euerem »ungerechten Gerichte an den päbstlichen Stuhl appelliren »wollte, könnte ich vielleicht noch Aufschub erhalten, und »in diesem Falle bliebe mir dann doch weiter nichts übrig, »als Kummer und Elend. Allein ich appellire an den »Herrn Jesus Christus, den gerechtesten Richter. Vor »dessen Richterstuhl lade ich euch vor, und ihr werdet »mir dort zu Rede stehen müssen. Denn ihr habt mich »nicht nach Recht und dem Willen Gottes, sondern nach »Willkühr und nach Maßgab euerer Bestechlichkeit gerich»tet.« Hierauf antworteten die Cardinäle mit Spott: »Gehe du nur voraus, wir wollen dir folgen.« So verließ Heinrich das Gericht und seinen Stuhl, und zog sich in traurige Einsamkeit zurück. Er sagte daher öfters:

»Ich war ein reicher Domherr, ein dürftiger Probst und »ein bettelarmer Bischof.«

Indeß ist das Gericht Gottes, welches er anrief, bei seinem Nachfolger Arnold nicht ausgeblieben. Dieser herrschsüchtige Prälat war kaum auf den erzbischöflichen Stuhl gekommen, als er alle die Laster, deren er seinen Vorfahrer beschuldigt hatte, in einem doppelten Maaße äußerte. Er war aus einer der ansehnlichsten Mainzer Patrizier-Familien, deren von Selenhofen, geboren, welche jetzt wegen seiner Erhebung stolz auf die übrigen edlen Geschlechter herabsah. Er hatte die Ränke am päbstlichen und kaiserlichen Hofe gelernt, wodurch er seinen Wohlthäter stürzte. Sein Hofstaat war glänzend, und seine Pracht erstreckte sich sogar auf seine Kleidung. Gegen die Bürger zeigte er sich stolz, gegen seine Nachbarn gebieterisch. Dies alles erweckte ihm Feinde im Kapitel, in der Stadt, und unter den Fürsten. Der gefährlichste davon war Herrmann II., Pfalzgraf bei Rhein. Dieser mächtige Fürst hatte, um seine Herrschaft am Rheine zu erweitern, schon die Hochstifter von Trier, Worms und Speier mit Krieg überzogen, und sich mit den benachbarten Grafen durch einen Bund gegen die geistlichen Fürsten gestärkt. Als ihn darob Arnold in den Bann that, überfiel er auch dessen Gebiet mit Feuer und Schwert, und besetzte viele mainzer Ortschaften und Schlösser mit seinen Reisigen. Wir haben die Thaten Herrmanns schon im vorigen Buche erzählt; hier soll nur so viel davon wiederholt werden, als auf das Unglück Arnolds Bezug hat.

Beide Fürsten lagen noch gegen einander im Felde, als Kaiser Friedrich I. aus Italien zurück kam, und sie

nach Worms beschied, um ihre Sache durch ein Gericht zu schlichten. Dadurch wurde zwar die Fehde beigelegt, und Herrmann mit seinen Verbundenen zur Hundestrafe verdammt; allein die heimlichen Feinde, welche er dem Erzbischofe in Mainz selbst erweckt hatte, desto gefährlicher. Arnold hatte sich durch den Krieg, und die Auflagen welche er erforderte, noch verhaßter gemacht, als er schon zuvor durch seinen Stolz und seine Prachtliebe war. Man fand an ihm jetzt größere Laster und Gebrechen, als deren er seinen Vorfahrer beschuldigt hatte. Man hielt ihn für einen undankbaren Heuchler, der nur darum Heinrichen vom Stuhle verjagt habe, um desto unumschränkter herrschen zu können.

In dieser Stimmung forderte er für den Aufwand, welchen er wegen einer Reise nach Rom machen mußte, eine Abgabe von den Mainzer Bürgern; diese aber beriefen sich auf den Freibrief, welchen ihnen Adelbert I. ausgestellt hatte, und ließen ihn ohne irgend eine Unterstützung ziehen. Seine Abreise war das Zeichen zu einem förmlichen Aufruhr. Die Häupter seiner Feinde benutzten nämlich seine Abwesenheit, und brachten die schon lange von ihnen angelegte Verschwörung zur Reife. Mengot, ein ansehnlicher Patrizier, und selbst in Diensten Arnolds, Burkard, der Probst von St. Peter, dessen Vetter, und Gottfried, der Abt auf dem Jakobsberge, welche bisher heimlich gegen ihn gearbeitet hatten, stellten sich nun öffentlich als seine Gegner dar, und dachten auf nichts weniger, als ihn, wie er seinen Vorfahrer, von dem erzbischöflichen Stuhle zu treiben. Emmerich, ein Sohn des erstern, und Gottfried der Abt, gingen selbst nach Italien, um ihre Klagen vor den kaiserlichen Thron zu

bringen. Da sie aber dort mit Verachtung abgewiesen wurden, kamen sie voll Wuth nach Mainz zurück, und hetzten das Volk zu einer gänzlichen Empörung auf.

Von nun an war Arnold nicht einmal mehr bei seinen bischöflichen Verrichtungen in der Stadt sicher. Schon bei seiner Rückkunft aus Italien haben ihm die Bürger ihre Thore verschlossen, und als er nach der Hand wegen der gewöhnlichen Synode nach Mainz kam, rotteten sie sich in drei Haufen zusammen, besetzten die Thore, woraus sie niemand ließen, und rückten endlich mit gewaffneter Hand gegen den Bischofshof an, um Arnolden gefangen zu nehmen; er aber war durch die Hülfe seiner Hofleute und Ritter schon entwischt. In diesem Anfalle von Volkswuth stürmten sie den Bischofshof und steckten ihn in Brand; sie drangen in die Häuser der Geistlichen, welche von des Bischofs Partei waren, und plünderten sie; endlich war ihnen sogar der Kirchenschatz kein Heiligthum mehr; sie raubten die Gefäße, welche bisher dem Gottesdienste gedient hatten, und füllten die Domkirche mit Waffen, und mit den Trümmern der zerstörten Gebäude.

Dieser Aufruhr hatte zu viel Aufsehen erregt, als daß der Kaiser nicht hätte ins Mittel treten sollen. Er setzte einen Fürstenrath an, um die Klagen beider Parteien anzuhören. Viele Fürsten verdammten die Häupter der Verschwörung zum Tode, aber der Kaiser mäßigte, selbst auf die Bitte Arnolds, das Urtheil dahin, daß ein friedlicher Vergleich unter ihnen zu Stande kommen sollte. Es wurde den Bürgern befohlen, die Domkirche zu säubern, und die ihr entwendeten Schätze zurück zu geben, den Bischofshof wieder aufzubauen, und in seinen vorigen Glanz herzustellen, dem Erzbischofe die wegen dieses Aufruhrs verursachten Kösten zu erstatten, und ihn als ihren

rechtmäßigen Fürsten anzuerkennen. Hierauf schickte der Kaiser Gesandte nach Mainz, um den Vergleich zum Vollzug zu bringen. Einige Aufrührer wurden aus der Stadt verwiesen, aber der Streit nichts weniger als geendet. Die Häupter der Verschwörung riethen den Bürgern, sich einstweilen dem kaiserlichen Spruche zu unterwerfen; allein während sie diese Folgsamkeit öffentlich äußerten, ließen sie die Verwiesenen heimlich wieder in die Stadt, und dachten nun sich Arnolden selbst durch einen Mord vom Halse zu schaffen.

Zu dieser Zeit lebte zu Bingen die heilige Jungfrau Hildegard, berühmt durch ihre Schriften, geehrt von Bischöfen und Fürsten, und bekannt durch den Geist der Wahrsagung, wodurch sie künftige Dinge entdeckte. Diese warnte Arnolden vor den Anschlägen der Bürger von Mainz: »Wende dich,« so schrieb sie ihm, »wende dich »zu dem Herrn, denn die Zeit deines Todes ist nahe.« Auch ein anderer seiner Freunde, der Abt von Erbach, machte ihn auf die gefährliche Lage der Dinge aufmerksam, er aber antwortete: »Die Mainzer sind Hunde, welche »nur bellen, aber nicht beißen können.« Als Hildegard dieses hörte, warnte sie ihn noch einmal und sagte: »den »Hunden sind die Ketten abgenommen, und sie werden »dich zerreißen.« Diesem ohngeachtet ging Arnold im Jahre 1160 nach Mainz, um die Bürger zum Gehorsam zu bringen. Er nahm seine Wohnung in der Abtei auf dem Jakobsberge, welche zu der Zeit noch außer den Mauern und nahe an dem Graben bei seinem Stammhause lag. Er glaubte da um so gewisser Schutz durch seine Familie und seine Anhänger zu haben; dieses war aber gerade der gefährlichste Ort, welchen er wählen konnte. Der Abt dieses Klosters war sein Feind, und

ging heimlich zu den Bürgern, um sie mit der Anzahl der Leute und den Mitteln bekannt zu machen, womit sich der Bischof vertheidigen könnte. Ja er sagte ihnen sogar, daß nun der schicklichste Zeitpunkt sey, wo sie ihren Feind stürzen und aus dem Wege räumen könnten. Auf diese Nachricht sammelten sich die Verschwornen an verschiedenen Orten der Stadt; sie brachten bei Nacht und in der Stille die Bürger unter Waffen, und als es Tag wurde, rückte Emmerich, der Sohn Mengots, an der Spitze des aufgebrachten Volkes vor das Kloster, und umgab es mit Sturmleitern, Brandfackeln und Geschütz.

Als Dudo von Selenhofen den großen Haufen an seinem Hause vorbeiziehen sahe, eilte er sogleich den Berg hinauf zu seinem Bruder, dem Erzbischofe, um ihn zur Flucht zu bewegen. Dieser aber schien im Gedränge seine Entschlossenheit verloren zu haben. Er wollte erst als Mönch verkleidet entwischen, dann an der Spitze seiner Ritter sich vertheidigen; endlich rettete er sich auf einen Thurm, von wo aus er um Hülfe bat. Die Bürger aber hatten indeß die Mauern erstiegen, die Thore gesprengt. Sie schossen mit Pfeilen in die Abtei, schlugen die Fenster entzwei, und warfen brennende Fackeln und Steine auf die Gebäude. Die wenigen Ritter, welche Arnold bei sich hatte, waren nicht im Stande, ihn zu vertheidigen. Sie fielen unter den Schlägen der Verschwornen, welche nun schon haufenweis eingedrungen waren. Nun lief das Volk unter gräßlichem Geschrei und mit klirrenden Waffen durch die Schlafgänge der Mönche, durch die Winkel des Klosters, um den Erzbischof aufzusuchen. Seine Wuth stieg bis auf den höchsten Grad, als es ihn selbst erblickte. Mit schrecklichen Gesichtern und Schandworten fielen sie ihn an. Heliger durchstach ihn

mit einem Dolche, und Bunger, ein Metzger, hieb ihm den Kopf entzwei. Er fiel erblaßt und vom Blute triefend unter den Streichen und Stößen des aufgebrachten Pöbels.

Auch nach seinem Tode war die Wuth der Bürger noch nicht erkaltet. Sein Körper blieb einige Tage zerschlagen, zerfetzt und verstümmelt in dem Graben liegen, welcher die Stadt von dem Kloster schied; und die Bauernweiber, welche von den benachbarten Orten zum Markte kamen, warfen ihn mit Käsen und faulen Eiern, bis ihn die Chorherren von unserer lieben Frauen heimlich begraben hatten. Man kann sich kein scheußlicheres Bild von der Verwirrung und Verrücktheit dieser Zeiten machen, als wenn man die Entthronung Heinrichs IV. mit dem Morde Arnolds zusammenstellt. Der Nachfolger jenes Bischofs, welcher es wagte, seine Hände gegen das Haupt eines Kaisers auszustrecken, liegt nun, wie das Aas eines Thieres, den Vögeln des Feldes hingeworfen, und dem Spotte des gemeinsten Pöbels Preis gegeben.

Indeß fingen die Häupter der Verschwörung an, über das verübte Verbrechen kälter nachzudenken. Sie konnten wohl denken, daß man einen solchen Fürstenmord nicht ungeahndet lassen werde. Sie suchten daher, statt Arnolds einen Mann auf den bischöflichen Stuhl zu erheben, welcher sie schützen könnte. Ohne viel auf das Wahlrecht der Domherren zu achten, nahmen sie dazu Rudolphen von Zähringen, dessen Vater mächtig in Schwaben herrschte, und ein Feind der regierenden Kaiserfamilie der Hohenstaufen war. Um ihm die gehörigen Mittel zu verschaffen, wodurch er sich Gönner und die Bestätigung des Pabstes erwerben könnte, griffen sie abermals zu den Schätzen der Kirche, und entwandten ein großes Stück

von einem goldenen Kruzifix, welches Willigis der Domkirche geschenkt hatte. Die Sitten und Religiosität der Geistlichkeit und des Volkes waren zu der Zeit so verdorben, daß man die Geräthe und Heiligthümer, welche heilige Bischöfe und fromme Kaiser zur Verehrung der Gottheit geweihet hatten, nun zur Erwerbung eitler Macht und zu simonischer Bestechung verwendete. Rudolph und seine Partei fand zwar kein Gehör bei dem Pabste, weil er gegen die Statuten des Konkordates von Bürgern und Mördern gewählt war, allein der Kirchenraub blieb doch ungeahndet. Statt seiner wurde Konrad von Wittelsbach auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, und als dieser, der Partei des Pabstes folgend, von dem Kaiser vertrieben war, seine Würde an Christian von Buche gegeben. So wechselte man mit den Bischöfen. Einer vertrieb den andern, und die Parteiwuth wurde sowohl unter den Geistlichen als dem Volke unterhalten.

Während dem hatte der Kaiser Friedrich I. einen Fürstentag nach Erfurt angesetzt, um die Aufrührer zu bestrafen. Auf diese Nachricht entflohen fast alle die, welche mehr oder weniger Theil an dem Aufruhre genommen hatten. Nur einer der Mörder wurde gefangen, nämlich jener Metzger, Bunger mit Nahmen, welcher Arnolden zuerst angefallen hatte. Er wurde vor den Kaiser geführt, und sogleich zum Tode verdammt. Das Urtheil, welches der Fürstenrath über die Stadt selbst aussprach, war schrecklich. Der Abt vom Jakobsberge wurde in die Acht erklärt, die Mönche, welche nicht entflohen waren, eingesperrt, die Thürme und Mauern der Stadt niedergerissen, und die Freiheiten der Bürger vernichtet. Mainz hatte zu der Zeit ein klägliches Ansehen. Viele seiner Häuser waren durch den bürgerlichen Krieg

zerstört. Auf einsamen Plätzen lagen Brandtrümmer und große Schutthaufen. Die reichsten und ansehnlichsten Bürger waren entflohen, und unter denen, welche zurückgeblieben waren, herrschte Furcht oder versteckter Haß. Von Mauern und Thürmen entblößt, konnte man in die leeren Gassen dringen, welche kein Gewerbe mehr belebte, und die bischöfliche Regierung war eben so schwankend als gehaßt. Mainz schien in ein großes Dorf verwandelt zu seyn, dessen Umfang und Schutt nur noch ankündigten, daß hier eine Stadt gestanden habe.

Ein so trauriger Zustand hätte den Bürgern und der Geistlichkeit zur Warnung dienen, und sie zur Einigkeit führen sollen, allein kaum hatte die Stadt wieder einige Kräfte erhalten, und die Trümmer der Zerstörung hinweggeräumt; als ein neuer Zwiespalt die Verwüstungen des bürgerlichen Krieges auch wieder herbei führte. Nachdem der Bischof Konrad, welcher nach Christian wieder zur Regierung kam, 1200, mit Tode abging, erwählten die Domherren mit einer entschiedenen Mehrheit der Stimmen, Leopolden den Bischof von Worms zum Haupte ihrer Kirche. Nur drei davon widersetzten sich mit einem Theile der Bürger dieser Wahl, und zogen nach Bingen, welches jetzt schon als eine Stadt des Domkapitels angesehen wurde. Sie gaben vor, daß die Stimmenfreiheit durch die Waffen des Kaisers Philipp unterdrückt worden sey, und setzten dem Bischofe von Worms, Siegfrieden II. aus der Familie der Eppsteiner entgegen. Diese zwiespaltige Wahl war zu gleicher Zeit ein bürgerlicher Krieg. Leopold, unterstützt durch seine Dienstleute von Worms und die Truppen des Kaisers, trieb seinen Nebenbuhler aus Bingen. Siegfried aber ließ seine Wahl vom Pabste bestätigen, und kam, nachdem Philipp von

Otto dem Wittelsbacher ermordet war, mit einem mächtigen Anhange nach Mainz zurück, womit er seinen Gegner zwang, ihm den erzbischöflichen Stuhl zu überlassen. Von nun an schien derselbe ein bleibendes Erbtheil der Eppsteiner und Nassauer geworden zu seyn. Diese Familien hatten sich durch die Nähe ihrer Erbländer und den langen Besitz des nunmehrigen Kurfürstenthums von Mainz einen wichtigen Einfluß auf das Domkapitel und die Bürgerschaft erworben. Sie konnten die Domherren beschenken, befördern, und ihre Stellen mit ihren Kreaturen besetzen. Von Siegfried I. bis auf Adolph II. regierten fünf Eppsteiner und eben so viele Nassauer, fast in ununterbrochener Reihe, als Kurfürsten von Mainz, und beide Häuser waren miteinander verwandt.

Schon Siegfried II. brachte, 1225, seinen Neffen, Siegfried III., auf den erzbischöflichen Stuhl, und nachdem Werner und Gerhard II., welche beide wieder Eppsteiner und Verwandte der Nassauer waren, mit Tode abgingen, stritten letztere mehrere Jahre hindurch mit den mächtigen Kurfürsten von Trier, Balduin und Kuno, welche ein Theil der Domherren zu Verwaltern des Erzstiftes gewählt hatte. Der Einfluß der eppsteinisch-nassauischen Partei in Mainz war damals so wichtig, daß sie gegen Heinrich III. einen kaum zwanzigjährigen Jüngling, Gerlachen, und nach ihm gar einen Knaben, Adolphen, aus ihrem Hause zum Erzbischofe erwählen ließen.

Indeß muß man gestehen, daß die Macht des Mainzer Kurthums und die Gewalt seiner Fürsten nie größer war, als unter dieser eppsteinisch-nassauischen Dynastie. Siegfried III. hatte das Mainzer Gebiet mit dem reichen Fürstenthum von Lorsch, Gerhard mit dem Eichsfelde, Konrad mit Steinheim, Gerlach mit Höchst, und Johann

eine Zeitlang mit Hanau und Babenhausen vermehrt. Die mächtigsten Fürsten fürchteten sich vor ihren Waffen. Sie haben sich die Mainzer Bürger unterworfen, welche stets zum Aufruhr geneigt waren; und ihre Heere selbst, von Sieg und Ruhm begleitet, angeführt. Auf ihre Stimmen würden die Kaiser gewählt und wieder abgesetzt. Sie selbst haben die Kaiserkrone eine Zeitlang an ihr Haus gebracht, und Gerhard II. konnte sich mit Wahrheit rühmen: daß er die Kaiser in seiner Tasche stecken habe. Ehe wir aber die Geschichte dieser so merkwürdigen Periode des Mainzer Erzstiftes weiter verfolgen, wollen wir zuerst jene der Häuser von Nassau und Eppstein vornehmen, weil sie jetzt so innig zusammen verbunden sind.

Geschichte von Nassau und Eppstein.

Zwischen dem obern und untern Rheingaue lag eine zu beiden gehörige Hundrede, welche man vorzugsweise des Königshundrede nannte. Einige Alterthumsforscher wollen sie Königsuntere, als unter dem Altkönig liegend, genannt haben; da aber mehrere Orte dieser Gegend, als Königsstein, Königsborn, Königshofen und Kronenberg sich auf den König beziehen, so mag wohl der erste Nahmen den Vorzug verdienen. Nach der alten Gauabtheilung scheint diese Hundrede mit dem daran stoßenden Riedgau eine Zeitlang nur eine Grafschaft ausgemacht zu haben; denn die Pröbste von

n Nassau.

to, Graf von Udstein,
966 — 982.

Rupert, Erzbischof von Mainz, 970—997.

schof von Worms, 1015—1040.

raf von Idstein, 1120, † 1128. Gemahlin
Mechtild, Gräfin von Arnstein.

aurenburg,
58.

Demud, vermählte Gräfin
von Diez.

af von Nassau,
94.
eth von Leiningen,
9.

Heinrich, Graf von Nassau.
1160 — 1206.

Agnes, vermählte Gräfin von
Sayn, † 1201.

in Walrams,
Nassau.

Richarda, vermählte Gräfin
von Geldern, † 1231.

af von Nassau,
Ottonischen Linie;
hlin Agnes,
von Leiningen.
tonische Stammtafel.)

Noch 3 andere Söhne
und 3 Töchter.

St. Peter in Mainz waren Archidiakone beider Gauen. Von ihrer Mitte herauf erhebt sich der Taun oder Altkönig [1] und erstreckt seine weinreichen Arme über die ganze Gegend. Ihre Abdachungen sind Getreidefelder und Baumgärten; aus ihren Schachten sprudeln die berühmten Bäder und Heilquellen, von Soden, Wiesbaden, Weilbach, Schwalbach, Schlangenbad, Selters und Sauerthal, dem Menschen zugleich zur Lust und Gesundheit dienlich. [2]

Ursprünglich bewohnten dieses Land Ubier, dann Hessen-Stämme, die Wiesbäder, Mainaber oder Mattiacker genannt wurden. [3] Während ihrer Kriege mit den Römern haben sie die Höhen des Altkönigs mit Bollwerken und Ringwällen befestigt, deren kreisförmige Ueberbleibsel man noch sehen kann. Als die Römer sich auf dem rechten Rheinufer festgesetzt hatten, nahmen sie einen Theil dieser Hessenstämme unter ihre Bundesgenossen auf. Sie umgaben sie mit einem Zaune oder Pfahlgraben, und nannten sie von der bezäunten Höhe, dem Taunus, Taunenser. Von diesen Bollwerken der Römer findet man noch die Spuren bis auf unsere Zeiten. Bey der Villa Hadrians, Hädernheim, auf dem Taunus (Altkönig) und bei dem Bade der Mattiacker, Wiesbaden, hatten sie Standquartiere. Die Quellen des letztern haben sie mit bequemen Einfassungen und Gebäuden umgeben, und dem Apollo geweihet. [4]

1. Von Dun, Daun, Zaun.

2. Siehe von Gerning die Heilquellen des Taunus.

3. Usipetes, Menapii-Mattiaci.

4. Apollini grano mogonoque Licinius trio. D. S. D. ist die Inschrift eines dort gefundenen Altarsteins.

Nachdem die Römer von den Teutschen vertrieben waren, wurde dieses Land der Taunenser nach fränkischer Art eine Hundrede des Königs. Ihre Grenze lief längs der Kriftel, dem Maine, dem Rheine und der Waldaff bis zum Pfahlgraben hinauf. Sie war in zwei Centgerichte vertheilt, wovon das eine bei Delkenheim, das andere bei Wiesbaden seinen Sitz hatte. Das darin seßhafte Volk versammelte sich auf der Ebene von Erbenheim zur Mahlstatt, wo auch der Königsstuhl errichtet war. Die Ortschaften, welche auf dieser Ebene liegen, schienen von den dort ansäßigen Freien gegründet worden zu seyn; wie die Nahmen Aerbenheim, Dutenbergen, Weikart, Hadamarsheim und andere beweisen. [1] Der alte Adel des Landes zog sich aber später auf die Anhöhen des Taunus hinauf, und nistete sich in den Burgen von Eppstein, Hattstein, Königstein, Reuring, Falkenstein und Kronenberg fest. Wie Adler saßen darin die Ritter der Zeit, und schlugen sich wacker um die Beute in den Thälern. Die Chroniken von Frankfurt, Wezlar und Limburg zählen über hundert Fehden, welche die Herren dieser Schlösser unter einander, oder gegen die Städte umher ausgefochten haben. Wir werden davon aber künftig nur jene anführen, welche einen vorzüglichen Einfluß auf die Geschichte des Landes hatten. Jetzt bleibt uns davon nichts mehr übrig, als die malerischen Trümmer ihrer wechselseitigen Verwüstungen, und auf ihnen die herrliche Aussicht über die schönen Thäler des Mains und des Rheins.

Auch unter den fränkischen Königen blieb Wiesbaden, der warmen Bäder wegen, der Hauptort des Gaues.

1. Villa Aribonis, Dudonis, Wigarti, Hademari etc.

Sie legten dabei einen Pallast oder Saal an, wovon bis jetzt noch eine Gasse den Nahmen Saalgasse trägt. Die Kaiser aus dem sächsischen und saalfränkischen Hause hielten sich gerne da auf. Im Jahr 1129 verschenkte Heinrich V. einen zum Saale gehörigen Wald an einen gewissen Eppo oder Eberhard, und noch im Jahre 1239 bewirthete Kaiser Konrad einen griechischen König in dem Saale. Unter ihnen wurde der Schöppenstuhl nach Wiesbaden verlegt. Der Königshof, die Bäder und das Gaumal, trugen also gemeinschaftlich dazu bei, den Ort zu einer Stadt zu erheben.

Gegen das zehnte Jahrhundert finden wir die Königshundrede und den Ridgau unter drei oder vier Herren vertheilt, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, die Grafen von Nassau und Nuringen und die Herren von Eppstein. Nach den Urkunden, welche Gudenus gesammelt hat, besaßen erstere schon unter der fränkischen Monarchie beträchtliche Ortschaften und Güter in diesen Gauen. Späterhin haben sie ihrem Erzstifte in beiden Gauen mit Höchst noch viele Dörfer, und der Vorstadt Kassel einen Burgbann von Mosbach bis Hochheim erworben. Er umfaßte die weinreichen Anhöhen dieses Königshofs, und gab auf der einen Seite über den obern, auf der andern über den untern Rheingau, die schönste Aussicht. Er war mit einem Landgraben und mit Warthürmen umgeben, damit die Stadt gegen alle Anfälle gewarnt und gewährt seyn möge.

Die Gewalt und der Einfluß, welchen die Erzbischöfe von Mainz auf diese ihrer Hauptstadt gegenüber liegenden Hundrede hatten, macht es wahrscheinlich, daß durch ihren Vorspruch auch die Grafen von Nassau, von Nuringen und die Eppsteiner dort mächtig geworden seyn mögen.

Die Nahmen Hatto oder Hazego, Rupert, Siegfried und Gerhard, welche die Ahnen dieser drei edlen Geschlechter gemeinschaftlich mit den Erzbischöfen führen, scheinen sogar auf eine nahe Verwandtschaft zu deuten. Späterhin ist diese außer allem Zweifel. Indeß wird der Ursprung derselben doch immer dunkel bleiben. Einige Geschichtsforscher, wie Wenk und Dahl, lassen die Nassauer von obigem Grafen Hatto herstammen, dessen Vorfahren in und um Mainz zu Hause waren. Andere hingegen, wie Kremer und Gebhardi, leiten ihren Ursprung aus dem Lahngaue und von den Saliern her, welche diese Gaue verwalteten. Erstere gründen ihre Meinung auf den Trautwein oder Druwin von Laurenburg, welcher schon im Jahre 992, also bald nach Hatto, Gaugraf der Königshundrede war. Dagegen nehmen letztere ihre Beweise von den Stammschlössern Laurenburg und Nassau her, welche in dem Lahngaue oder Hainriche von ihren Ahnen gegründet waren. Da dieser Letztern Meinung sowohl auf Urkunden als auch auf die Gewohnheiten der Zeit gegründet ist, so will ich ihre Geschlechtsforschung hier zuerst anführen, obwohl ich die nassauische Abstammung von den Saliern, männlicher Seits, dahingestellt seyn lasse.

Schon unter den Karlingern und sächsischen Kaisern haben die Salier fast alle Gaugrafschaften verwaltet, welche sich auf dem rechten Rheinufer, von dem Neckar bis zur Lahn, erstreckten, und das Gebiet der Nassauer, Nuringer und Eppsteiner umfaßten. Im Jahre 966 starb, wie der sächsische Annalist sagt, Eberhard der salische Graf im Lahngaue, und sogleich nach seinem Tode erschien Uto, sein Sohn oder Vetter, obwohl er wegen einer Verschwörung gegen Otto den Großen nach Italien ver-

wiesen war.[1] Die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung mag wohl keine andere gewesen seyn, als bei dem Kaiser Verzeihung und die ledige Grafschaft zu erhalten; allein seine Meldung half ihm vor der Hand nichts. Ein gewisser Hugo erhielt das Grafenamt, und der Erzbischof von Mainz den Ort Lahnstein; er aber mußte, ohne seine Absichten erreicht zu haben, wieder nach Italien ziehen.

Nach dem Tode Ottos des Großen wußte er dessen Sohn Otto II. für sich zu gewinnen, und dieser setzte ihn, da die Grafschaft bereits an den Hugo vergeben war, wenigstens wieder in den Besitz seiner lahngauischen Güter ein, wo er auch das Schloß Utenstein oder Idstein erbaut haben soll. Nachdem er also sein Geschlecht wieder in Teutschland befestiget hatte, zog er noch einmal mit dem Kaiser nach Italien und blieb in einem Treffen bei Tarent im Jahre 982. Bald hierauf, ohngefähr im Jahre 993, folgte sein Sohn oder Vetter Gerlach dem Hugo in dem Grafenamte des Haigrichs oder Lahngaues. Dessen Söhne, Arnold und Weigart, werden als die Stammväter der Grafen von Arnstein und Diez angesehen.

Fast zu der nämlichen Zeit, als Graf Gerlach im Lahngaue regierte, erschienen auch Trautwein von Laurenburg in der Königshundrede, Berthold von Nuringen in der Wetterau als Grafen, und Siegfried oder Ulrich von Eppstein und Idstein als Centgerichtsherren in beiden Gauen. Ersterer hatte aber sein Stammschloß in dem Lahngaue, der andere in dem

1. Eberhardus comes obiit. Udo comes, sacramenti oblitus, Franciam revertitur. Dieser Vorfall hängt doch wohl zusammen mit der Verwaltung des Gaues.

Ridgaue und der letztere trug seine Herrschaften in diesen Gauen von beiden zu Lehen. Da also diese drei alten Geschlechter gleich nach den Saliern im Besitze der salischen Grafschaften waren, und ihre Stammgüter nebeneinander lagen, so wird es wahrscheinlich, daß sie selbige, wenigstens von weiblicher Seite, von den Saliern geerbt haben.

Dieses ist ohngefähr die geschichtliche Geschlechtsfolge der Nassauer, nach Kremer und Gebhardi; Wenk aber und Dahl schließen den Trautwin unmittelbar an die Hattonen an, welche vom Jahr 772 bis zum Jahre 970 mit dem Grafenamte in dem Nahegau oder zu Mainz, zugleich jenes der Königshundrede, verwaltet haben. Da Trautwin im Jahr 992, folglich gleich auf den letztern Hatto, als Gaugraf vorkommt, so gewinnt freilich diese Ansicht der Dinge viele Wahrscheinlichkeit. Ich will beider Hypothesen nicht bestreiten, da über den Ursprung der fürstlichen Häuser in der Geschichte jener Zeiten so wenig Licht zu finden ist. Ich will vielmehr beider Untersuchungen mit Dank benutzen. Ehe ich aber das, was auf Urkunden gegründet ist, zusammenstelle, muß ich zuvor die Sagen und Lieder der nassauischen Heldenzeit anführen. Solche Ueberlieferungen leisten oft dem Geschichtsforscher gute Dienste. Wenn auch davon manches erdichtet oder entstellt seyn mag, so beruht doch wenigstens das Ganze auf einem historischen Grunde. In dem von den Nassauern gestifteten Kloster zu Schönau befand sich ehemals ein altes Bild, den traurigen Tod des Grafen Trautwin vorstellend, worauf folgende Reimlein zu lesen waren:

Ich hab' mich des billig vermessen,
Ehr, Lob und Preiß nicht vergessen
von dreyen Adelern wohl erzogen
in einem Nist, ist nicht erlogen.

Was diß drey Brůder hen gestifft
Bin ich erfarn wol durch ir Schrifft.
Rupertus, verstands mich auch recht,
ein Bischoff zu Maintz und Gottesknecht
Důdo zu Lippurg, eyn selttzam Dingk,
das man itzund nenndt vff dem Ringk
da wohnten eins Ritter vnndt Knecht,
So itzundt da wohn Atzelle und Specht.
Trutthwinus ditz Lantz recht Patrohn
von Laurenburk der edel Baron,
als der mit Recht hat bezwungen
seine feindt, all überwunden,
da sahe man nun billig vnndt eben
sein Hertz in Freuden schweben.
Aber sein freyer kühner Muth,
den er drug under seinem eisen Hut,
was ihm nicht langer dauren,
das geschah durch einen Bawern,
der macht sich bald auf die Straßen,
seinen Zorn wollt Er nit laßen.
In einem Busch lag Er verborgen,
Er wacht den Abent vnndt den Morgen
vff die Zukunft dießes Graffen,
des dott Er hat hart geschworen.
da kam geritten enndt Zellen
Truthwin mit seinen Gesellen
Ir Strudt der vff dießer fardt,
Da derselb Bawer auch auf ihn wardt.
Er schoß den Graffen vff dem Pferdt,
das Er zv doth stürzt vff die Erdt.
Die Stath der Graff auch mircket eben,
dieweil er noch hatt das Leben.

Er war dem geistlichen Leben holt,
Er schatzt Silber und auch sein Golt.
Schonaw ein Kloster vff der Stadt
Stifft Er da Er durchschoßen wardt.
Selig was des Graffe Truthwin,
den heiligen Patron sant Florin
vberall sein Guth, Gält, auch Renth
erbt er in seinem lezten Testament.
Man schrieb Datum, sog ich vorwar,
Dausend, hundert, zwanzig sechs Jahr.

Nach diesen Reimen lebten zu gleicher Zeit drei Brüder aus dem laurenburgischen oder nassauischen Geschlecht, wovon der erste Rupert, Erzbischof von Mainz gewesen, der zweite, Dudo, zu Liebburg auf dem Ring seinen Sitz aufgeschlagen, und der dritte, Trautwin, die Kirche zu Liebborn oder Schönau gestiftet, und von einem Bauern erschoßen worden seyn soll. Diesen leztern finden wir denn auch wirklich in einer Urkunde vom Jahr 992 als Grafen der Königshundrede, und in einer spätern vom Jahre 1093 als den Stifter der Kirche genannt. Auch finden wir in der Geschichte von Mainz vom Jahr 937 bis 997 zwei Ruperte, wovon der eine Verwalter des Erzbisthums nach Heriger, der andere wirklich Erzbischof von Mainz war; allein letzterer wird für einen gebornen Sachsen gehalten. Von Dudo hat man aber in den bekannten Urkunden des zehnten Jahrhunderts keine Nachrichten; denn der Graf Dudo, welcher die Kirche von Liebborn beschenkte, lebte ein ganzes Jahrhundert später, und das Kloster Schönau wurde erst in dem in den Reimen angegebenen Jahr 1225 oder 1226 von dem Grafen Rupert II. auf dem Grunde der vorigen Kirche errichtet. Es scheint daher, daß der Reimdichter Nahmen

und Jahrzahl verwechselt, und den Erzbischof Rupert, welcher vielleicht Trautwins Schwager war, für dessen Bruder gehalten habe.

Indeß machen uns diese Reimlein auf manche Umstände aufmerksam, welche einigen Aufschluß über die ursprüngliche Geschichte der Grafen von Nassau geben können. Es wird nämlich darin von der Stiftung des Klosters, von einem frühern Dudo und von dem Erzbischof von Mainz, Rupert, als Ahnen oder Verwandten geredet, von welchen viele der folgenden Nassauer ihre Taufnahmen hergenommen haben: endlich giebt eine andere Schönauer Sage, den Trautwin als den treuesten Anhänger Herrmanns, des Herzogs von Schwaben an, [1] welcher den Herzog Eberhard bei Andernach geschlagen hat. Diese Umstände, wenn die Sagen anders gegründet sind, machen es sehr wahrscheinlich, daß Trautwin durch so wichtige Verbindungen sich und sein Haus sowohl im Hainrich, als der Königshundrede mächitg gemacht habe. Ob er oder der in den Reimen vorkommende Dudo das Geschlecht fortgepflanzt habe, kann nicht bewiesen werden. Nach ihnen aber kommen Rupert I. im Jahr 1088 als Erbauer der Kirche zu Wiesbaden, und Azecho, der Bischof von Worms, als Laurenburger vor. Auf diese erscheinen endlich Dudo II. als Stifter des Klosters von Liebborn, und Ulrich, als Herr von Idstein und Eppstein, in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts. Mit diesen und der Erbauung jenes Schlosses, von dem die Laurenburger ihren künftigen Geschlechtsnahmen hergenommen haben, wollen wir jetzt die hellere Geschichte des Hauses Nassau anfangen.

1. Fidelissimus satelles Herimanni Ducis.

Es gibt der Meinung jener Geschlechtsforscher, welche die Nassauer aus dem Lahngau abstammen lassen, ein großes Gewicht, daß diese Grafen, so frühe schon, in dem Besitze der Vogtei über Weilburg, der Hauptstadt dieses Gaues, waren. Kaiser Konrad I. hatte dort eine Kirche und seinem Hause ein Begräbniß gestiftet, und selbige mit vielen Gütern begabt. Die Kaiser aus dem sächsischen Geschlechte, Otto III. und Heinrich II., verschenkten sowohl den Pallast als die Stadt Weilburg an das Hochstift von Worms; allein die Laurenburger behaupteten darüber zuerst die Vogteirechte, dann die Herrschaft selbst. Von dieser Vogtei mogten sie auch wohl den Hof von Nassau in Anspruch genommen haben, welchen Kaiser Konrad I. der von ihm gestifteten Kirche zu Weilburg im Jahre 915 geschenkt hatte. Die Herleitung dieses Hofes von einem gewissen Nassua, welcher schon zu der Römer Zeiten vorkommt, ist eben so lächerlich als gewagt. Die erste Meldung von demselben geschieht in der Schenkung, welche damit Karl der Große an die Kirche von St. Goar gemacht haben soll; allein auch diese wird zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß Konrad I. einen schon verschenkten Hof nicht noch einmal an die Kirche von Weilburg habe vergeben können. Daher glauben auch einige Geschichtsschreiber, wie Brauer und Hontheim, daß unter dem von Karl dem Großen an St. Goar verschenkten Hofe vielmehr Nassonia oder Obernäsen verstanden werden müsse. Dem sey nun, wie ihm wolle, so bleibt so viel gewiß, daß die Laurenburger, als Kirchenvögte von Weilburg, schon frühe im Besitze von Nassau waren.

Im Jahre 1034 schenkte einer ihrer Ahnherren, der Bischof von Worms Azecho, ein großes, bei dem Hofe von Nassau gelegenes, Stück Land von vierzig Hufen

seiner Kirche.[1] Da dieses ein ursprüngliches Eigenthum der Familie war, so sahen dessen Vettern, die Grafen von Laurenburg, seine Schenkung als unrechtmäßig und ihrem Hause nachtheilig an, und baueten im Jahre 1101 ein festes Schloß neben das verschenkte Gut, wovon sie sich, um die Rechte ihres Besitzes zu beurkunden, statt, wie bisher, Grafen von Laurenburg, nun Grafen von Nassau nannten. Hieraus entstand eine lange Fehde zwischen ihnen und dem Hochstifte von Worms; und der kriegerische Bischof Bugo oder Burkhard II. wußte es endlich dahin zu bringen, daß dieses Schloß mit dem Gute im Jahre 1136 durch den Kaiser Lothar seiner Kirche zugesprochen wurde.[2] Indeß behaupteten sich die Grafen Arnold und Rupert in dem Besitze der festen Burg, und da das Hochstift zu weit von Nassau entlegen war, um dem Spruche des Kaisers Nachdruck geben zu können, so waren weder die geistlichen noch weltlichen Waffen im Stande, die Nassauer daraus zu vertreiben. Unter solchen Umständen schloß der Bischof Konrad I., der Nachfolger Burkards II., mit dem Erzbischofe Hillin von Trier einen Vertrag, vermöge dessen er und seine Kirche die Rechte von Nassau an letztern abtraten, wogegen sie von Trier ein ihnen näher gelegenes Gut zu Partenheim empfingen. Ein so mächtiger Nachbar, als Hillin war, brachte die Nassauer zur

1. In der Urkunde bei Schannat nennt Azecho sich nicht einen Grafen von Laurenburg; er sagt sogar, daß er das Gut proprio labore et libera manu erworben habe, allein dieser Ausdruck entkräftet nicht seine Verwandtschaft mit den Laurenburgern.

2. Siehe die Geschichte von Worms. Dort ist aber Seite 215 in der vorletzten Zeile ein Fehler stehen geblieben; statt Lothar soll es heißen, Heinrich VI.

Nachgiebigkeit. Die Gräfin Beatrix wendete sich mit ihren unmündigen Grafen bittend an den Erzbischof, und forderte den Besitz eines Schlosses, was doch ursprünglich ihrer Familie gehört habe. Hillin ließ sich durch die Bitten einer schönen Wittwe und die Klagen unmündiger Kinder erweichen, und gab ihnen den alten Stammsitz im Jahre 1158 als ein trierisches Lehen wieder.

Bald nach dieser Belehnung im Jahre 1185 starb mit Ludwig III. das gräfliche Geschlecht von Arnstein aus, und die Nassauer erbten durch Ulrichs von Idstein Gemahlin Mathilde, einer gebornen Arnsteinerin, noch einen großen Theil des Hainrichs und Lahngaues, welcher vermuthlich von den Saliern auf das abgestorbene Haus gekommen war. Dadurch wurden die Nassauer so mächtig, daß Rupert III. und Heinrich II. die Kurfürsten von Trier und Mainz befehden konnten, und man erstern den Streitbaren, letztern den Reichen nannte. Im Jahre 1255 theilten Heinrichs IV. Söhne, Walram und Otto, die nassauischen Länder. Jener erhielt Wiesbaden, Weilburg und Idstein, dieser Dillenburg, Beilstein, Hadamar, Herborn und Ems. Das Stammgut Nassau verwalteten sie gemeinschaftlich.

Unter diesen Städten, welche in dem nassauischen Gebiete früher oder später angelegt wurden, haben Weilburg, Nassau, Idstein und Wiesbaden gegen das zwölfte Jahrhundert Stadtrechte und eine bürgerliche Verfassung erhalten. Sie wurden nach der Hand der Sitz der einzelnen Verwaltungen und Gerichte. Weilburg war schon unter der fränkischen Monarchie ein beträchtlicher Ort und sogar die Begräbnißstätte des salischen Geschlechts. Nassau wurde als das Stammhaus der gräflichen Familie angesehen. Idstein war unter

den Saliern ein Fürstensitz; jetzt wurde es der eines besondern Zweiges. Vorzüglich aber ist Wiesbaden groß und erweitert worden. Es war durch seine Bäder und den Königssaal schon unter den Römern und Franken ein berühmter Ort; unter den Laurenburgern oder Nassauern wurde es die Hauptstadt der Königshundrede und des nassauischen Gebietes. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte schon Graf Trautwin seinen gräflichen Sitz dorthin verlegt. Graf Rupert I. bauete im Jahre 1088 die Kirche zum heiligen Mauritius und umgab die Stadt mit neuen Mauern und Bollwerken. Das Schöffengericht, bei welchem auch die benachbarten Ortschaften Recht nahmen, und die Bäder, vermehrten den Wohlstand und die Bevölkerung. So ist also schon im zwölften Jahrhundert Wiesbaden eine blühende Stadt geworden. Von diesem Wohlstande wurde es aber durch den Krieg zurückgeworfen, welcher im Jahre 1280 zwischen den Nassauern und Eppsteinern ausbrach. Ehe ich aber diese Geschichte weiter aufführe, wird es nöthig seyn, zuvor jene der Eppsteiner hier einzurücken, indem dieses Geschlecht nicht nur in der Königshundrede, sondern in Mainz selbst eine wichtige Rolle spielte. Die Dynastie der Eppsteiner scheint fast so alt, wie jene der Nassauer, ja mit ihrem Hause verwandt gewesen zu seyn. Die Geschichte ihres Ursprungs ist aber eben so dunkel und fabelhaft, wie jene der meisten teutschen Fürstenhäuser. Selbst die Entstehung ihres Stammschlosses trägt das Gepräge der Fabel. Ich will sie hier so erzählen, wie sie mir vor einigen Jahren von einem alten Bewohner des Orts erzählt wurde.

Stammtafel der Herren von Eppstein.

Eppo.

Siegfried.

Werner. — Siegfried I. Erzbischof von Mainz, 1059 — 1084.

Gottfried, 1120. — Siegfried von Eppstein.

Gottfried, 1211 — 1218. — Siegfried II., Erzbischof von Mainz, 1200 — 1230.

Gerhard, — 1226. Siegfried III., Erzbischof von Mainz, — 1230 — 1249. Gottfried, vermählt mit Elisabeth von Nassau, 1247 — 1274.

Gerhard, 1270. — Werner, Erzbischof v. Mainz, — 1259 — 1284. Gottfried, — 1247 — 1292. Gerhard, Erzbischof v. Mainz, 1288 — 1305.

Gottfried 1347 — 1356. — Eberhard, vermählt mit Ludgard von Falkenstein 1357 — 1391.

Gottfried v. Eppstein=Münzenberg, 1092 — 1437. — Eberhard v. Eppstein=Königstein, 1433 — 1443.

Gottfried, † 1522. — Eberhard, Vizthum zu Mainz, 1458 — 1475. — Walther, Herr zu Breuberg, 1434 — 1468.

Eberhard, Graf von Königstein und Diez, Herr zu Eppstein=Münzenberg und Breuberg. Mit ihm stirbt 1535 der Stamm aus. Die Grafschaft Königstein kömmt an Kur=Mainz. — Anna, Gemahlin Bothos, Grafen v. Stollberg.

Christoph, Graf v. Stollberg, † 1581.

Zwischen den Höhen des Altkönigs und des Staufers breiten sich vier romantische Thäler aus, wovon eines das Fischbacher, das andere das Lorschbacher, das dritte das Fockenhäuser, und das vierte das Brennerthal genannt wird. In der Mitte derselben erhebt sich ein felsigter Hügel. Auf diesen wollte Eppo seinen Stammsitz gründen, als sich ein Riese widersetzte, welcher in diesen Thälern hauste, und allen friedlichen Anbau verwüstete. Eppo, welcher jeden Morgen das Mauerwerk seiner Burg, was die Werkleute den Tag zuvor erbauet hatten, von dem Ungeheuer nächtlicher Weile zerstört fand, dachte auf List, da er durch Gewalt nichts auszurichten vermogte. Er legte um die Mauer heimlich ein eisernes Netz, und fing darin den Riesen, als er bei Nachtzeit zur Zerstörung heran schlich. Er ließ hierauf in der Mitte des Schlosses einen hohen und starken Thurm aufführen, und den Gefangenen hinein sperren. Dieser aber kam in Wuth, und da er die dicken Mauern nicht sprengen konnte, hob er das Dach ab, sprang hinunter, und brach das Genicke. Noch sieht man seine Knochen an einem Thore der Burg angeschmiedet. Allein das ganze Mährchen mag durch einen Mammuthsknochen entstanden seyn, welchen man bei Grabung der Fundamente gefunden hat. Ob übrigens dieser angeführte Eppo der Stammvater der Eppsteiner war, läßt sich weder beurkunden noch behaupten, denn erst unter der Regierung Kaiser Heinrichs IV. kommt Siegfried I., der Erzbischof von Mainz, und Ulrich von Kostheim vor, welche man zu diesem Geschlechte zählt. Winkelmann gibt ersterem einen Siegfried zum Vater und einen Werner zum Bruder. Gleich nach diesem finden wir in den Urkunden bei Gudenus vom Jahre 1120 bis 1128 mehrere

Ulriche, wovon sich der eine einen Herrn von Idstein, der andere einen von Bierstadt und der dritte gar von Idstein, Eppstein, Oberholzhausen und Dingenburg nennt. Diese Nahmen machen jeden Geschichtsforscher verlegen, welcher sich in die Dunkelheit jener Zeiten wagen will. Kremer und Wenk halten sie bald für nassauische, bald für eppsteinische Ahnen. Dahl versucht sogar, die Urkunde, worin letzterer vorkommt, verdächtig zu machen. Es könnte aber seyn, daß unter der in dieser Urkunde vorkommenden Dingenburg der alte Dingstuhl des Gaues verstanden würde, welcher entweder durch die arnsteinische oder eine andere Fürstin Mechtilde, als Erbschaft oder Lehen den Nahmen Mechtildsstuhl erhalten habe. Wenn aber auch diese Urkunden über die frühere Geschlechtsfolge der Eppsteiner wenig Auskunft geben, so beweisen doch spätere und ächtere, daß sie den bei weitem größern Theil ihrer Herrschaften in dem Nidgau und der Königshundrede von den Grafen von Nuringen und Nassau als Lehen erhalten haben.

Im Jahre 1360 erließ das Schöffengericht zu Wiesbaden ein Weisthum, vermöge dessen Graf Gerlach von Nassau behauptete, daß die Herrschaften, so die Herren von Eppstein zwischen der Kriftel und der Waldaff in der Königshundrede besaßen, zum höchsten Landgerichte nach Mechtildshausen gehörten, und folglich nassauische Lehen seyen. Nach einem von Gottfried von Eppstein verfertigten Verzeichnisse, womit auch das eppsteinische Saalbuch übereinstimmt, erklärte er, daß er und seine Vorfahren die Hälfte der Centgrafschaft zwischen der Kriftel und Naumeich im Nidgaue von den Grafen von Nuringen als Lehen empfangen, und darin vom Kaiser Philipp bestätigt worden seyen. Gottfried und sein Bruder Siegfried II.,

Erzbischof von Mainz, sind auch die ältesten Eppsteiner, welche mit Gewißheit angegeben werden können. Sie lebten unter der Regierung des Kaisers Philipp von Schwaben, also ohngefähr vom Jahre 1197 bis 1208.

Nach Gottfried I. erhob sich das eppsteinische Geschlecht hauptsächlich durch den Besitz des Erzstuhles von Mainz. Fünf Eppsteiner werden in der Geschichte von Mainz als Erzbischöfe genannt, nämlich drei Siegfriede, ein Werner und ein Gerhard. Die Nahmen derselben trugen zu dieser Zeit auch die Grafen von Nuringen, welcher Umstand wohl vermuthen ließe, daß zwischen beiden Häusern nicht nur ein Lehens- sondern auch Verwandtschaftsband bestanden habe.

Die Grafen von Nuringen, welche Gottfried von Eppstein selbst, als seine ehemaligen Lehnherren anerkennt, gehören unter die ältesten Geschlechter am Rhein. Schon im Jahre 1040 kommt Berthold von Nuringen als Gaugraf der Wetterau vor. Ob er dieses Amt von den Saliern geerbt oder vom Kaiser unmittelbar erhalten habe, kann nicht entschieden werden. Ihr Stammschloß aber, oder ihr unmittelbares Reichslehen, hatten sie in dem Nidgau, und dieses war vielleicht auf die Reichsfestung Königstein gegründet. Als die alten Gaue aufgelößt und unter die darin seßhaften Fürsten vertheilt wurden, errichteten die Grafen von Nuringen ihr Stammschloß auf einem alten Ringwalle bei dem Altkönig, und nannten es davon Neuring. Ueber diesen neuen Nahmen mag jener der alten Burg Königstein eine Zeitlang in Vergessenheit gekommen seyn; allein, als das Haus Nuringen in männlicher Nachfolge erloschen war, blieb in allen künftigen Theilungen den Erben Königstein gemeinschaft-

lich, und so erscheint es auch im Jahre 1266 wieder in Urkunden.

Im Jahre 1169 starb mit Gerhard II. der alte männliche Stamm der Nuringer ab. Von seinen Herrschaften erhielt Gottfried von Eppstein die ihm durch Lehen zukommende Centgrafschaft in dem Nidgau links an der Kriftel hin, und dieser ließ sich darin, als einem jetzt unmittelbaren Reichslehen, vom Könige Philipp bestätigen. Die übrigen nuringischen Güter brachten Gerhards Erbtöchter Guta und Ludgarde auf ihre Gatten Werner II. von Falkenstein-Bohlanden und Kuno I. von Münzenberg. Jener erhielt den größten Theil der Verlassenschaft, welcher in dem Nidgaue, dieser jenen, der in der Wetterau lag. Das Hauptschloß der Grafschaft, Königstein, blieb gemeinschaftlich. Als im Jahre 1255 der münzenbergische Mannsstamm mit Ulrich II. ausging, brachte Philipp I. von Falkenstein auch den größten Theil der wetterauisch-nuringischen Herrschaften an sich, über das übrige vertrug er sich mit seinen Schwägern und Miterben, den Grafen von Hanau und Herren von Schweinsberg.

Durch so ansehnliche Erbschaften bereichert, theilte Philipp im Jahre 1266 seine Herrschaften unter seine Söhne Werner IV. und Philipp II. Ersterer erhielt die überrheinischen Burgen Trifels und Annebos, letzterer die diesseitigen, Karlsmund und Nuring. Königstein wurde in der Theilungsurkunde nicht genannt, entweder weil es als die Hauptburg der Grafschaft gemeinschaftlich blieb, oder weil er noch Ansprüche darauf von den übrigen nuringischen Erben befürchten mußte. Um aber denn doch dem neuen falkensteinischen Zweige auch

einen Nahmen zu geben, erbauete er zwei Schlösser, eins oberhalb Kaub, das andere auf den Trümmern des alten Nuring. Jenes nannte er von seiner Schwester Guta, welche Kaiser Richards Gemahlin war, Gutenfels, das andere von seinem Stamme Neufalkenstein. Von diesem nun erhielt der diesseitige Zweig den Nahmen von Falkenstein-Münzenberg. Philipp wurde hierauf Landvogt in der Wetterau, und da sein Enkel Philipp VII. im Jahr 1397 vom Kaiser Wenzel in den Grafenstand erhoben wurde, nahm dieser mit seiner Nachkommenschaft den Nahmen eines Grafen von Königstein an.

Während die Falkensteiner also ihre Herrschaften um den Altkönig her erweiterten, haben sich noch andere adeliche Geschlechter neben sie festgesetzt, als die von Hattstein, von Reiffenberg und von Cronenberg. Darunter sind letztere die Streitbarsten geworden. Sie nannten sich anfänglich nur Herren von Eschborn, wo auch späterhin noch zwei davon ihren Sitz erhielten. Da unter den Lieblingen Heinrichs IV. ein gewisser Hartmann oder Hartmund vorkömmt, so wird es wahrscheinlich, daß dieser die Feste Kronenberg von dem Kaiser als Lehen erhalten, und seinen Zweig darnach benennt habe. Das alte Geschlecht theilte sich hierauf in die Kronen- und Flügellinie. Erstere gründete sich auf dem Schlosse fest, und nahm Theil an der Regierung des dabei liegenden Städtchens, welche aus einem Obmann, aus Burgmännern, und einem Gerichtsschöffen zusammengesetzt war. Letztere erhielt sich in Eschborn und den dazu gehörigen Gütern. Die Kronenberger waren wackere Ritter, und wir werden von ihnen noch manche That zu erzählen haben. Auch die von Hattstein und Reiffenberg haben sich in Fehden und friedlichen Ge-

schäften ausgezeichnet. Letztere brachten dem Hause Falkenstein den Untergang.

Im Jahr 1374 entstand nämlich zwischen beiden Geschlechtern, den Reiffenbergern und Falkensteinern eine fürchterliche Fehde. Zum Unglück der letztern herrschte zu der Zeit Philipp VIII., der, wie die Limburger Chronik sagt, genannt ward der Stumme, nicht daß er stumm war in Reden, sondern in Werken. Keines festen Entschlusses oder einer tapfern That fähig, zog er sich bei dem Ausbruche des Streites in seine Festung Königstein zurück, und glaubte hinter den Mauern und Bollwerken derselben gegen alle Anfälle seiner Feinde sicher zu seyn; allein die wackern Reiffenberger kamen bei Nachtzeit von den Höhen des Feldbergs herab, und erstiegen die Burg, ohne daß sie große Gegenwehr fanden. Philipp eines so kecken Ueberfalles nicht gewärtig, griff zu spät nach den Waffen. Er wurde mit seinen fünf Kindern, Philipp dem Jüngern, Ulrich, Werner, Kuno und Anna gefangen und er selbst erschlagen. Bei dieser Gewaltthat der Reiffenberger blieb seine wackere Gemahlin, Agnes, nicht so ruhig und stumm an Thaten, als ihr erschlagener Gatte. Sie ergriff das Schwert, welches dieser so schändlich geführt hatte, und warf bald nach dessen Tode die Feinde nieder, und befreite siegreich ihre gefangenen Kinder aus den Händen der Räuber. Allein der hohe Muth der edeln Frau konnte den Stamm nicht retten. Ihre Söhne Philipp der Jüngere, Ulrich und Kuno starben ohne männliche Erben, und Werner wurde Erzbischof von Trier, in welcher Würde er das Geschlecht nicht fortpflanzen konnte. Die Güter und Herrschaften des alten falkenstein-münzenbergischen Stammes theilten die nächsten Verwandten, die Grafen von

Solms, von Sayn, von Isenburg und andere; die eigentliche nuringische Grafschaft Königstein erbte aber Eberhard von Eppstein durch seine Gemahlin Ludgarde, des erschlagenen Philipps von Falkenstein Schwester.

Durch einen so beträchtlichen Erwerb bereichert, theilten Eberhards Söhne, Gottfried und Eberhard, im Jahr 1433 ihre Erbgüter. Jener nannte sich einen Herrn von Eppstein-Münzenberg, dieser einen Grafen von Königstein. Beider Söhne und Nachfolger, gleichen Nahmens, konnten mit den getheilten Gütern den Aufwand nicht mehr bestreiten, an welchen ihre Vorfahren gewöhnt waren. Da diese schon früher die Schlösser Steinheim, Braubach und Homburg an die Kurfürsten von Mainz und die Grafen von Katzenellenbogen entäußert hatten, so verkauften jetzt jene ihren Antheil an Diez, Breuberg, Buzbach, ja sogar die Hälfte ihres Stammschlosses Eppstein mit den dazu gehörigen Ländern, an die Erben der Letztern, die Landgrafen von Hessen. Eberhard II. erbte zwar von seinem Vetter Gottfried, dem letzten Zweige der münzenbergischen Linie, den Antheil an den eppsteinischen Lehen wieder, und nannte sich einen Grafen von Königstein und Diez und einen Herrn von Eppstein-Münzenberg und Breuberg. Allein mit ihm ist das alte Geschlecht im Jahr 1535 ganz ausgestorben, und die Kinder seiner Schwester Anna, die Grafen von Stollberg, setzten sich in den Besitz der erledigten Grafschaft.

Indeß hatte sich der Kurfürst von Mainz, Daniel Brendel von Homburg, vom Kaiser Maximilian II. eine Anwartschaft auf die Grafschaft Königstein für sein Erzstift erwirkt; als daher im Jahr 1581 Graf Christoph von Stollberg mit Tode abging, ließ dieser mit Genehmigung des Kaises Rudolph II., Besitz davon nehmen.

Auf diese Weise erhielten die Erzbischöfe von Mainz einige Länder wieder, welche wahrscheinlich durch ihre Vorfahren zuerst an die von Nuringen, dann an die Falkensteiner, und endlich an die Eppsteiner gekommen waren. Aus dieser geschichtlichen Darstellung der Verhältnisse der hohen Häuser, welche die Königshundrede und den Nidgau beherrschten, sehen wir nun die nächsten Veranlassungen zu dem Kriege, welcher im Jahr 1280 zwischen den Nassauern und Eppsteinern ausbrach, und beider Länder und Städte verwüstete.

Nach dem oben angeführten Weisthume des Schöffengerichts zu Wiesbaden behaupteten die Grafen von Nassau die Lehenhoheit über die ganze Gerichtsbarkeit der eppsteinischen Herrschaft von Mechtildhausen. Diesem zufolge machten Graf Walram II. und sein Sohn Adolph, der künftige Kaiser, Ansprüche auf einige Ortschaften, welche dazu gehörten, als Waldkriftel, Großbach, Selbach und Königshofen. Da aber Gottfried von Eppstein diese ihm nicht zugestehen wollte, und der Zwist nicht friedlich ausgeglichen werden konnte, sollte er durch das Glück der Waffen entschieden werden. Gottfried, vermuthlich von seinem Vetter Werner, dem Erzbischofe von Mainz und andern benachbarten Grafen unterstützt, kam mit zahlreichen Haufen von dem Gebirge herangezogen, und überfiel die Nassauer, ehe sie gehörig vorbereitet waren. Nach manchen blutigen Gefechten schlug er selbige bis nach Wiesbaden zurück; belagerte hierauf die Stadt, und nahm sie endlich mit Sturm ein. Die Rache, welche er da übte, war fürchterlich. Schon durch die Belagerung wurden viele Häuser abgebrannt oder beschädigt, jetzt, da er die Stadt im Besitz hatte, zerstörte er ihre schönsten Gebäude, und schleifte ihre Mauern von

Grund aus. Er breitete seine Waffen im ganzen Thale bis zu der Höhe des Trompeters aus, nahm Vieh und Getreide hinweg, und verwüstete viele Ortschaften, welche in der Nähe lagen.

In diesem Drange wandten sich die von Nassau an den Erzbischof von Mainz, und fleheten dessen Vermittelung an. Dieser gab ihnen auch im Jahr 1283, als nächster Anverwandter, den Frieden unter der Bedingniß, daß die Familie von Nassau der von Eppstein alle die Lehen, welche diese in der Königshundrede besaßen, überlassen, und die Gerichtsbarkeit über die obgenannten Ortschaften zugestehen mußte. Es ist wahrscheinlich, daß durch diesen Frieden die alte Feindschaft zwischen beiden Häusern nicht nur beigelegt, sondern auch wieder ein enges Verwandt- und Freundschafts-Bündniß geschlossen wurde; denn zehn Jahre nach demselben wurde ein Nassauer von einem Eppsteiner auf den kaiserlichen Thron erhoben. Ehe wir aber diese merkwürdige Begebenheiten und ihre Folgen erzählen, müssen wir zuvor die damalige Macht der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, die Lage des Reichs und den Ort der Wahl beschreiben, wo sie vorgefallen sind.

Geschichte von Frankfurt.

Seit dem Apostolate des heiligen Bonifacius sind die Erzbischöfe von Mainz die ersten Kirchen-Prälaten in Teutschland, und endlich durch Hatto und Willigis auch die ersten Kurfürsten und Erzkanzler des Reichs geworden. Auf ihre Vorsprache wurden Ludwig das Kind, die Ottonen, die Salier und die Hohenstaufen zu Kaisern gewählt, und meistens auch in Mainz gekrönt. Bei minderjährigen Prinzen verwalteten sie auch wohl das Reich selbst.

Nach dem Ausgange der hohenstaufischen Kaiserdynastie, welche die letzte war, die den Scepter Karls des Großen mit Kraft führte, verfiel Teutschland in einen Zustand von Gesetzlosigkeit, dem selbst die großen Regenten dieses Fürstenhauses nicht mehr gewachsen waren. Die rheinischen Erzbischöfe und Kurfürsten zogen alle Gewalt des Reichs an sich, und trugen die Kaiserkrone einem jeden, war er einheimisch oder fremd, an, wenn sie ihn nur nicht zu fürchten hatten, oder Geld, Güter und Gerechtsame dafür erhalten konnten. So wurden nacheinander Heinrich von Geldern, Wilhelm von Holland, Richard von Kornwallis und Alfons von Kastilien auf den Thron Karls des Großen erhoben und wieder herabgestürzt. Es geschah keine Kaiserwahl, ohne daß die Wahlstatt mit zwiespaltigen Truppen umgeben, und mit Bürgerblut besudelt war.

Da zu dieser Zeit die Wahl auf offenem Felde aufhörte, und im Nahmen des Volkes nur noch durch die Erzbischöfe und Herzoge des Reichs vorgenommen wurde, so brachten es die Kurfürsten von Mainz dahin, daß dieselbe beständig, wo nicht in ihrer Stadt, oder in ihrem Ge-

biete, doch wenigstens in ihrem Kirchsprengel vollzogen werden mußte. Diesem zufolge ließen sie bei dem Orte am Rhein,[1] wo ihr Gebiet an jenes ihrer drei übrigen Mitkurfürsten stieß, den Königsstuhl erbauen, um die Kaiserwahl vorzubereiten; dann schrieben sie den Wahltag nach Frankfurt am Main aus, welche Stadt unter ihrer geistlichen Gewalt, und mitten zwischen den zwei Hauptstädten ihres Erzstiftes, Mainz und Aschaffenburg, gelegen war. Sie konnten dazu auch keinen schicklichern Ort finden, als eben diese Stadt; denn sie war von Karl dem Großen selbst angelegt, von seinem Enkel, Ludwig dem Teutschen, als Hauptsitz des teutschen Reiches betrachtet, und kein benachbarter Fürst hatte bisher Ansprüche auf ihren Besitz machen können.

Die berühmten Frankfurter Geschichtsforscher, Lersner, Kirchner, Batton und Fichart sind über den Ursprung der alten Wahlstadt der teutschen Kaiser nicht einig. Einige schreiben ihn den Römern, andere den Franken zu. Wir wollen ihre Meinungen zu vergleichen suchen, um das Wahrscheinlichste darin aufzufinden. Wenn wir die alten Befestigungen der Römer auf dem rechten Rheinufer näher untersuchen, so wird es wahrscheinlich, daß sie nach ihrer ersten Ansiedelung daselbst den sogenannten Pfahlgraben nicht gar weit von dem Mainzer Brückenkopf Kastel ausgedehnt haben. Er zog sich vermuthlich längs der Höhe des Taunus hin, ging bei den Bollwerken Hadrians, Hädernheim, und unter den Höhen der heutigen Friedberger und Sachsenhäuser Wartthürme, über den Main, wo er sodann durch den dreieicher Wald oder Grafenbruch mit den Höhen des Melibokus in Verbindung kam.

1. Davon mehr im folgenden Buche.

Da also die Befestigungen beider Bergreihen durch den Main getrennt waren, so hatten die Römer vermuthlich in der Gegend, wo jetzt Frankfurt steht, eine Brücke über den Fluß geschlagen, um die Verbindung des Pfahlgrabens an seinen beiden Ufern zu erhalten, und selbige durch einige Bollwerke befestigt. Diesen Ort der Ueberfahrt oder Furt benutzten auch die Franken, als sie sich zu Herren von Teutschland gemacht hatten. Sie legten dabei eine Stadt an, und gaben ihr den aus ihrem und der Furt zusammengesetzten Nahmen Frankenfurt. [1]

So mag die Anlage zu einer Stadt schon in den Zeiten der Merwinger zu suchen seyn. Seinen ersten Glanz erhielt aber Frankfurt durch Karl den Großen. Er legte einen seiner Palläste oder Reichspfalzen da an, zog eine Menge Bewohner und Arbeiter um denselben her; jenseits des Mains pflanzte er eine Kolonie von den überwundenen Sachsen unter dem Nahmen Sachsenhausen, und verband beide Theile der Stadt, wahrscheinlich durch eine gemeinschaftliche Ueberfahrt und Mauer. Daß der Ort schon unter diesem Kaiser sehr ansehnlich geworden war, beweisen die unter ihm und seinen ersten Nachfolgern gehaltenen Kirchen- und Reichsversammlungen, und die Dankbarkeit der spätern Bewohner gegen diesen ihren ersten Stifter. [2]

Die Nachfolger Karls des Großen, besonders Ludwig I. und II., vergrößerten die Stadt durch ihren öftern

1. Da Herr Pfarrer Kirchner schon eine vollständige Geschichte von Frankfurt herausgegeben, und die Herren von Fichart und Batton reichhaltige Beiträge dazu gesammelt haben, so habe ich diese Darstellung so kurz wie möglich zusammengefaßt.

2. In der Domkirche hat er noch bis heute seinen Altar, und wird da als Heiliger verehrt. Auch trägt noch eine Glocke von ihm ihren Nahmen.

Aufenthalt und die Errichtung des Domstiftes; letzterer schien sie sogar zur Hauptstadt des ostfränkischen Reichs machen zu wollen. Von dieser Zeit an blieb Frankfurt eine der ersten Städte in Deutschland, und noch lassen sich sowohl die Spuren des alten Kaiserpallastes in der Saalgasse, als auch der damalige Umfang und Stadtgraben in den Vertiefungen der Borngasse, des Rebstocks, des Nürnberger Hofs bis zu dem Mainzer Thore finden.

Sowohl die städtischen Urkunden, als die teutsche Geschichte überhaupt beweisen, daß Frankfurt wie andere Städte, anfänglich unter der Verwaltung der kaiserlichen Gaugrafen und Vögte gestanden habe. Die Stadtvögtei dauerte darin bis in das zwölfte Jahrhundert. Nach dieser Zeit aber trat das Schultheißenamt an jenes des Vogtes, und das Schöffengericht verwaltete die Gerechtigkeit. Als die Zünfte in den teutschen Städten immer mehr Ansehen und endlich Theil an der Regierung erhielten, bildete sich erst jene republikanische Verfassung in Frankfurt, wodurch die Staatsverwaltung unter den Stadtschultheiß, die Bürgermeister, den Rath und das Volk vertheilt wurde.

Zu den Zeiten des rheinischen Städtebundes bestand das gemeine Wesen in Frankfurt überhaupt aus den alten Geschlechtern oder Patriziern, und den Zünften. Unter die erstern zählt Kirchner folgende, als die ältesten: Alterstadt, Hohenhaus, Adler, Eschbach, Eschborn, Breunigsheim, Birkelar, Blik, Bommersheim, Bresto, Buchen, Büdesheim, Burmfleke, Bornheim, von Cölln, Corfmann genannt Erkenbold, Kroneberg, Dürkelweil, Eckenheim, Erlebach, Eschbach, Vilbel, Friedberg, Fronhover, Froschhausen, Frosch, Forstmeister, Gerild, Glauburg, Ginheim, Geisenheim, Godeloch, Goldstein, Greburnen (vielleicht Gravenbruch), zum Granich, Hagen (zum

Hayn), Heldenberg, auf der Hofstadt, Hohenstadt, Hollar, Holzhausen, Hilleschofen, von Heysenstamm, Klobelauch, Königstein, Langestadt, Liederbach, Limpurg, Lintheim, Malsheim, Marburg, Massenheim, Meisenbuch, Rauheim, Umstadt, Offenbach, Praunheim, an der Brücke, Rebstock, Rodache, Rumpenheim, Reuser, Sachsenhausen, Schelmen, Schiltknecht, Schanzer, Seligenstadt, Sulzbach, Speier, Stockheim, Storkelin (vielleicht Störchlein), Textel von Carben, Viol, Wanebach oder Wambach, Wedern, Wixhausen, Wobelin, Wallenstadt. Mit diesen verbanden sich später die nach der Unterdrückung von Mainz flüchtigen Mainzer Patriziergeschlechter, die zum Jungen, Humbracht, Landeck, Gensfleisch, Gelthus zur jungen Alen, Fürstenberg, Lichtenstein, Reisen, Guldenschaf, Rosenberg und andere, und machten bald in mehreren, bald nur noch in zwei großen Häusern (Limpurg und Frauenstein) das gesammte Patrizierkorps aus.

Dieses Verzeichniß der alten Frankfurter Geschlechter führt uns zu einigen kritischen Bemerkungen, welche wir hier zu machen nicht unterlassen können. Zuerst geben die Nahmen der meisten deutlich zu erkennen, daß sie entweder von den benachbarten Orten, z. B. Eschborn, Dortelweil, Erlebach, Ginheim, Heysenstamm, Massenheim rc. gebürtig, oder dort noch mit Stammgütern ansäßig, von jenen alten Freiherren waren, welche Heinrich I. in die Städte zu ziehen vermochte. Darunter beweisen aber wieder einige andere Nahmen, z. B. die von Hohenhaus, Sachsenhausen, Adler, Fronhof, Granich, an der Brücke, Störkelein rc. daß diese ihren Stammsitz ursprünglich in Frankfurt oder Sachsenhausen selbst gehabt haben müssen. Ferner findet man von allen diesen verschiedenen Geschlechtern, außer den von Glauburg und Holzhausen, keines

mehr, welches sich bis auf unsere Zeiten in einem oder dem andern der beiden Adelshäuser (Limpurg oder Frauenstein) erhalten hätte; und endlich führen die von Frosch, Rebstok, Reyser ꝛc. Nahmen, welche man auch in dem Patrizierverzeichnisse von Mainz antrifft. Diese Bemerkungen rechtfertigen das, was Kirchner bei Anführung des obigen Verzeichnisses in einer Note sagt: »daß auch der eifrigste Geschichtsforscher mit seinen Untersuchungen hier nicht weiter als bis in das zwölfte Jahrhundert mit Gewißheit hinaufsteigen könne.« [1]

Die Zünfte entsprangen aus den Handwerkern und Künstlern, welche sich schon um den Kaiserpallast Karls des Großen angesiedelt haben mögen. Die ältesten davon waren jene der nöthigsten Handwerke, als der Bäcker, Metzger, Wollenweber, Schuster, Schmiede, Löher, Fischer, Gärtner, Bender und Kummeter oder Sattler. Die Kaufleute waren noch nicht zünftig und ein großer Theil davon wurde die Gadenleute genannt. Man findet daher schon im zwölften Jahrhundert die Zünfte Theil an der Regierung nehmen, und sowohl im Rathe als auch auf den Schöffenstühlen wirksam. Bei der Entstehung des rheinischen Bundes theilten sie schon mit den Alten das Stadtregiment.

So ohngefähr war die Verfassung von Frankfurt, als die Kurfürsten von Mainz dahin die Kaiserwahl verlegten. Wir müssen annehmen, daß zu der Zeit der Umkreis der Stadt sich nicht weiter, als längs der Fahrgasse, dem alten Graben, der Katharinenpforte und den großen Kornmarkt erstreckt habe. Das

1. Herr von Fichard wird hierüber die beste Aufklärung geben.

Fischerfeld, das Klapperfeld, die Zeil, der Rosengarten,[1] der Hirschgraben und der Roßmarkt nebst den nach Bockenheim, Eschenheim und Friedberg führenden Straßen lagen noch außerhalb der Mauern. Obwohl nun bei der Wahl Friedrichs I. nur die vorzüglichsten Erzbischöfe und Herzoge mit ihren Stimmen entschieden, so strömte doch noch eine Menge teutschen Volkes zur Wahlstadt, um bei einer so wichtigen Handlung wenigstens seinen Beifall durch Schildergeklapper zu geben. Daher erhielt auch der Ort, wo das Volk versammelt war, den Nahmen Klapperfeld.

Bei der streitigen Wahl Ludwigs des Baiern und Friedrichs von Oestreich war des erstern Partei unterhalb, des andern oberhalb der Stadt gelagert. Das Feld also, wo ersterer sein Lager unter der Stadt aufgeschlagen hatte, wurde jetzt im Gegensatz vom Klapperfeld, was Friedrich erstürmte, das Ludwigsfeld genannt,[2] obwohl das ganze Feld rings um Frankfurt und Sachsenhausen mit Volk besetzt war. Die Kurfürsten hatten die Wahl Friedrichs vermuthlich in einem Zelte[3] vorgenommen, welches sodann für die Zukunft in ein Wahlhaus verwandelt wurde. Als endlich bei den folgenden Wahlen das bewaffnete Volk wegblieb, und die Wahlfürsten nur mit ihrem Hofstaate einritten, wurde dieser in die Quartiere der

1. Vielleicht gehörte er zum Kaiserpallast, davon noch jetzt die Rosengaß.

2. Vielleicht auch Luginsfeld. Siehe Kirchners Geschichte von Frankfurt.

3. Oder auch in dem Saale.

Stadt verlegt, und die Wahl in dem sogenannten Conclave der Domkirche vollzogen. [1]

Die nach Abgang der Hohenstaufen öfter vorgenommenen Kaiserwahlen zogen Volk und Geld aus allen Gegenden Teutschlands in die Ringmauern von Frankfurt; Kunstfleiß, Schiffahrt und Handel erhielten dadurch ein neues Leben. Der Handwerker hatte in seiner Werkstätte, der Künstler in seiner Kunstkammer und der Handelsmann in seinem Waarenlager häufige Bestellung, Arbeit und Verdienst. Der Aufenthalt so vieler Fürsten und Kaiser machte eine Erweiterung der Stadt nöthig. Plätze und Häuser wurden verschönert; die Mauern über einen Theil des Fischer- und Klapperfeldes, über den Roßmarkt und Hirschgraben ausgedehnt, und mit neuen Thürmen, Gräben und Thoren umgeben. Mit dieser Vergrößerung der Stadt wollten nun auch die Bürger ihre Freiheiten vergrößert sehen. Bei einer jeden Kaiserwahl erhielt die Bürgerschaft von dem Gewählten neue Freiheiten, neue Vorrechte, neue Handelsbegünstigungen. Stolz auf diesen Wohlstand und ihre Reichthümer strebten jetzt die Gemeinen nach einer gleichen Theilnahme an der Regierung der Stadt. Als nämlich im Jahre 1355 Kaiser Karl IV. nach Italien gezogen war, traten aus einer jeden der vierzehn Zünfte die drei ältesten und noch andere Zünftige vor den Rath und forderten, wie sie sagten, ihre alten Rechte wieder. Auf solche unerwartete Anmuthungen nicht gefaßt, kam der Rath in eine große Verlegenheit. Diese wollten die Kaufleute (Gadenleute) benutzen, und

1. Ueber das Klapperfeld, den Rosengarten und den Königstuhl bei Mosbach werden die Herren Batton und Bodmann nähern Aufschluß geben.

boten ihm ihre Hülfe an, wenn er gebieten würde, daß außer den Messen nirgends, als unter den Gaden, Gewand ausgeschnitten werden sollte. Der Rath glaubte den Anmuthungen beider Theile ausweichen zu müssen, und schickte den Bürgermeister Lutz von Holzhausen nebst den zwei Schöffen Konrad Löwenstein und Hartwig Weiß in die Zünfte, um mit ihnen zu verhandeln. Diese erklärten nun ihre Wünsche dahin, daß sie acht rechtliche Männer aus ihrer Mitte wählen wollten, welche bei allen Aemtern beisitzen sollten, um aufzusehen, wohin die Stadt-Gelder verwendet würden. Hierauf erwiederte der Rath: »Es »würde das öffentliche Geld ehrlich und rechtlich verwal»tet, wie diejenigen bezeugen könnten, die von der Zünfte »wegen zu Rath gingen.« Diese Vorstellung wollte keinen Eingang finden; die Zünfte bestanden auf ihrer Forderung.

Die Rathsverwandten suchten vor der Hand Zeit zu gewinnen, und wandten sich zuerst an den Landvogt in der Wetterau, Herrn Ulrich von Hanau, dann an den Kaiser selbst, um diesen verworrenen Handel zu schlichten. Der Landvogt schien die Forderungen der Zünfte nicht unbillig zu finden. Er machte zwischen ihnen und dem Rathe eine Rachtung, Kraft welcher die zünftige Gemeinde jährlich zwölf Biedermänner dem Rathe vorschlagen sollte, woraus er sich sechs wählen könnte, um Nahmens der Stadt seinen Verhandlungen beizuwohnen; mit dem ausdrücklichen Beisatze, daß diese des Raths Heimlichkeiten verbergen müßten. Den Schöffen wurde darin das Recht vorbehalten, sich selbst durch freie Wahl zu ergänzen. Diese Rachtung wurde zwei Jahre später, auf Zuthun der Zünfte, noch dahin abgeändert, daß auch sie die sechs, welche dem Rathe beisitzen, wählen könnten. Nur sollten es biedere unversprochene Leute seyn.

Nachdem die Zünfte diese ihre Forderung erhalten hatten, wurden sie von Heinze von dem Saale, einem Patrizier aus dem Geschlechte der Spangenberg, und Andres Heilegeist, einem reichen Weber, welcher schon dreimal Bürgermeister war, nebst andern angesehenen Bürgern aus den Zünften beredet, ihre Gewalt gegen die Alten und den Rath so zu erweitern und festzugründen, daß unter den Bürgern aller beleidigende Unterschied wegfallen würde, und nur das zünftige Bürgerrecht sowohl bei Wahlen als Aemtervertheilungen Ansprüche darauf geben könnte. Die Zünfte folgten diesen Rathschlägen der Anführer, und ihr Uebermuth ging bald so weit, daß sie alle die vom Rathe, welche sich ihnen widersetzten, mißhandelten, und unter Anführung eines Metzgers mit Nahmen Henne Wirbel, den Schöffen Siegfried von Marburg, genannt zum Paradies, gewaltthätig anfielen, weil er die Rechte des Raths vertheidigt hatte.

In dieser Noth entfloh dieser hartnäckige Patrizier, und suchte die Hülfe des Kaisers nach, dessen Rath und Freund er war. Er wußte die Sache als einen förmlichen Aufruhr des Pöbels gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu schildern, und da es ihm nicht an Mitteln fehlte, den Kaiser zu gewinnen, so wurde dem Erzbischofe und Kurfürsten von Mainz aufgetragen, den Handel zu schlichten und diejenigen Bürger zu strafen, welche sich in diesem Streite gegen Kaiser und Reich vergangen hätten. Der Erzbischof unterzog sich des Auftrags mit Erfolg, weil er dadurch Gelegenheit hatte, den Bürgern von Frankfurt nicht nur seine geistliche, sondern auch seine weltliche Gewalt fühlbar zu machen. Am Tage vor St. Pauli Bekehrung traf er selbst ein, und richtete die Sache so, daß den alten Geschlechtern ihre Vorrechte verblieben und

die Anführer der Zünfte entweder an Geld gestraft wurden, oder die Stadt verlassen mußten.

Durch diese Vorfälle wurde zwar die Gewalt der Zünfte eingeschränkt, allein das gemeine Wesen selbst in ein solches Gleichgewicht gebracht, daß die Freiheit und der Wohlstand der Stadt eher dadurch gewinnen als verlieren konnte. Der Rath war in drei Ordnungen oder Bänke abgetheilt, wovon die erste Schöffen- die zweite Gemeinde- und die dritte Handwerksbank genannt wurde. Alle Rathsverwandte waren, was das Stimmenrecht zur Gesetzgebung betrifft, einander gleich, nur hatten die Handwerker darin einen Vorzug, daß ihre Stimmen bei der Aemterwahl allein so viel galten, als die der beiden andern Bänke zusammen.

Am Donnerstag nach Pfingsten wurden alljährlich die neuen Bürgermeister gewählt, deren oft drei, und zwei davon auch aus den Handwerkern, genommen waren. Der Stadtschultheiß wurde jetzt nicht mehr von dem Kaiser, sondern von dem Rathe eingesetzt. Er war Vorsitzer der Schöffen, führte das Stadtbanner und theilte mit den Bürgermeistern die höchste Vollziehungsgewalt der Republik. Jeder Verwaltungszweig machte ein eignes Amt aus und hatte seine besondern Vorsteher, daher auch die verschiedenen Nahmen derselben, als Rechenmeister, Baumeister, Forstmeister, Spitalmeister, Schützenmeister, Fischmeister 2c. Die ganze Bürgerschaft selbst war in Patrizier und Plebejer oder Alte und Zünftige abgetheilt. Jene hatten anfänglich mehrere Gesellschaften nach ihren sogenannten Trinkstuben, z. B. Limpurg, Frauenstein, Löwenstein, Laderam, Ulner 2c. bis sie sich allein auf die zwei ersten, nämlich Limpurg und Frauenstein, einschränkten. Der Zünfte finden wir eine Zeitlang nur vierzehn,

sie sind endlich durch zunehmenden Wohlstand und Bevölkerung auf dreißig, in neuern Zeiten auf vierzig, vermehrt worden.

Die Gerechtigkeit wurde immer noch, wie in den ältesten Zeiten, von dem höchsten Gerichte verwaltet, und sein Ansehen erstreckte sich auch außer der Stadt. Es richtete nach Herkommen und alten Statuten. Diese wurden zeitlich vermehrt und verbessert und erschienen im Jahr 1498 unter dem nicht ganz passenden Nahmen der Stadtreformation. Außer dem Schöffengerichte und den Audienzen der Bürgermeister, war noch eine Gerichtsstelle da, um kleine Händel im Polizeifache zu schlichten, der Oberstrichter. Unter ihnen standen die weltlichen acht Richter, welche gerichtliche Einsätze, Kauf- und Leihverträge, und die Ausfertigung der Scheine besorgten; aber diese arteten, wie Kirchner bemerkt, zu Liktoren herab. Uebrigens hatte die Billigkeit des Frankfurter Schöffenraths sowohl im Innern als Aeußern Ruhm erworben, und der blühende Gang des Handels zu dieser Zeit beweiset schon durch sich selbst eine gute Justizpflege.

So hatte die Bürgerschaft von Frankfurt ihre innere Verfassung geordnet; die äußere war nicht minder ansehnlich. Durch glücklichen Kauf und Verträge hatten sie ihr Gebiet über mehrere benachbarte Ortschaften, als Oberrad, Niederrad, Bornheim, Dortelweil, Bonnames erweitert, und selbiges durch Bollwerke, Warthürme, und einen Landgraben befestigt. Mehrere tausend streitbare Männer standen im Nothfalle unter Waffen, und wurden durch tapfere Hauptleute angeführt. Der Handel erhöhte die jährlichen Einkünfte, und ihre Bündnisse mit den benachbarten Städten am Rhein und

in der Wetterau schafften ihnen Schutz und Unterstützung gegen ihre Nachbarn.

Darunter waren zu der Zeit die Herren von Kronenberg, Hattstein und Reiffenberg die gefährlichsten. Diese konnten von dem Altkönig herab, wo sie ihre Stammburgen gegründet hatten, die Landstraße und den Main unsicher machen. Sie waren durch beständige Fehden zu Aus- und Anfällen aufgelegt, der Reichthum und die Nachbarschaft der Stadt zog ihre Raubbegierde an, und da jetzt der rheinische Städtebund den Muth der Bürger eben so erhoben, als die Eifersucht der Adelichen geweckt hatte, so entspann sich im Jahre 1389 zwischen Frankfurt und den Kronenbergern eine Fehde, welche der Stadt hätte verderblich werden können. Die Bürgerschaft von Franfurt harrte nämlich schon lange auf eine Gelegenheit, wodurch sie sich an dieser fehdelustigen Familie für so viele Unbilden rächen konnte, welche sie bisher von ihr erdulden mußte. Durch die Anzahl der verbundenen Städte muthig gemacht, zog sie von ihren tapfern Hauptleuten und Bürgermeistern angeführt den Rittern bis an den Fuß des Altkönigs entgegen, und trieb auch anfänglich deren vorgeschobene Haufen zurück. Nach vielen einzelnen Gefechten kam es endlich bei E s c h b o r n zu einer förmlichen Schlacht. Die Patrizier, des Kriegs mehr gewohnt, fochten mit vieler Entschlossenheit. Auch die Zünfte und gemeinen Bürger rückten beherzt den feindlichen Schaaren entgegen; das Treffen schien unentschieden. Da kam der Pfalzgraf Ruprecht, welcher schon die von Mainz, Speier und Worms geschlagen hatte, mit vielen Reitern denen von Kronenberg zu Hülfe, und drang auf allen Seiten in die Haufen der Bürger. Ueberrascht und erschreckt durch den Anfall so geübter Ritter trennten diese

ihre Linien, und ergriffen die Flucht. Die Patrizier und Hauptleute wandten alle Tapferkeit und Beredsamkeit an, um die Flüchtigen zum Treffen zurückzuführen; allein die geschreckten Bürger suchten die Thore und Mauern ihrer Stadt, und ließen den Feinden das Schlachtfeld, große Beute und viele Gefangene.

Diese Niederlage kostete der Stadt Frankfurt ein wichtiges Lösegeld und einen großen Theil ihrer Bürger; allein durch die günstigen Umstände, worin sie zu der Zeit gesetzt wurden, heilten sie bald wieder die geschlagenen Wunden. Ihr Handel hatte sich zu der Zeit schon über Franken, Schwaben, den Ober- und Niederrhein ausgebreitet, die vielen Reichstäge, welche in der Stadt gehalten, die Kaiserwahlen, welche darin vorgenommen wurden, hatten Geld und Käufer herbeigebracht. Aber die vorzüglichste Quelle ihrer Reichthümer und Betriebsamkeit wurden die Messen, wohin jährlich zweimal die Käufer und Verkäufer aus allen Ländern Teutschlands und der Fremde kamen. Schon gegen das vierzehnte Jahrhundert sind diese so volk- und waarenreich gewesen, daß Frankfurt von gleichzeitigen Schriftstellern nicht ohne Grund der Hauptmarkt von Teutschland genannt wurde. Dazu kam noch, daß bald nach der Unterdrückung von Mainz durch den Erzbischof Adolph II. die edelsten und reichsten Büger dieser Stadt sich nach Frankfurt geflüchtet, und dahin den Handel gezogen hatten, in dessen Besitz sie bisher durch ihre herrliche Lage an zwei großen Flüssen waren. Um aber diese Begebenheit umständlicher angeben zu können, müssen wir zur Geschichte von Mainz zurückkommen, worin eigentlich ihre Ursachen aufgesucht werden können.

Verbesserungen.

Seite 181. Zeile 4 und 5 von unten muß statt zu unserer lieben Frau, zu St. Johann und Guido, zu St. German und zu den Allerheiligen gesetzt werden: zu unserer Lieben Frau, zu den Allerheiligen, zu St. Johann und Guido und St. German.

— 201. — 6. statt Heinrich l. Emmerich.

— 215. — 2. von unten statt Lothar l. Heinrich VI.

— 304. — 3. statt Arnstein l. Arnsburg.

— 333. — 5. von unten statt Wilhelm l. Ludwig.

— — — 3. statt Ludwig l. Wilhelm. Siehe die Stammtafel Seite 329.

— 337. — 13. soll vor Maximus noch Martinus stehen, welcher auf dem Concilium zu Sardica war. Siehe ersten Theil Seite 93.

— 345. — 6. soll bei Sidonius noch die Note beigefügt werden: Einige Geschichtschreiber halten seinen Vorfahrer Ruthard für den ersten Wiedererbauer von Mainz.

— 351. — 15. statt wie jene von Fritzlar l. wie jener von St. Johann in Fritzlar rc.











